

Heimatbuch

*Beiträge
zur
altmärkischen
Heimatkunde*

Band 4

1940/41

Verlag und Druck Grimm-Sohn, Gardelegen

Heimatbuch

Beiträge
zur altmärkischen
Heimatkunde

12

In Zusammenarbeit mit altmärkischen Heimatforschern
und Heimatfreunden herausgegeben

von

Dr. Edwin Ritter

Band 4



1940/41

Verlag und Druck Grimm-Sohn, Gardelegen

Zum Geleit!

„Allen Weltlaufs Ausstrom und Ziel ist Heimat!“

Im zweiten Kriegsjahre tritt dieser vierte Band unseres „Heimatbuches“ als Doppelband 1940-41 an die Öffentlichkeit. Von Sieg zu Sieg sind inzwischen unser Führer und seine tapferen Soldaten in dem Kampf geschritten, den uns eine neidische Welt aufzwang, und die deutsche Heimat hat es für ihre heiligste Pflicht gehalten, ihren kampfbewährten Söhnen an der Front den Rücken zu decken.

Es sind geistige Waffen, mit denen unsere altmärkische Heimat mitstreitet, und sie will nicht vor anderen deutschen Gauen im Wettstreit zurückstehen. So möge auch dieser Band wieder Zeugnis davon ablegen, daß unsere Stadt Gardelegen und unser Kreis Gardelegen diese teuere altmärkische Heimat im Innern sichern!

Sie betreut ein so unendlich reiches Erbe deutscher Vergangenheit, das ihr in mehr als tausendjähriger Geschichte überliefert ist, und aus diesem Quell ist auch diesmal wieder von uns Heimatsfreunden und -forschern geschöpft worden. Neben den alten Mitarbeitern ist mancher neue, erfreulicherweise zu finden. Allen, die sich wieder uneigennützigweise

in den Dienst unserer altmärkischen Heimat gestellt haben, gebührt mein aufrichtiger Dank. Leider vermischen wir nur einen Namen, den unseres am 14. Mai 1940 plötzlich und unerwartet verstorbenen Kreismuseumsleiters, Paul Schumacher. Der Tod dieses unersehblichen Mannes bedeutet für uns einen schweren Verlust, den ich auf Anregung des Bundesführers des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, Herrn Prof. Dr. H. Reinerth, im „Mannus“, Zeitschrift für Deutsche Vorgeschichte, 1940, Band 32, H. 3, S. 511-512, würdigen durfte.

Zum Schlusse sei noch der lebenswürdigen Bereitwilligkeit gedacht, mit der der Verband zur Förderung der Museumsinteressen für die Provinz Sachsen und im Freistaat Anhalt, e. V., das Werk gefördert und in jeder Weise unterstützt hat.

An dieser Stelle sei auch dem Verlag Grimm-Sohn gedankt, der mich bei dem Zustandekommen dieses 4. Bandes wieder verständnisvoll unterstützte, um ihn allen Heimatfreunden als eine willkommene Gabe zu überreichen!

Möge dieses Jahr dem deutschen Volk die siegreiche Stunde letzter und höchster Entscheidung in seinem gegenwärtigen Daseinskampf um sein tausendjähriges Erbe bringen!

Gardelegen, den 26. Mai 1941.

Oberstudiendirektor Dr. Edwin Nitter,
Obmann des Vereins für Heimatkunde
im Kreise Gardelegen, e. V.

Der geologische Aufbau der Umgebung von Gardelegen.

Von Hermann Schröder.

Der Boden einer Landschaft ist ihr Schicksal. Von der Beschaffenheit des Bodens und seinen Formen sind Pflanzenbedeckung, Bestiedlung und landwirtschaftliche Nutzung abhängig; er bestimmt letzten Endes die geistige Entwicklung seiner Bewohner. Wer daher Wesen und geschichtliche Entwicklung einer Landschaft völlig erfassen will, der wird gut tun, sich zunächst mit den natürlichen, aus der Geschichte der Erde gegebenen Grundlagen zu beschäftigen.

Wenn wir die erdgeschichtlichen Begebenheiten, den geologischen Aufbau unserer Heimat und die Entstehung ihres Landschaftsbildes, richtig verstehen wollen, so brauchen wir nicht weit in der Erdgeschichte zurückzugehen. Denn Aufbau und Oberflächengestaltung in ihrer heutigen Form ist als Erbschaft des jüngsten geologischen Zeitabschnittes, der Eiszeit oder des Diluviums, anzusehen. Ihr verdankt unsere Heimat nicht nur die verschiedene Zusammensetzung der Böden, sondern auch die Täler und Höhen wurden in dieser Zeit im Grundplan angelegt.

Es hat lange Zeit gedauert, bis man sich über den Ursprung der verschiedenen Bodenarten im klaren war. Obwohl einzelne Gelehrte schon frühzeitig an eine ortsfremde, nordische Abstammung der Ablagerungen glaubten, gewannen andere Anschauungen die Oberhand. So wollte man beweisen, daß es sich um Abfälle handle, die aus dem deutschen Mittelgebirge stammten. Eine andere Meinung, der auch Goethe zuneigte, ging dahin, die großen Blöcke, die Gerölle und Schuttmassen als die Verwitterungsdecke der in der Tiefe anstehenden Gesteine zu erklären. Schließlich hielt man die Gerölle und Sande für Material vulkanischen Ursprungs, und zwar sollten sie aus den häufig kreisrunden „Söllen“, die sich auch in unserer engeren Heimat, in der Colbitz-Lehlinger Heide, finden und die wohl rein äußerlich eine gewisse Ähnlichkeit mit den Maarbildungen vulkanischer Gegenden aufweisen, herausgeschleudert sein.

Als man aber die vielen Steine, die sich überall im Norddeutschen Flachlande im Boden finden und die hier und da auch als riesige Blöcke zutage treten, näher untersuchte, fand man, daß diese „Findlinge“ aus denselben Gesteinsarten bestehen, wie wir sie in Schweden und Norwegen als „gewachsenen Fels“ wiederfinden. Die Gebirge Scandinaviens sind aus demselben Material aufgebaut wie unsere „Feldsteine“. Welche gewaltigen Kräfte aber sollten diese unabsehbaren Steinmassen vom Norden her bis zu uns heruntergeschafft haben?

Nahm man ursprünglich eine ungeheure Flut an, es spielten hierbei noch alte Sintflutvorstellungen eine Rolle, die vom Norden her gekommen sein sollte und ganz Norddeutsch-

land überschwemmt und Sand und Steine dabei mit sich fortgerissen habe, so mußte man diese Vorstellung wieder aufgeben, da sie zu den Ablagerungsformen in Widerspruch stand.

Auch der Wind, der wohl in der Wüste Sandkörner über weite Strecken tragen kann, konnte bei der Größe der Findlinge als Transportmittel nicht in Frage kommen.

So kam Lyell 1835 schließlich auf die Treibeistheorie, die berufen war, immer mehr Annahme zu finden. Nach ihr sollte während der Eiszeit Norddeutschland bis an den Rand der Mittelgebirge vom Meere bedeckt gewesen sein, während Scandinavien große Gletscher trug, die bis ans Meer reichten. Riesige Eisberge sollten vom Norden nach Süden gedriftet sein, nordisches Gesteinsmaterial nach Norddeutschland befördert und hier beim Abschmelzen Steine und Schlamm fallen gelassen haben. Doch reichte auch diese Theorie, so nahe sie auch schon der Wahrheit gerückt war, nicht aus, alle Rätsel zu lösen.

Erst später begann sich dann die Erkenntnis durchzusetzen, daß nicht Wasser, Wind oder Treibeis diese großen Mengen von Gesteinsmaterial nach Norddeutschland verfrachtet haben, sondern daß nur Gletschereis als Transportmittel in Frage kommen könne. Man ging dabei von den Verhältnissen in den Alpen aus, wo man in den Tälern große Schutthalden angehäuft findet, die einst von den Gletschern zurückgelassen wurden, als sie in früherer Zeit weiter talabwärts vorgezogen waren. Und diese Schutthäuser, Moränen genannt, zeigten in ihrem Innern denselben Aufbau wie die Ablagerungen in unserer Heimat; hier wie dort fand man in dem Schuttmaterial völlig regellos verteilt größere Blöcke liegen.

So konnte 1875 von dem Schweden Torell die Inlandeis-
theorie begründet werden, nach der die Ablagerungen Nord-
deutschlands die „Grundmoräne“ einer von Skandinavien aus-
gehenden riesigen Inlandeis-Masse sind. Bewiesen wurde diese
Annahme durch die Funde von Rüdersdorf in der Nähe von
Berlin, wo man auf dem Kalkstein Schrammen und Rillen
entdeckte. Diese Erscheinungen konnten nur als Kratzspuren
gedeutet werden, die die in der Eismasse eingefrorenen Ge-
steine auf dem felsigen Untergrund hinterlassen haben. Weder
Wasser noch Wind kann derartige Schrammen erzeugen.
Später haben dann noch andere Funde von Gletscherschrammen
und -schliffen zur Stütze der Inlandeistheorie beigetragen;
unter ihnen nicht zuletzt die Vorkommen in unserer Gegend
auf dem Rhät sandstein von Velpke bei Oebisfelde und auf den
Kulmgesteinen am Steinkohlenberg bei Flechtingen.

Wenn wir uns nach den Ursachen dieser ungeheuren
eiszeitlichen Vergletscherung fragen, so müssen wir gestehen,
daß wir bis heute noch nicht in der Lage sind, eine befriedi-
gende Antwort darauf zu geben. Einige Forscher haben ange-
nommen, daß in früheren Zeiten die Luftzusammensetzung eine
andere gewesen sei als heute, die weniger Sonnenwärme auf
die Erde habe gelangen lassen; oder man hat auch geglaubt,
ein vermehrtes Auftreten von Sonnenflecken für die Tempera-
tur-Erniedrigung in der Eiszeit verantwortlich machen zu
können. Schließlich haben dann weitere genaue Beobachtungen
gelehrt, daß die Erdachse nicht so fest steht, wie man früher
annahm. Eine Verlagerung aber des Nordpols nach dem mitt-
leren Grönland würde schon völlig ausreichen, um eine Ver-

teilung der eiszeitlichen Eismassen um den nördlichen Atlantik
zu verursachen (Walthert). Doch können alle diese Erklärungen
nicht restlos befriedigen.

Sicher jedenfalls ist, daß es damals in Lappland, Nor-
wegen und in den höheren Breiten von Mitteleuropa unauf-
hörllich zu schneien begann. Die immer mehr wachsenden
Schneemengen tauten nicht mehr auf, sondern verwandelten sich
unter ihrem eigenen Druck in blaues Eis. Diese Eismassen
breiteten sich allmählich zu einem riesigen Inlandeis aus, das
wie ein zäher Kuchenteig langsam, aber unaufhaltsam
nach Süden vorwärts schritt. Wälder und Rasen schwanden
dahin, die Tiere wurden ihrer Nahrungsquellen beraubt und
flohen vor den herandrängenden nordischen Eismassen. Alle
Lebewesen, die nicht schnell genug ihr Heil in der Flucht
suchen konnten, wurden erbarmungslos vernichtet, das Land
unter einer mehrere hundert Meter mächtigen Eisdecke be-
graben. War einmal die Sonne stark genug, um den Nebel-
schleier, der über der Eisdecke lag, zu durchdringen, so wurde
dem Vorwärtsschreiten der Masse Einhalt geboten, und es
kam zum vorübergehenden Abschmelzen des Eises.

Unser Heimatgebiet muß damals ein recht seltsames
Landschaftsbild geboten haben. Sehr eindrucksvoll schildert
Bettenstedt in „Eiszeitgletscher am Horizont“ diese eiszeitliche
Urelandschaft: „Schon den ganzen Winter über heulte der
Sturm über das Inlandeis. Dichte Schneewehen verhüllten das
Land. Unter der weißen Decke war der Rand der Gletscher nur
an den tiefen Spalten zu erkennen. Und das Land ahnte man
nur, wenn eine dunkle Felsenklippe das eintönige Weiß unter-
brach. Doch auch dieser Winter ging vorüber.“

Wärmer wurde die Sonne, der Schnee schmolz, und das kahle, nackte Land wurde sichtbar. Auf der Inlandeisfläche erwachten die Gletscherbäche. Wenn tagsüber die Sonne auf das brannte, sammelten sich tausende Rinnsale zu mächtigen Flüssen, die mit unglaublicher Geschwindigkeit zwischen dem glatten, blauschimmernden Gletschereise dahinschossen. Überall glüherte und tropfte Eis, in allen Arten, vom klarsten Blaugrün bis zum schmutzigsten Grau. Aber wie sah das Land aus? Der tiefgefrorene Boden war aufgetaut und hatte alles in einen einzigen Schlammbrei verwandelt. Reste der Schneedecke, Eisschollen, Wassertümpel, Seen, Bäche und der zähe Morast bildeten mit den Gletschern eine seltsame Landschaft ohne Pflanzen, eine gewaltige Symphonie aus Eis, Wasser und Schlamm. Doch nur für kurze Zeit, denn bald begann nach dem kurzen Sommer wieder der endlose Winter.

Ein Landschaftsbild ist es, wie wir es von den Polar-gebieten her kennen."

Das Inlandeis, das sich so von Skandinavien bis an die deutschen Mittelgebirge mit großer Mächtigkeit schob, führte nach Art der Gletscher eine Unmenge von Gesteinstrümmern in der Form großer oder kleiner Blöcke bis zu den kleinsten Staubartigen Beimengungen mit sich fort. Diese Trümmer stammten aus dem Untergrunde, über den das Eis hinwegschritt. Aus Skandinavien nahm es Gneise, Glimmerschiefer, Granite, Syenite, Diorite, Porphyre, Diabase, Basalte in sich auf. Dazu kamen schwedische Sand- und Kalksteine aus den Ablagerungen des geologischen Altertums. Weiter schritt das Eis von Schweden her über Bornholm und Rügen, hobelte

hier die feuersteinreiche Schreibkreide ab und nahm im Küstengebiet tertiäre Ablagerungen auf, sodaß also das mitgeführte Material um so reichhaltiger wurde, je weiter das Eis nach den südlichen Teilen vorrückte. Alle diese Bestandteile, groß und klein, wurden vom Eise regellos durcheinandergemengt, zu einem Steinbrei verarbeitet und bildeten die Grundmoräne. Sie enthält eine Musterauslese von Proben aller auf ihrem Wege liegenden Gesteine.

Der Transport geschah unter dem Eise als Untermoräne und nicht etwa wie bei den Alpengletschern z. T. auf der Oberfläche der Eismassen. Das geht schon aus der Beschaffenheit der mitgeführten Blöcke hervor; sie sind kantengerundet, geschrämmt und geritzt oder häufig durch Gletschermassen vor dem Eisrande abgerollt worden. Doch wurde die Grundmoräne nicht ausschließlich unter den Eismassen, sondern, wie Untersuchungen an dem Inlandeis Grönlands ergeben haben, in den unteren Lagen des Eises transportiert.

Schmolz nun das Eis, als das Klima wärmer wurde, so fiel der mitgeführte Inhalt zu Boden.

Diese Grundmoräne führt den Namen Geschiebemergel. Er setzt sich aus sandigen und kalkigen Bestandteilen zusammen; regellos in ihm angeordnet sind kleine und große Gesteinsblöcke. In unserem Gebiete liefert der Geschiebemergel einen guten Ackerboden. Ausgedehnte Geschiebemergelstätten finden wir in der Gegend von Bismarck und in der Colbitz-Lehlinger Heide die Salzhauer Geschiebemergelplatte, kleinere auf der Lindstedter Hochfläche, bei Trüstedt, Jäskau, Lindstedt, Volgfelde oder am westlichen Mildeufer zwischen Weteritz und Gardelegen, bei Ackendorf, Berge, Laahke, Estedt.

In seiner ursprünglichen Form, so wie er vom Eise abgelagert wurde, ist er nirgends mehr oberflächlich erhalten, sondern er ist der Verwitterung anheimgefallen. Ist die Farbe des Geschiebemergels ursprünglich grau infolge der Beimengung von Eisenoxydsalzen, so geht sie bei der Verwitterung in gelbe bis braune Tönung über. Aus diesem gelben Mergel werden durch die Kohlensäurehaltigen Tageswässer und Grundwässer der Kohlensäure Kalk und Magnesia herausgelöst, und es entsteht so aus ihm ein zäher Lehm. Dieser zähe Lehm wird dann schließlich in lockere lehmige und lehmig-sandige Bildungen, in die eigentliche Ackerkrume, übergeführt. An dieser Umwandlung sind die Pflanzen mit ihren Wurzeln, erdbewohnende Tiere, Frost und Hitze und schließlich die Bodenbearbeitung durch den Menschen beteiligt. Es ergibt sich so von unten nach oben bei der Verwitterung des Geschiebemergels folgendes Profil: Grauer Mergel, gelber Mergel, brauner Lehm, lehmiger Sand (Abb. 1).



Abb. 1. Verwitterung des Geschiebemergels.
Gr.M. grauer Mergel. G.M. gelber Mergel. S.L. sandiger Lehm.
L.S. lehmiger Sand. H.L.S. humoser lehmiger Sand.

Diese einzelnen Schichten sind nicht horizontal gegeneinander abgegrenzt. In der außerordentlich wechselnden Zusammen-

setzung des Geschiebemergels ist es begründet, daß die Verwitterung hier schneller, dort langsamer wirken kann, sodaß sich die einzelnen Zonen in unregelmäßig welliger Linie gegeneinander absetzen; zuweilen greifen die oberen zapfenartig tief in die unteren ein.

Die Undurchlässigkeit des Mergels und Lehms ist für den Pflanzenwuchs von großer Wichtigkeit. Durch sie wird einerseits die Feuchtigkeit im Boden festgehalten und dadurch die völlige Austrocknung im Sommer verhindert, andererseits löst das Wasser die im Mergel vorhandenen Nährstoffe und führt sie den Pflanzen zu.

Der „rote altmärkische Geschiebemergel“ unserer Heimat hat nach Wiegers seine rötliche Farbe wahrscheinlich durch die Aufnahme von violett-rötlichen glimmerigen Miozäntonen erhalten. In der Grundmoräne kamen häufig Blöcke von beträchtlicher Größe zur Ablagerung. Wenngleich auch durch die Bodenkultur diese Findlinge vielfach beseitigt worden sind, so finden wir doch noch in unserer Heimat einige dieser mächtigen Zeugen aus eiszeitlicher Vergangenheit. So liegt in der Gardeleger Heide an der Grenze der Colbitz-Lehlinger Heide, der Zienauer Forst und der Gardeleger Hospitalforst der drei Meter lange „Dreigrenzenstein“, nicht weit von ihm entfernt auf dem Blauen Berge der „Große Stein“, ein Granitblock von vier Meter Länge, und in der Polviher Forst, 700 Meter nördlich vom Weinberg, ein anderer zwei Meter langer Block. Auch in den Zichtauer Bergen treffen wir häufig größere Findlinge an. Der größte Findling im altmärkischen Gebiet ist der Backenstein in der Lüderitzer Gutsforst (5,50 : 4,40 : 2,75 m).

Als eine weitere Bildung der Grundmoräne treten in unserem Heimatgebiet die Sande der Hochflächen auf. Sie sind besonders in der Colbitz-Lehlinger Heide weitverbreitet. Dieser „obere, ungeschichtete Geschiebesand“ ist entweder als sandige Grundmoräne nachträglich aus dem Geschiebemergel entstanden, oder er ist bereits ursprünglich als Sand aus dem Eise zur Ablagerung gekommen. Seine reiche Geschiebeführung tritt an manchen Orten besonders zutage, so westlich von Klöße, nördlich von Kunrau und in den „Tarnesitzer Diamantfeldern.“

Charakteristisch für diese Sande ist das Auftreten von Windkantern. Es sind dies Gerölle, deren Kanten und Ecken durch den vom Winde getriebenen Sand besonders zugespitzt und deren Flächen glatt poliert sind. Manchmal kann man ihre

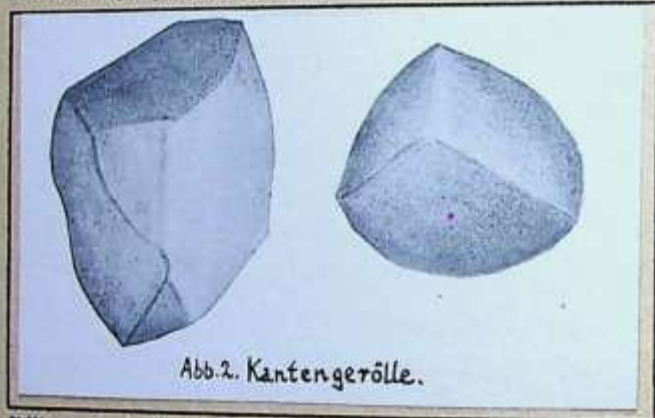


Abb. 2. Kantengerölle.

Bildung beobachten, indem nämlich nur der aus dem Boden herausragende Teil bereits abgeschliffen ist. Man findet so alle Übergänge der Kantenbildung bis zu den echten Windkantern. Überall, wo diese Hochflächenande bei uns auftreten,

stellen sich auch diese Kantengerölle ein, so besonders schön in der Zienauer Heide. Wir haben hier Gelegenheit, uns eine sehr lehrreiche Sammlung dieser Windkanter anzulegen. Jedes von ihnen hat seine eigene Geschichte; sie aus ihren heutigen Formen ablesen zu können, macht das Studium der Windkanter besonders reizvoll (Abb. 2).

In der Grundmoränenlandschaft finden sich als weiterer Rest der Eiszeit die Puhle oder Sölle. Sie sind oder waren früher weitverbreitet im Gebiet der Colbitz-Lehlinger Heide, so auf der Salzhauer Geschiebemergelplatte der Krickentensol, Stämmensol, Schneiderkolk, dann weiter der Hirschklaffen, Sibowsol, Solteis. Nur ein kleiner Teil der Sölle hat bis in die jüngste Vergangenheit hinein dauernd Wasser geführt, manche trockneten schon während der Sommermonate ganz aus. Vor einigen Jahrzehnten aber war es noch anders; damals war ihre Wasserführung bedeutend größer, und sie waren von allerhand Wassergeflügel bewohnt. Diese Sölle haben einst ganz außerordentlich die landschaftliche Schönheit der Lehlinger Heide erhöht. Es handelt sich bei ihnen um mehr oder weniger kreisförmige oder elliptische Wasserlöcher, die in dem Geschiebemergel eingesenkt sind.

Ihre Entstehung wird auf die Schmelzwässer des Inlandeises zurückgeführt, besonders seitdem man im Rüdersdorfer Muschelkalk und anderswo Strudellöcher fand, die unter dem Eise durch herabstürzendes Gletscherwasser entstanden sind. Man nimmt an, daß sich die Schmelzwässer auf der Oberfläche des Eises sammelten, in Spalten herabstürzten und auf die Grundmoräne eine ausstrudelnde Tätigkeit ausübten. Die

Pfähle wären demnach als „Gletschertöpfe“ in großem Maß-
stabe anzusehen. Eine andere Ansicht sucht sie aus dem Schmel-
zen von sogenanntem „toten Eise“ zu erklären. Das Inlandeis
hat sich beim Schmelzen in einzelne Schollen zerlegt. Sie
blieben zum Teil in vorher durch Auswaschung der Gletscher-
wasser geschaffene Bodenvertiefungen liegen, waren von Schutt
bedeckt und blieben so vor schnellem Abschmelzen geschützt. Mit
dem Schwinden des Eises sanken die Deckschichten nach, und
es entstand schließlich eine rundliche oder längliche flache Ver-
tiefung im Boden. Wir dürfen annehmen, daß beide Arten der
Entstehung für die Sölle unserer Heimat in Frage kommen.
Doch darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß zahlreiche Sölle
in anderen Grundmoränenlandschaften des Norddeutschen
Flachlandes sich gar nicht als von der Natur geschaffene Bil-
dungen erwiesen haben. Es handelt sich bei ihnen um künstlich
gegrabene ehemalige Mergelgruben, die im Laufe der Zeit
rund geackert oder zugefüllt worden sind.

Die Inlandeismasse, deren Grundmoränenbildungen in
Form von Geschiebemergel und Geschiebesand wie nunmehr im
geologischen Aufbau unserer Heimat kennengelernt haben,
konnte nur dann vorwärts schreiten, wenn der Nachschub des
Eises aus dem Norden größer war als der Betrag des Ab-
schmelzens am äußersten Eisrande. Hielten sich beide, Nach-
schub und Abschmelzen, das Gleichgewicht, so lag die Eismasse
gewissermaßen still. Während einer solchen Stillstandslage
wurden vor dem Eisrande hohe Wälle von Schuttmassen auf-
gehäuft, die zu einem Teil aus dem in den untersten Lagen
des Eises eingeschlossenen Material, zu anderem Teil aus der

ausgeschmolzenen Grundmoräne stammten. Schwoll der Eis-
rand noch stärker an, so wurden durch den einseitig lastenden
Druck auch die tiefen Schichten des Untergrundes, der durch
die Schmelzwasser durchfeuchtet und plastisch geworden war, in
Mitleidenschaft gezogen und emporgepreßt. Alle diese Bil-
dungen, die so während einer Stillstandslage vor dem Eisrande
aufgetürmt wurden, schufen die Endmoränen. Sie sind in den
vereist gewesenen Teilen Norddeutschlands zu langen Zügen
angeordnet.

Endmoränenbildungen sind an dem geologischen Aufbau
unserer Gegend stark beteiligt. Gerade in der Nähe von Gar-
delegen haben wir reichlich Gelegenheit, diese eiszeitlichen Bil-
dungen in ihrer Eigenart eingehend kennenzulernen. Sie
stellen nicht nur der geologischen Forschung immer wieder neue
Aufgaben, sondern sie verleihen auch der Landschaft von heute
noch ihr charakteristisches Gepräge und tragen viel dazu bei,
die Schönheit unserer Heimat zu erhöhen.

Die in unserem Gebiete nachgewiesenen Endmoränen
bilden ein Zwischenglied eines großen Zuges, der östlich der
Elbe vom Fläming ausgeht, westlich der Elbe in der Colbitz-
Lehlinger Heide und den Zichtauer Bergen seine Fortsetzung
findet, sich bis zur Elbe bei Dannenberg verfolgen läßt, um
dann nach rückwärts zur Lüneburger Heide umzubiegen; man
hat auch versucht, diesen großen Endmoränenzug nach Schles-
wig-Holstein hinein zu verfolgen.

Der Endmoränenzug der Colbitz-Lehlinger Heide verläuft
von Osten nach Westen durch den südlichen Teil der Heide,
von der Elbe zum Ohrefluß, von Rogätz über Colbitz zum

Dorfe Saluelle. Der Jackelberg mit 139,1 m, die höchste Erhebung des Zuges, der Backofenberg und die Dehelschen Berge treten besonders hervor. Es handelt sich um Kies- oder Sandkuppen, die der sanftgewellten Hochfläche der Heide aufgesetzt sind. Wir haben also in diesem Zuge ein Beispiel einer Sandendmoräne vor uns. Jenseits der Ohre findet er seine Fortsetzung in der Calvörder Endmoräne, die von Nordwest nach Südost zwischen Calvörde-Wieglitz einerseits und Wegenstedt-Flechtingen andererseits verläuft. Ihre höchste Erhebung ist der Rabenberg mit 146 m.

Das staffelförmige Abschmelzen des Eises ließ im Hinterlande der Colbitz-Lehlinger Endmoräne endmoränenartige Bildungen entstehen, die als Ablagerungen lokalen Stillstandes zu deuten sind. Solche Bildungen im Zuge der Endmoränen sind in der näheren Umgebung von Gardelegen im Gebiete der Lehlinger Heide vielfach nachzuweisen. Es gehören hierhin der Stahrenberg (113 m) zwischen Jävenitz und Barriere Zienau, der Weinberg (92,7 m) und der Papenberg (84,4 m) bei Jävenitz, der Blaue Berg in der Gardeleger Forst. Ferner konnten folgende Endmoränengebilde südlich der Landstraße Roxförde-Lehlingen im Papenberg, Clüdenschen Berg, Schwarzen Berg und Eichenrähmberg, Lehlinger Berg festgestellt werden. Der Rote Berg südlich von Ziepel und der Schwarze Berg bei Weteritz sind weitere Reste von Endmoränenstaffeln. Sie leiten ungezwungen zum Endmoränengebiet der Zichtauer Berge, zu den Hellbergen, über.

Die Hellberge sind ein Höhenzug, der im Westen von Breitenfeld beginnt und in Nord-Südrichtung bis Wiepke-Zichtau

läuft. Ihre höchsten Erhebungen sind der Große Stakenberg mit 148 m und Langer Berg mit 160,3 und 158,2 m. Diese Endmoränenbildungen überragen ihre Umgebung bis über 100 m; sie stellen die höchsten Punkte der ganzen Altmark dar und werden von den Diluvialhöhen westlich der Elbe nur vom Wilseder Berg in der Lüneburger Heide mit 171 m übertroffen. Am Ostrande dieses Höhenzuges stellen die Schwarzen Berge (113,6 m), der Steinberg (100 m), die Prützenberge (59,8 m) gewissermaßen die Verbindung mit den Ausläufern der Colbitz-Lehlinger Endmoränenbildungen her. Westlich und nordwestlich der Hellberge läuft die Klötzer Endmoräne, die in den Rauhen Bergen 120,3 m erreicht. Die Zichtauer Endmoräne ist als Beispiel einer Stauendmoräne anzusehen; denn sie enthält einen Kern von älteren, aufgefalteten Schichten aus der Eiszeit und dem Tertiär. Wir werden später auf diese Erscheinung noch weiter einzugehen haben.

Wie haben in den Ablagerungen der Grundmoräne, den Geschiebemergeln und Geschiebefanden, und in den Endmoränen Bildungen kennengelernt, die unmittelbar durch das Inlandeis zum Absatz gekommen sind. Neben ihnen spielen unter den eiszeitlichen Bildungen bei dem geologischen Aufbau unseres Heimatgebietes noch jene Absätze eine Rolle, die durch die Schmelzwässer des Eises entstanden sind. Sie unterscheiden sich von den unmittelbaren Ablagerungen des Eises im allgemeinen dadurch, daß sie eine deutliche Schichtung zeigen. Für alle diese durch das Gletscherwasser abgesetzten Materialien bildete die Grundmoräne die Grundlage. Es entstanden aus ihr durch

Auschlammung die verschiedensten Produkte, so Sande, Kiese, Mergel und Tone.

Fortgesetzt entströmten dem Eisrande Schmelzwasserbäche. Sie setzten vor der Endmoräne zunächst das grobsandige Material ab; mit zunehmender Entfernung vom Eisrande wurden die Ablagerungen immer feiner. Es entstanden so vor der Endmoräne breite, langsam abgedachte Sandflächen, die Keilhack nach einem isländischen Lokalausdruck mit Sandur oder Sander bezeichnete. Hier wurden die von den Gletscherbächen ausgewaschenen Grob- und Feinsande in breiten, sächerartig ausgedehnten Kegeln abgelagert; während die feineren Tonbestandteile nach den tieferen Stromtälern entführt wurden, blieb der unfruchtbare Heidesand zurück. Diese Sandurflächen sind als Charakteristikum der Endmoränenzüge ihnen in der Richtung vorgelagert, in der die Schmelzwässer den Tälern zuströmten.

Sanderbildungen hat man in unserer Gegend in den Sandflächen südlich und südwestlich der Zichtauer Berge nachweisen können. Wir begegnen ihnen, wenn wir von Tarnefth oder Solpke aus den Zichtauer Bergen zuwandern. Wir können hier feststellen, daß die Geröllführung der Sande immer gröber wird, je mehr wir uns dem Endmoränenzuge nähern.

Die feinsten Teile der Ausschwämmung, Feinsande und Tone, aber gelangten dann zur Ablagerung, wenn die Schmelzwässer vor dem Eisrande in ein Stauseebecken mündeten. So sind die in der Nähe von Gardelegen auftretenden Tone und Tonmergel als feinste Gletschertrübe gedeutet worden, die vor dem Eise in einem Seebecken zur Ablagerung gekommen

ist. Solche Diluvialtone ziehen sich von Gardelegen südwestlich nach Weteritz, von hier unter dem Mildetal hindurch bis Ipse und gehen dann auf dem östlichen Ufer der Milde in einem schmalen Streifen weiter bis zum Dorfe Zienau.

Manchenorts zeigen solche diluvialen Tone eine merkwürdige Schichtung. Sie ist darauf zurückzuführen, daß durch den Wechsel der Menge der Schmelzwässer sich die Stromgeschwindigkeit änderte. In einer wärmeren Jahreszeit rissen die schneller fließenden Wasser größere Sandkörner mit sich, während im Winter das Wasser in den fast völlig ausgefrorenen Betten nur langsam floß und kraftlos nur noch Ton heranschlammten konnte. So entstanden Tone mit feinsandigen Einlagerungen, die Bändertone. Die Schichtung ist also jahreszeitlich bedingt: die Sandlage bedeutet den Sommer, die Tonschicht den Winter. Man kann die Schichten wie Jahresringe abzählen und erfährt so, wie lange ein solcher Stausee vorhanden war.

Bändertone sind in unserer engeren Heimat nicht bekanntgeworden. Sie waren aber früher nördlich von Haldensleben gut aufgeschlossen; auch in der Senke, in der Colbitz liegt, konnte man Mergelsande und Bändertone nachweisen. Hier müssen also zur Eiszeit vor dem Eisrande, der die Colbitz-Lehlinger Endmoräne schuf, Stauseen vorhanden gewesen sein. Ablagerungen von Schmelzwässern des Eises finden wir aber nicht nur außerhalb der Endmoränenzüge, sondern auch in den Grundmoränengebieten selbst. Denn nicht allein dem stillstehenden Eisrand entquollen Schmelzwässer, auch das vorrückende Eis schmolz ab und sandte Schmelzwässer in das

Vorland. Man hat diese Absätze der Wässer als „Vor-
schüttungsande“ bezeichnet. Von dem nachfolgenden Eis
wurden sie dann mit der Grundmoräne überdeckt und zum
Teil auch wieder völlig zerstört.

„Rückzugsande“ aber entstanden als Ablagerungen der
Schmelzwässer des zurückgehenden Eises. Sie können mit
einer mehr oder weniger starken Decke die unter ihnen liegende
Grundmoräne verhüllen.

Es können sich so Ablagerungsverhältnisse ergeben, die die
richtige Deutung der eiszeitlichen Bildungen unserer Heimat
häufig sehr erschweren. Noch längst sind wir nicht in der Lage,
alle Reste aus der Eiszeit in ihrer Entstehung richtig beurteilen
zu können. Hier harren noch viele Aufgaben ihrer Lösung, und
die wissenschaftlichen Meinungen stehen oft hart gegeneinander.
Viele langwierige Kleinarbeit ist hier noch zu leisten. Erst die
eingehende geologische Neukartierung unseres Gebietes wird
berufen sein, manche Klarheit zu schaffen; stammen doch die
geologischen Aufnahmen eines großen Teiles der Kartenblätter
unserer Heimat noch aus den achtziger Jahren des vorigen
Jahrhunderts, so wurde Blatt Gardelegen 1882/83 aufge-
nommen.

Die Schmelzwässer, die während einer Stillstandslage
dem Eise entströmten, sammelten sich zunächst in kleinen Bächen.
In einiger Entfernung von der Endmoräne vereinigten sie sich
in den „Urstromtälern“. Es waren dies breite Talniederungen,
die mit den heutigen Talzügen nichts zu tun haben, wenn sie
auch heute noch von den Flüssen streckenweise benutzt werden.
Sie waren in Norddeutschland von Ost Südost nach Westnord-

west gerichtet. Mit dem Zurückweichen des Eises verlegten sich
diese großen Sammelrinnen allmählich auch weiter nach
Norden. Man hat so von Süden nach Norden fünf große Ur-
stromtäler im Norddeutschen Flachlande verfolgen können.
Durch Nebentäler, die von Norden nach Süden verliefen,
waren sie miteinander verbunden. So wurde ganz Norddeutsch-
land in Ostwest- und Nord-Südrichtung stark zerschnitten. Durch
die Schmelzwasserströme und die Aufschüttung von Sanden
veränderte sich das Gelände vor den Eisdecken naturgemäß oft
und rasch. Wir dürfen uns daher diese Urströme nicht etwa
wie die heute von parallelen Ufern begrenzten Flüsse vorstellen,
die das Norddeutsche Flachland durchschneiden. „Eher möchte
der Spreewald mit seinen Hunderten von Kanälen, das Havel-
land oder das Seengebiet von Masuren und Mecklenburg mit
ihren schmalen und breiten Wasserstraßen eine Vorstellung
geben von dem fremdartigen Bild, das Norddeutschland
damals bot“ (Walthers).

Diese großen diluvialen Täler wurden durch die Sink-
stoffe, die die Schmelzwässer mit sich führten, allmählich
versandet, sodaß sie heute nur noch als Niederungen im
Landschaftsbilde hervortreten. Die „Talsande“, die in ihnen
zur Ablagerung gelangten, können auch in unserem Gebiete
vielfach in den Niederungen nachgewiesen werden. Abgesehen
von ihrer völlig flachen Lagerung unterscheiden sie sich in
ihrer Beschaffenheit wenig von den Sanden der Hochflächen,
aus denen sie sich ganz allmählich und unmerklich entwickeln.
Sie zeigen aber einen geringeren Gehalt an Geröllen und
Geschieben und eine gleichmäßigere Körnung. Da sie tiefer ge-

lagert sind als die Hochflächensande, sind sie dem Grundwasserstand näher und bilden daher in unserer Heimat einen besseren Ackerboden als die Heidesande.

Talsande finden wir bei Gardelegen im Drömling, im Mildetal und Laosebachtal abgelagert. In diesen drei Talniederungen haben sich in eiszeitlicher Zeit die Schmelzwässer des Inlandeises gesammelt. Als das Eis eine Zeitlang auf den Zichtauer Bergen lag und hier die Endmoräne schuf, sandte es seine Schmelzwässer in den Drömling, die hier ihre sandigen Beimengungen ablagerten.

Im Mildetal ist Talsand zu beiden Seiten des Flusses fast ohne Unterbrechung in einem schmalen Streifen entwickelt, ebenso begleitet er auch die Ufer des Laosebachtals.

Wenn die Talsande auch hauptsächlich auf die Ränder der Talssysteme beschränkt sind, so finden wir sie auch in Form von Inseln inmitten jüngerer Ablagerungen der Niederungen. Solche Talsandinseln haben in späterer Zeit den Menschen dazu gedient, sich auf ihnen ihre Siedlungen anzulegen. So bestehen die „Horste“ im Drömling, die vor seiner Urbarmachung die einzigen Stellen waren, auf denen Menschen wohnten, wie Mieserhorst, Bergfriede, Niendorf, aus Talsandablagerungen.

Auch die Stadt Gardelegen ist im Mildetal auf einer Talsandinsel erbaut worden (Abb. 3).

Aber die Entstehung des Drömlings und seine Rolle, die er bei der Entwässerung unseres Heimatgebietes während der Eiszeit gespielt hat, ist man sich bis heute noch nicht völlig im klaren. Er ist eine der merkwürdigsten Landschaften unserer

Gegend. Der Drömling bildet eine sehr eigenartige Ausbuchtung und Erweiterung eines eiszeitlichen Tal-systems, das bei Wolmirstedt am Elbtal beginnt und sich über Haldensleben und Calvörde in etwa Nordwestrichtung erstreckt. Bei Calvörde verbreitet sich dieses Tal plötzlich sehr stark unter gleichzeitiger Umbiegung seines Südwestrandes nach Westen. Westlich von Oebisfelde, bei Vorsfelde, findet das Tal-system Anschluß an das wieder in Nordwestrichtung ziehende Allertal.

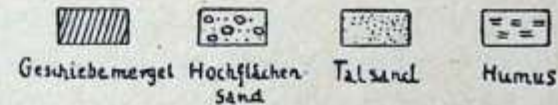
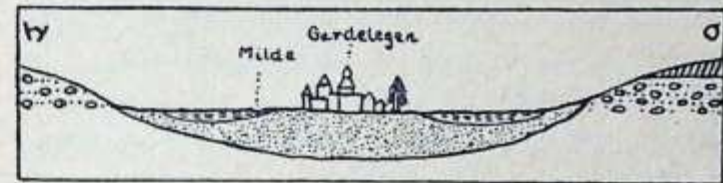


Abb. 3. Der Untergrund von Gardelegen.

Die Hauptwasserader des Drömlings ist die Ohre, die ihn in Südostrichtung durchfließt, um bei Wolmirstedt in die Elbe zu münden. In seinem westlichen Teil aber wird der Drömling von der Aller im Gegensatz zur Ohre in Nordwestrichtung durchzogen. Dieser Fluß tritt etwa bei Oebisfelde in den Drömling ein, durchfließt sein südliches Randgebiet, um ihn bei Vorsfelde wieder zu verlassen und zur Weser zu eilen.

Der Drömling zeichnet sich also dadurch aus, daß er selbst kein eigentliches Gefälle hat. Daher war dieses rings von Diluvialhöhen umgebene Gebiet bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, als die Regulierung unter Friedrich dem Großen

begann, ein weites, große Teile des Jahres völlig unter Wasser stehendes Sumpfsgebiet, in dem sich die Wässer von Ohre und Aller mischten. Erst durch die Regulierung wurde diesen beiden Flüssen ihr besonderes Bett angewiesen, und zwar nach Westen der Aller, nach Osten der Ohre.

Der Drömling bildet eine außerordentlich stark erweiterte und verbreiterte Talwasserscheide, ein Verbindungsstück zwischen zwei verschiedenen, mächtigen Talssystemen, den Urstromtälern der Elbe und Weser. Es erhob sich die Frage, ob er nicht nur morphologisch das Verbindungsstück dieser beiden alten Urstromtäler gewesen ist, sondern, trotzdem heute die Ohre ihr Gefälle nach Südosten der Elbe zu hat, auch tatsächlich als Durchstoß vom Elbe-Urstromtal zur Weser gedient hat. Wir können heute diese Frage nach den neuen Untersuchungsbeunden dahin beantworten, daß ursprünglich das Elbe-Urstromtal in der Tat seine Fortsetzung durch das Ohretal in den Drömling und von da durch das Allertal nach Westen gehabt hat. Dies war der Fall, als das Eis in einer Stillstandslage auf der Lehlinger Heide und den Zichtauer Bergen ruhte und hier die Endmoränenbildungen schuf. Als sich dann das Eis weiter nach Norden zurückzog und damit unser Heimatgebiet eisfrei wurde, sandte es seine Schmelzwässer in das Hamburger Untereibe-Urstromtal. In dieses Tal mündete nun auch das Magdeburger Mitteleibe-Urstromtal, nachdem sich das Wasser zwischen Hohenwarthe und Wolmirstedt durchgenagt hatte.

Da das Hamburger Tal etwa 20 Meter tiefer liegt als das Elbe - Ohre - Drömling - Aller - Tal, so hatte das von

Magdeburg an plötzlich verstärkte Gefälle des Wassers zur Folge, daß das Ohre-Urstromtal zunächst trocken wurde, um dann allmählich mit Umkehrung des Gefälles vom Drömling das Wasser der Elbe zuzuführen. Dadurch wurde eine tiefe Rinne in das Tal gerissen.

Der geologische Werdegang des Ohre-Drömling-Urstromtales scheint demnach viel verwickelter gewesen zu sein, als man früher angenommen hat.

Mit den Bildungen, die die Schmelzwässer des zurückweichenden Inlandeeses in den Niederungen zum Absatz brachten, sind wir mit allen eiszeitlichen Ablagerungen bekannt geworden, die am geologischen Aufbau unserer Heimat beteiligt sind: mit unmittelbaren Ablagerungen des Eises in Form von Grundmoränenbildungen und Endmoränenauffschüttungen, mit Abläßen des Eisschmelzwassers in Form von Sanden, Kiesen, Mergeln, Tonen und Talsanden.

Die Landschaftsformen, Täler und Höhen, wie wir sie heute in unserem Gebiete finden, wurden während der Eiszeit in ihrem Grundplan angelegt und sind seitdem nicht mehr in wesentlichem Maße verändert worden.

Welche Ablagerungen wurden nun seit dem Schwinden des Inlandeeses gebildet, und in welcher Form sind sie an dem geologischen Aufbau unserer Heimat beteiligt?

Wir rechnen alle die Bildungen, die nach dem Zurückweichen des Eises bis in die Jetztzeit hinein entstanden sind und deren Entstehung sich zum Teil heute noch vor unseren Blicken abspielt, zum Alluvium. Bei den alluvialen Bildungen handelt es sich besonders um Umlagerungen durch die Winde,

um die Zufällung der großen Täler, Niederungen und Senken und Bildungen von Torfmooren und Faulschlammablagerungen. Sie verdanken also ihre Entstehung den Kräften des Windes, des Wassers und der Tätigkeit der Organismen. Wir haben demnach zu unterscheiden: Dünenbildungen, Schlickablagerungen und humose Bildungen.

Diese Bildungen der nacheiszeitlichen Periode liegen nur in sehr geringmächtiger Ausbildung den Ablagerungen der Eiszeit auf und haben die eiszeitlichen Oberflächenformen unserer Heimat nur wenig umgestaltet.

Nach dem Zurückweichen des Inlandeises folgte in unserem Gebiet zunächst ein Zeitraum, der sich durch Armut an Vegetation und Feuchtigkeit auszeichnete. Der Sand und Schlamm, den die nördlichen Eisdecken über unsere Heimat ausgebreitet hatten, lag jetzt, weder durch Frost noch durch Schnee oder Vegetationsdecken geschützt, locker und beweglich da. Stürme segten über den kahlen Boden, wirbelten ungeheure Massen von Staub auf und trugen sogar die trägeren Sandkörner über den Boden. So häuften sich vielfach große Sanddünen auf und wanderten ruhelos über das Land, bis sie nach endgültigem Abschluß der Eiszeit durch die wieder hereineingende Flora bewachsen und festgelegt wurden. Noch heute erkennen wir oftmals die Sichelgestalt der Bogendünen im Schatten der Kiefernwälder unseres Heimatgebietes und können aus der im Windschatten erhaltenen halbrunden Bucht die Richtung der sie bildenden Winde erkennen.

Freilich ist es nicht immer leicht zu entscheiden, ob es sich um eine Dünenbildung oder nur um Ablagerung von gewöhn-

lichem Diluvialsand handelt. Die charakteristische Form der Düne mit ihrer flachen Luv- und steilen Leeseite ist häufig durch die Bedeckung mit Humus verwischt worden; auch durch vielfache Änderung der Windrichtung während des Entstehens der Düne ist ihre Form unregelmäßig umgestaltet worden, so daß sie, rein äußerlich betrachtet, von den diluvialen Sandbergen kaum zu trennen ist (Abb. 4).

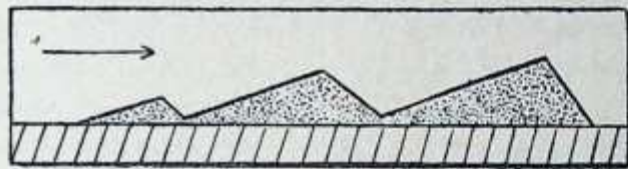


Abb. 4. Dünenbildung mit flacher Luv- und steiler Leeseite.

Anders ist es, wenn wir durch einen Aufschluß Einblick in den inneren Bau der Aufschüttung haben; dann deutet einmal die Kreuzschichtung des Sandes, hervorgerufen durch Wechsel in Richtung und Stärke des Windes, auf Dünenbildung hin, weiter aber unterscheiden sich die Dünenlande durch ihre Steinfreiheit von den Diluvialsanden; denn der Wind führt nur den Feinsand mit sich fort, die größeren Gesteinsstücke aber bleiben liegen. Solche Sandflächen, aus denen der Wind die Dünen zusammenblies, sind dann völlig mit Kieselstein überfakt. Diese Gebiete sind sehr öde: Tarnesitzer Diamantfelder. In solchen Gebieten finden wir auch immer besonders schön ausgebildete Windkanter. Wenn auch nicht alle äußerlich dünenähnlichen Formen als Windaufschüttung zu deuten sind, manchmal genügt schon eine kleine Nachgrabung,

um in 10-20 cm Tiefe Geschlebe festzustellen, so gibt es in der Umgebung von Gardelegen manches Beispiel echter Dünenbildung. So hebt sich sehr schön ein Dünenzug zwischen Wannefeld und Polowitz heraus; diese „Seerabenberge“ zeigen steile Aufschüttungen von 10-12 Meter Höhe. Der Steilabfall ist nach Osten gerichtet; daher ist die Entstehung dieser Düne auf westliche Winde zurückzuführen. Dünen finden sich ferner im Westen und Süden des Dorfes Ziepel. In den Kellerbergen, östlich von Gardelegen, vollzogen sich bis vor einigen Jahren die Bildungen von Windausschüttungen noch vor unseren Augen.

Auffällig ist es, daß sich in der Colbitz-Lehlinger Heide nur verhältnismäßig wenig Flugandbildungen vorfinden, obgleich der größte Teil dieses Gebietes aus leicht auswehbaren diluvialen Sanden besteht. Doch hat Keilhack das geringe Ausreten oder fast gänzliche Fehlen von Dünen auf den Hochflächen als eine für ganz Norddeutschland eigentümliche Erscheinung nachgewiesen. Dünen sind hauptsächlich auf die großen Niederungen, die Urstromtäler, beschränkt oder liegen wenigstens fast immer in ihrer Nähe. Sie müssen also demnach zu einer Zeit entstanden sein, als die heute mit Moorbildungen ausgefüllten Talböden noch trocken lagen. Die Dünenbildungen sind älter als die Moorbildungen, die erst später, als ein feuchteres Klima das Steppenklima der Dünenezeit ablöste, zur Ablagerung kamen. Häufig sind Moore und Torflager erst in Mulden entstanden, die aus der ursprünglichen ebenen eiszeitlichen Sandfläche ausgehöhlt worden sind.

Die Flugande bestehen fast nur aus Sand in Form abgerundeter Quarzkörner. Es fehlen ihnen die kiesigen Bestandteile, die auch einem sandigen Boden eine gewisse Fruchtbarkeit erteilen können. Denn diese kiesigen Teile, die sich aus Feldspat-, Hornblende-, Augit- und Glimmerteilchen aufbauen, geben bei der Verwitterung Kali, Kalk, Phosphorsäure usw. kiefige Beimengungen lassen also den Gehalt an Pflanzennährstoffen steigen. Da diese Stoffe den Dünenanden fehlen, stellen sie unter allen Sandböden die unfruchtbarsten dar. Sie können nur aufgeforstet werden und eignen sich zu keiner anderen Verwendung. In ihrer Verbreitung spielen sie unter den Bodenarten unserer Heimat nur eine untergeordnete Rolle.

Die großen Talebenen, in denen die Schmelzwässer des Eises abflossen, wurden durch Sinkstoffe allmählich ausgefüllt. Waren zunächst in ihnen infolge der großen Stromgeschwindigkeit des Wassers Sande und Kiese abgesetzt worden, so kamen nun, als die Eisdecke aus dem Norddeutschen Flachlande gewichen war, der Wasserzufluß und damit die Stromgeschwindigkeit nachließ, die feineren Materialien toniger und kalkiger Art zum Niederschlag. Allmählich schufen sich die Flüsse aus ihren alten zum Schluß der Diluvialzeit gebildeten Betten ihren heutigen Lauf. Traten dann bei Hochwasser die Flüsse über die Ufer, so füllten sie die alten Niederungen an, in denen dann beim Abflauen der Hochfluten die mitgeführten feinsten tonigen und sandigen Teile als Schlack zur Ablagerung kamen.

Schlackbildungen kamen in der Umgebung von Gardelegen in dem weiten Alluvialtal der Milde in einer Mächtigkeit

teft von etwa 0,50 m vor; so bei Ackendorf, namentlich aber zwischen Berge und Lüffingen. Westlich von Algenstedt zeigt der Schlick Übergänge in Schlicksand; ferner zeigen sich Schlickbildungen bei Wernstedt, Groß- und Klein-Engersen und in größerer Erstreckung südöstlich der Stadt Calbe. Man hat diesen Schlick als ein Produkt von Hochwässern der Elbe angesehen, die bis in das Mildetal zurückstauten und hier ihre feinsten tonigen Teile oder ihre feinen Sandteile (als Schlicksand) zurückließen; vielleicht ist er aber auch als ein alluviales Auschlammungsprodukt der Milde selbst anzusprechen.

In den stehenden Gewässern, den Seen, deren Entstehung im Norddeutschen Flachlande aus den Wirkungen des Inland-eises und seiner Schmelzwässer erklärt worden ist, kamen tonige, sandige und kalkige Ablagerungen zum Absatz. Außerdem bildet sich auf ihrem Grunde häufig ein breiiger Schlamm. Er besteht aus den zu Boden gesunkenen Organismen der Mikroflora und aus den Resten höherer Pflanzen, Resten von niederen und höheren Wassertieren und Samen von Wasserpflanzen. Durch die Regengüsse gelangen noch tonige und sandige Teilchen hinzu und bilden mit den organischen Resten den Faulschlamm. Er bildet den Nährboden für die im Wasser lebenden und in seinem Grunde wurzelnden Pflanzen. Alljährlich sinken beim Absterben der Pflanzen ihre Reste unter den Wasserspiegel, und es erfolgt unter Luftabschluß ein unvollkommener Zersetzungsprozeß. Die abgestorbenen Pflanzenteile bilden Torf. Dadurch, daß sich die Pflanzenwelt vom Ufer her immer weiter in das Gewässer hineinschiebt, wird der See mehr und mehr verlandet und allmählich in einen

Sumpf umgewandelt. Bei der Verlandung eines Sees kommen so zeitlich nacheinander Faulschlammbildungen und Torfbildungen zum Absatz. Findet man daher an einer Stelle unter torfigen Bildungen Faulschlammablagerungen, so weiß man, daß es sich um Ausfüllung eines Seebeckens handelt.

Ein schönes Beispiel einer Seeverlandung bildet in unserer Heimat das Moor der Zichtauer Wiese, die Zichtauer Hauichten. Vor seiner Urbarmachung in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war das Moor fast unwegbar und nur bei sehr großer Trockenheit oder im Winter zu betreten. Heute ist die „Große Wiese“ zum größten Teil in Ackerland umgewandelt worden. Nach Wiegers konnte man hier folgendes Profil feststellen; zu oberst besteht das Moor aus einem 0,60-1,00 m mächtigen braunen Niederungstorf. Unter dem Torf folgt bis zur Tiefe von 2,75 Meter ein verschieden gefärbter kalkiger Faulschlamm (Mudde). Er ist teils weißgrün infolge eines sehr hohen Kalkgehalts, der von zerriebenen Muschelschalen herrührt, teils kaffeebraun oder grün bis grün-schwarz. Unter dem Faulschlamm folgt ein hellgrauer kalkiger, toniger Feinsand bis feinsandiger, kalkiger Ton, Schlick, der wahrscheinlich von diluvialen Sanden unterlagert wird (Abb. 5)

Doch die weitaus größere Zahl der Moore ist nicht durch Verlandung eines größeren oder kleineren Seebeckens entstanden, sondern durch Ausfüllung von Senken in den großen Talniederungen.

Als größte und wichtigste Moorbildung im Gebiete von Gardelegen muß der Drömling genannt werden. Nach Ergebnissen von Bohrungen konnte in seinem Untergrunde Geschiebe-

wegen nachgewiesen werden. Darüber legten sich dann Ge-
 steine und Kalksand. In diesem schon zur Eiszeit ziemlich
 abgewinkelten Tal fanden die alluvialen Tageswässer und
 Gewässer bei abgrenzenden sandigen Höhen der Endmorä-
 nen bei Hülzberg und der Lehlinger Heide nicht mehr
 einen guten Abfluß. Das Gebiet versumpfte vollständig, und
 es kam zu den Sanden Moorbildungen zum Absatz.
 In der Nachbacht unmittelbar dem mineralischen Untergrund

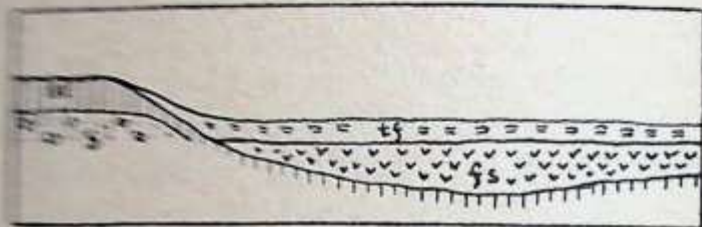


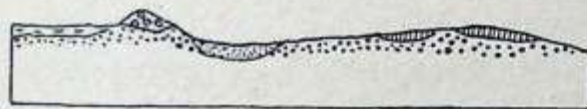
Abb. 5. Profil durch die Zichtauer Mauichten
 (nach Wiegers).

schon vor dem s. Schlick. s. Faulschlamm. t. Torf.

entlang und nicht einer Faulschlamm-Bildung, erfolgte ihre Ent-
 wicklung als nicht in einem tieferen Wasserbecken, einem See,
 sondern in einem feuchten, ganz flach überstauten Gelände.
 Das Torf hat eine Mächtigkeit von 0,30-1,00 m, im Höchst-
 fall von 1,20 m. Die Gras-, Seggen-, Moos- und Schilfräste
 mit verwitterten Baumstämmen und -ästen deuten auf Flach-
 moorbildung hin.

Reine Torfbildungen sind bei Gardelegen weit-
 verbreitet. Flussig finden sie sich im Mildetal in Form von

Wiesentorf. In der Niederung, in der dieser Fluß entspringt,
 in den Bruchwiesen bei Polvitz, ist Niederungstorf in einer
 Mächtigkeit von durchschnittlich 2-3 m entwickelt; gelegentlich
 schwillt er bis auf 5 m an. Ferner konnte Torf in den seit-
 lichen Abzweigungen und Buchten des Mildetales bei Wete-
 ritz und Jpse nachgewiesen werden, dann bei der Stadt
 Gardelegen, bei Lüßingen, Algenstedt, Estedt, Groß-Engersen.
 Er findet sich weiter südlich von Kloster Neuendorf bis über
 Jävenitz hinaus nach Hottendorf. Bei Jävenitz sehen wir ihn
 in einer sich in die Colbitz-Lehlinger Heide hinein erstreckenden
 Bucht entwickelt (Abb. 6). Hier handelt es sich um Moos-
 torfbildungen. Als typische Moorpflanzen werden hier neben



Kies u. Gerölle Gestü. Hoch: Talsand Torf
 Endmoränenbil- bemer. flächen-
 dung gel sand

Abb. 6. Profil: Jävenitzer Moor - Papenberg - Lausebach-
 tal - Lindstedter Hochfläche.

Sphagnaceen Glockenheide, Wollgräser, Seggen, Sumpfporell,
 Sonnentaugewächse usw. gefunden.

Wenn den Moorbildungen sandige und lehmige Bestand-
 teile beigemischt werden, so gehen sie in Mooreerde über. Bei
 weiterer Zunahme der Sand- und Lehmbeimengungen wird

die Mooreerde zu humosem Sand oder humosem Lehm. Mooreerde kann dadurch entstehen, daß bei Torfbildung vom Meer her ständig Sande und Lehm eingeschwemmt werden, oder auch, daß die Humusbildung im Sande bei nahem Grundwasserspiegel so stark wird, daß eine moorige Erde entsteht.

In diesen Bildungen der Nacheiszeit, den Dünen, Schlickern und Mooren, haben wir die jüngsten Ablagerungen vor uns, die am geologischen Aufbau unserer Heimat beteiligt sind.

Wir können zusammenfassend nach dem erdgeschichtlichen Werdegang folgende Landschaften in unserem Gebiete unterscheiden:

1. Die Niederungslandschaften.

Sie verdanken ihren Aufbau den jüngsten Bildungen. Ihr ebener Charakter, das Auftreten von Moor und Schlick sprechen für ehemalige Wasserbedeckung und Versumpfung. Aus ihnen ragen einzelne Inseln von diluvialem Talsand heraus.

2. Die Grundmoränenlandschaften.

Die Grundlage dieser flachwelligen Gebiete bildet der Geschiebemergel.

3. Die Endmoränenlandschaften.

Ihre Entstehung ist auf eine Stillstandslage des Inlandeises zurückzuführen. Sie stellen mit ihren Kies- und Sandkuppen in der Lehlinger Heide und den Zichtauer Bergen die höchsten Erhebungen unseres Gebietes dar.

Wenn wir uns nun nach der Mächtigkeit der diluvialen Decke fragen, so haben wir durch eine Reihe von Tiefbohrungen in der Nähe von Gardelegen darüber Aufschluß erhalten. So konnte bei Mieste 44 m, bei Lehlingen 47 m eiszeitliche Bedeckung nachgewiesen werden, und dabei wurde in beiden Bohrungen noch nicht der ältere Untergrund erreicht; die eiszeitliche Ausschüttung muß also noch mächtiger sein.

Bei Löffingen wurde der ältere Untergrund in 56 m Tiefe festgestellt, bei Wiepke etwa bei 60 m. Im Gebiete der Colbitz-Lehlinger Heide beträgt die Mächtigkeit der eiszeitlichen Trümmermassen bei Salchau 63 m, bei Colbitz 58 m.

Verdankt nun diese gewaltige eiszeitliche Ausschüttung einer einmaligen oder mehrfachen Vergletscherung unseres Gebietes ihre Entstehung?

Bald nachdem die Inlandeistheorie Anerkennung gefunden hatte, glaubte man auch in Angleichung an die Verhältnisse in den Alpen eine mehrfache Vergletscherung des Norddeutschen Flachlandes annehmen zu müssen, und seitdem hat der Streit um die Zahl der Vereisungen in Norddeutschland nicht mehr geschwiegen. Man spricht von älteren und jüngeren eiszeitlichen Ablagerungen und hat für Norddeutschland zwei, drei, vier, fünf, sechs, ja noch mehr Vereisungen angenommen.

Schon aus den äußeren Erscheinungsformen der Endmoränenbildungen wollte man auf das Alter der eiszeitlichen Ablagerungen schließen.

So weisen nach Sagel die „stark greisenhaften, zum Teil lebhaft erodierten und eingeebneten Formen“ der Zichtauer Endmoräne auf ältere eiszeitliche Bildungen hin. Doch muß er aber gleichzeitig zugeben, daß trotz der starken Zerstörung und Abtragung die Schroffheit eines großen Teiles der Moränenhügel noch erstaunlich groß ist und daß Formen wie der Stakenberg, der Lange Berg mit ihrem mehr als 60 Meter hohen Abfall den frischen Endmoränen auf dem baltischen Höhenrücken kaum etwas an Schroffheit nachgeben.

Andere Forscher wiederum gelangten durch den morphologischen Unterschied, den die Endmoränen nördlich von Magdeburg, verglichen mit denen südlich davon, bieten, zu der Überzeugung, daß wir es in den Endmoränen von Planken, Calvörde, Zichtau und Klöße mit jungen Formen der letzten Eiszeit zu tun haben.

Diese Beispiele mögen schon genügen, um zu zeigen, daß die Altersbestimmung der eiszeitlichen Bildungen nach dem Endmoränencharakter völlig unzuverlässig ist.

Auch das Vorhandensein der merkwürdigen Sölle, die man als wichtiges Charakteristikum der Jungmoränenlandschaft angesehen hat, kann nicht zur Altersbestimmung herangezogen werden. Denn wie müssen bedenken, daß diese Kessellöcher auch in der Jungmoränenlandschaft in verhältnismäßig kurzer Zeit der Einebnung anheimfallen.

Als besonders bezeichnende Ablagerungsform der Eismassen haben wir den Geschiebemergel kennengelernt. Aus dem Auftreten mehrerer Geschiebemergel übereinander hat man nun die mehrfache Vergletscherung eines Gebietes be-

weisen wollen. Doch ist auch diese Beweisführung nicht richtig. Wenn wir in einer Bohrung vier, fünf, sechs, ja sogar zehn scharfgetrennte Grundmoränen übereinander unterscheiden können, so dürfen wir keineswegs eine ebenso zahlreiche Vergletscherung annehmen. Aus dem Vorkommen so vieler Grundmoränen übereinander geht nur hervor, wie mannigfaltig die Bewegungen einzelner Eiszungen innerhalb großer Eisächer gewesen sein müssen.

Nur dann, wenn es gelingt, zwischen den eiszeitlichen Ablagerungen eine Schicht nachzuweisen, deren Absatz nicht durch Inlandeis und seine Schmelzwässer erfolgt sein kann, ist der Beweis zweier Eiszeiten übereinander einwandfrei erbracht.

Einige Tiefbohrungen, die in der Gegend von Gardelegen niedergebracht worden sind, haben in den eiszeitlichen Ablagerungen solche zwischeneiszeitlichen, interglazialen Trennungsschichten feststellen können. Sie haben dazu beigetragen, die Frage nach der Zahl der Vereisungen in unserem Gebiet beantworten zu helfen.

So wurde bei Kakerbeck in einer Bohrung unter Geschiebemergel bei 7,30 m Tiefe Torf erbohrt, der wiederum von eiszeitlichen Bildungen unterlagert wird. Dieses 0,60 m mächtige Torflager kann nur zu einer Zeit entstanden sein, als sich das Eis vollständig aus unserem Gebiete zurückgezogen hatte und das Klima Pflanzenwuchs zuließ. Die Überlagerung des Torfes durch Geschiebemergel legt Zeugnis davon ab, daß später das Eis nochmals in dieses Gebiet vorstieß und seine Schuttmassen darüber ausbreitete. Da in dieser Bohrung die

eiszeitliche Decke aber nicht völlig durchsunken und das Liegende der Diluvialschichten nicht erreicht wurde, läßt sie die Frage nach der Zahl der Eiszeiten in unserem Gebiete noch offen.

Anders verhält es sich mit einer Bohrung, die südöstlich von Wiepke niedergebracht worden ist. Sie durchsank folgendes Profil, das gekürzt mitgeteilt wird:

0- 0,40 m	Mutterboden, Alluvium	
0,40- 5,20 "	Kiesiger Sand z. T. mit Geröllen, Diluvium	
5,20- 8,70 "	sandiger Torf und Torf, Zwischen-eiszeit	
8,70- 54,70 "	Kiesiger Sand z. T. mit Geröllen	} Diluvium
54,70- 59,30 "	grauer Ton	
59,30- 68,40 "	grauer Sand mit Kohlen Spuren	} Tertiär
68,40- 74,20 "	grauer sandiger Ton	
74,20- 96,80 "	grauer feiner Sand mit Glimmer u. Kohlen Spuren	
96,80-122,80 "	scharfer graubrauner Sand	

Durch diese Bohrung wurde der Nachweis zweier eiszeitlichen Bildungen, getrennt durch eine zwischen-eiszeitliche Ablagerung, den Torf, einwandfrei erbracht. Da das ganze Diluvium bis zu seiner Unterlage, den tertiären Ablagerungen, durchbohret wurde, müssen wir demnach eine zweimalige Vergletscherung unseres Heimatgebietes annehmen.

Ähnliche Verhältnisse offenbarten auch Tiefbohrungen in der Colbitz-Lehlinger Heide. So wurde durch eine Bohrung auf Blatt Colbitz in der Nähe des Schützenfels folgendes Profil erschlossen:

0- 0,60 m	humoser Sand	} Diluvium
0,60- 6,50 "	gelber feiner Sand	

6,50- 8,10 "	grauer feiner Sand mit Faulschlamm Schichten	} 1. Inter-glazial	
8,10-13,40 "	grauer und schwarzer Feinsand, kalkfrei		
13,40-16,50 "	schwarzer Faulschlamm, kalkfrei		
16,50-27,30 "	hellgrauer und schwarzer Feinsand, kalkfrei		
27,30-31,80 "	grauer Faulschlamm, kalkfrei		
31,80-56,10 "	graugelber Sand mit Kies und Geröllen		
56,10-56,60 "	hellgrauer Geschiebemergel		} 1. Vereisung
56,60-70,10 "	grauer schwachkiesiger Sand und Tonmergel		
70,10-75,00 "	schwarzer Geschiebemergel		} Tertiär (Unter-Oligozän).
75,00-75,20 "	grauer bis graugrüner feinsandiger Tonmergel		
75,20-75,30 "	grauer bis graugrüner Feinsand		

Nach dieser Bohrung im Gebiet der Colbitz-Lehlinger Heide, in der die diluvialen Ablagerungen in ihrer Gesamtmächtigkeit bis auf die ältere geologische Unterlage (Unter-Oligozän) durchbohrt wurden, wurde ebenfalls eine zwischen-eiszeitliche Trennungsschicht, hier in Form von Faulschlamm, festgestellt. Ähnliche Verhältnisse enthüllten noch andere Bohrungen im Gebiete der Heide. Sie haben also auch hier den Beweis einer zweimaligen Vergletscherung des Gebietes erbracht (Abb. 7).

Wenn wir die der älteren geologischen Unterlage, dem Tertiär, aufliegenden eiszeitlichen Schichten der ersten Vereisung zuweisen, so müßten die darüberliegenden Faulschlambildungen in der ersten Zwischen-eiszeit entstanden sein. Die darüber folgenden und zutage tretenden diluvialen Ablage-

rungen gehören dann zur zweiten Eiszeit. Wir gewinnen daher nach den Ergebnissen dieser Tiefbohrungen den Eindruck, daß das Gebiet um Gardelegen mindestens eine zweifache Vergletscherung durchgemacht hat.

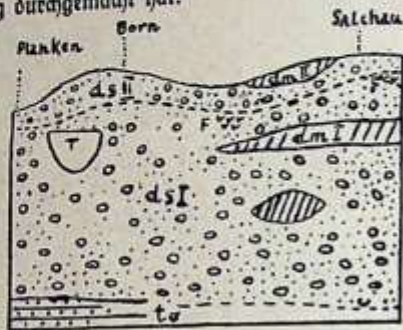


Abb. 7. Profil durch die Letzlinger Heide.

ds II Sand u. Kies. dm I Geschiebemergel
II. Eiszeit.

F Faulschlamm. I. Zwischen eiszeit.

T Tonmergel. ds I. Sand u. Kies.

dm I Geschiebemergel. I. Eiszeit.

to Tertiär (Unter-Oligozän).

(nach Wieggers).

Was liegt unter den eiszeitlichen Ablagerungen, deren gewaltige Mächtigkeit wir durch die Tiefbohrungen in unserem Heimatgebiet kennengelernt haben, wie sah der Untergrund aus, auf den das Inlandeis seine mächtigen Schuttmassen ausbreitete?

Nicht immer findet sich der ältere Untergrund so tief, wie er in den Bohrungen erschlossen wurde. An einigen Stellen

ist er, durch besondere Umstände begünstigt, der Erdoberfläche nähergerückt, und an diesen Orten haben wir dann Gelegenheit, uns ein Bild von den Ablagerungen zu machen, die in unserem Gebiete gebildet worden waren, bevor die Eismassen von Norden her heranrückten.

So haben uns einige Aufschlüsse an den nördlichen Abhängen der Hellberge bei Wiepke und Zichtau einen guten Einblick in die Schichten des älteren Untergrundes gewährt. Hier treten Mergel mit Einlagerungen von grünlichen und weißen Bänken, braunroten bis schwärzlich gefärbten Brauneisensteinbänken und gelblichen Sandsteinbänken auf, die reichlich Versteinerungen führen. Durch alle diese Einlagerungen können Schichtung und Lagerungsstörungen, die die Mergel erlitten haben, auf das deutlichste verfolgt werden. Über den Mergeln folgen gelbe und weiße Sande. Die Ausbildung dieser Ablagerungen ist aus der umstehenden Tabelle ersichtlich.

Die Bestimmung der in den Schichten gefundenen Versteinerung hat ergeben, daß wir die Ablagerungen dem Tertiär und zwar dem Ober-Oligozän zuzurechnen haben. Es wurden im ganzen 117 Arten gesammelt, und zwar in großer Artenzahl Schnecken (64) und Muscheln (45); eine untergeordnete Rolle spielen Brachiopoden, Seeigel, Würmer, Korallen, Krebstiere. Reste von Knochenfischen sind uns in ihren sehr widerstandsfähigen Gehörsteinen erhalten; auch Zähne von Haifischen hat man nachweisen können.

Wahrscheinlich haben wir es in den tertiären Schichten von Wiepke und Zichtau mit Strandbildungen zu tun. Dafür sprechen zunächst die Versteinerungen, die zu einem großen

15,0	Diluvium Weißer Sand
2,0	Weißer Sand
5,5	Brauneisensteinbänke (Klappersteine) Gelber Sand
0,5	tonig-sandiges Zwischenmittel
8,0	Dunkler Mergel
2,0	Übergangsschicht
20,0	Brauneisensteinbänke
	Bänke aus Cardium- u. Pertunculuschalen
	Heller Mergel Schalenbreccienbänke

Ausbildung des Tertiärs von Wiepke und Zichtau.

Teil Tieren, Muscheln und Schnecken angehören, die typische Küstenbewohner sind. Auch das Auftreten von Korallen deutet auf Landnähe hin, ebenso das Vorkommen von kugelförmigen bis walzenförmigen, ein bis drei Zentimeter großen Geröllen von Sandstein und von eingeschwemmten, von Bohrmuscheln durchsetzten vertieften Hölzern.

Schließlich finden wir in einer besonderen Art der Gesteinsausbildung der Ablagerungen von Wiepke, dem Petrefaktensandstein oder Sternberger Kuchen, plattenförmigen fossilreichen Sandsteinkonkretionen, eine weitere Stütze für die Annahme, daß diese Schichten in der Nähe der Küste zum Absatz kamen.

Oberoligozäne Schichten in der gleichen Ausbildung wie bei Wiepke und Zichtau konnten vor etwa 60 Jahren in einer Grube bei dem Dorfe Weteritz, westlich von Gardelegen, nachgewiesen werden. Nordwestlich von Lüssingen bei Gardelegen wurden sie in einer Bohrung in etwa 60 m Tiefe festgestellt.

Im Gebiete der Colbitz-Lehlinger Heide sind sie weder in Tagesausschlüssen noch in Bohrungen angetroffen worden. Wenn auch hier und da in den Kiesgruben der Lehlinger Heide, am Weinberg und Papenberg bei Jävenitz, am Eichentröchenberg bei Lehlingen und am Klüdenschen Berg tertiäre Geschiebe in Form von Eisensteinkonkretionen (Klappersteinen) gefunden worden sind, so dürfen wir daraus nicht auf das Vorkommen von oberoligozänen Ablagerungen im Untergrunde schließen. Denn tertiäre Geschiebe sind so weit verbreitet, wie das Inlandeis reichte.

Man hat daher angenommen, daß das Ufer des oberoligozänen Meeres etwa südlich von Gardelegen zur Elbe verlief. Nur der nördliche Teil unseres Heimatgebietes wäre demnach zu dieser Zeit noch vom Meer bedeckt gewesen. Es wird sich um ein leichtes, aber sehr buchtenreiches Meer gehandelt haben.

Neuerdings neigt man nach den Vorkommen oberoligozäner Schichten bei Aken, Zerbst usw. der Ansicht zu, daß das oberoligozäne Meer weiter nach Süden gereicht hat und daß seine Ablagerungen in der Colbitz-Lehlinger Heide vor Beginn des Diluviums restlos wieder zerstört worden sind (Wieggers, *Erfoderung und Alter des Magdeburger Diluviums*. Berlin 1929. S. 102).

An anderen Orten unserer Gegend sind die eiszeitlichen Bildungen nicht auf ursprüngliche Meeresablagerungen sondern auf Schichten gelegt worden, deren Entstehung auf dem Festlande erfolgt ist. Es handelt sich um Ablagerungen, die nach dem Zurückweichen des oberoligozänen Meeres in unserem Gebiete entstanden sind. Damals, in der Miozänzeit, muß unsere Heimat eine flache Niederung dargestellt haben, in der Tone und Schlamm- und Sande abgesetzt wurden und in tropischen Sumpfwäldern Moore entstanden, die zur Bildung von Braunkohlenlagern Anlaß gaben.

So wurden zu Anfang dieses Jahrhunderts bei Lindstedt und Klinka Braunkohlenfelder erbohrt. Wenn sich auch die Braunkohle infolge ihrer tonigen und sandigen Verunreinigungen leider als nicht abbaubar erwies und ihre Förderung daher bald wieder eingestellt werden mußte, so haben doch Tagebau und Bohrerergebnisse recht ausschlufreiche Einblicke in den geologischen Aufbau dieser Schichten gewährt. Denn sie zeigten, in welchem gewaltigem Ausmaße die Inlandeismasse durch Druckwirkung den Untergrund, über den sie hinwegschritt, gestört hat.

In dem Braunkohlenfeld von Lindstedt liegen die Schichten nirgends normal. Sie zeigen starke Faltungerscheinungen, Sattel- und Muldenbildung. Dies gilt nicht nur für die erbohrten Flöze, sondern auch für das im Tagebau im Jahre 1922 angeschnittene Flöz; es ist ebenfalls zu steilen Sätteln und Mulden aufgefaltet worden, und zwar scheint die Abweichung von der normalen Lage im Tagebau noch viel kräftiger zu sein als bei den tieferen, durch Bohrungen festgestellten Flözen. Wir sehen in dem Abklingen der Störungen nach der Tiefe zu einen Beweis dafür, daß wir es mit eiszeitlichen Störungen zu tun haben.

Auch bei Klinka konnten glaziale Einwirkungen auf den Untergrund festgestellt werden. Hier wurden unter einem Meter Diluvialsand die tertiären Ablagerungen in Form von Braunkohlen und Ton erbohrt. Sie erreichen hier eine Mächtigkeit von 26 Meter. Darunter aber wurden wieder eiszeitliche Bildungen angetroffen und zwar in der Ausbildung von Geschiebemergel. Wir haben es hier also mit einer mächtigen, 26 Meter dicken, losgerissenen, vom Inlandeis verschleppten, wurzellosen Scholle zu tun. Solche Schollen älteren Gebirges sind im Norddeutschen Flachlande weitverbreitet. Sie liegen in der Regel höher als das durch Tiefbohrungen festgestellte Anstehende und sind durch den Druck des Inlandeises aus ihrem Schichtenverbande losgelöst, als Riesengeschiebe vielleicht ein Stück weit transportiert und schließlich, wenn die Bewegungstärke des Eises nachließ, wieder abgesetzt worden.

Als eine solche Schollenbildung im Diluvium hat man auch die Tertiärvorkommen bei Wiepke und Zichtau erklären

wollen, auf die wir in diesem Zusammenhange nochmals zurückkommen müssen. Auch hier sind die Schichten in keinem der Aufschlüsse in normaler Lagerung angetroffen worden; sie haben starke Störungen erlitten und erscheinen steil aufgerichtet. Nach den in der Nähe dieser Vorkommen niedergebrachten Bohrungen müßten die Schichten durch den Eisdruck über 100 Meter über die normale Lagerung aufgepreßt worden sein. In diese so stark gestörten tertiären Schichten, deren Streichen und Fallen obendrein nicht einheitlich ist, sind manchmal sogar noch Ablagerungen nordischen Materials hineingeknetet worden. Jedenfalls sprechen sehr viele Gründe eher für Schollen- als für Faltenbildung. Doch hat sich ein direkter Nachweis nicht erbringen lassen, da ihre Wurzellosigkeit durch Bohrungen bisher nicht festgestellt worden ist.

Wie weit die Störungen des Untergrundes durch Eisdruck und Eisdruck gehen können, zeigt nachdrücklichst ein Profil, das Wahnschaffe schon 1882 aus dem Klötzer Forst mitteilen konnte (Abb. 8).

Hier sind diluviale Fayencemergel von Geschiebesand und Geschiebelehm überlagert. „Sie zeigen eine starke Aufrichtung und daneben sehr eigentümliche Faltungen und Knickungen der Schichten mit unzähligen, sich wiederholenden zickzackartigen kleinen Verwerfungen.“ Nach diesem Profil können wir uns die Verlagerungen durch Schub und Druck in den oberen Schichten des Untergrundes, über den das Inlandeis hinwegging, gar nicht wirr genug denken.

Nachdem wir einen Einblick in die großen Störungen genommen haben, die der vorzeitliche Untergrund unseres

Heimatgebietes durch die Einwirkungen der Inlandeismasse erfahren hat, müssen wir noch zu der Frage Stellung nehmen, ob und welche Beziehungen zwischen dem vorzeitlichen Untergrunde und den heutigen Oberflächenformen bestehen.

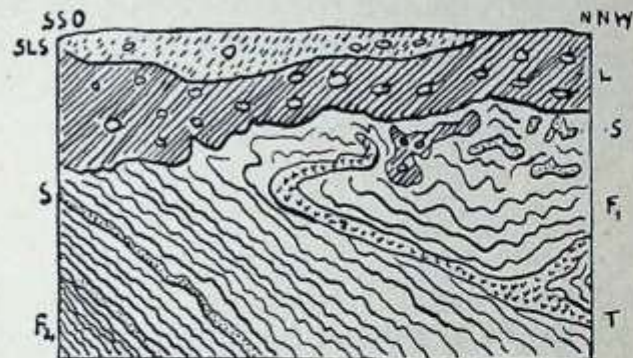


Abb. 8. Mergelgrube i. Klötzer Forst.

(Nach Wahnschaffe)

SLS Schwachlehmiger Sand, L Lehm, S seiner Sand, F₁ u. F₂ Fayencemergel, T Ton.

Wie in andern Gegenden des Norddeutschen Flachlandes ist auch in unserem Gebiete die Beantwortung dieser Frage recht schwer. Dies liegt vor allen Dingen an dem Mangel von ausreichendem Beobachtungsmaterial, besonders an Aufschlüssen und Ergebnissen von Tiefbohrungen. Aber selbst dann, wenn auf kleinem Raume auch eine große Anzahl von Bohrungen niedergebracht worden ist, gestaltet sich die Beantwortung der Frage nach der Einflußnahme des Untergrundes auf die diluviale Decke schwierig. Denn Druck- und Schubwirkungen des Inlandeises haben den vorzeitlichen Untergrund in

seinen oberen Schichten so erheblich umgeformt, daß über seine ursprüngliche Oberflächengestalt nicht mehr viel zu erfahren ist.

Mancherorts erscheint die tertiäre Oberfläche kräftiger modelliert gewesen zu sein als die gegenwärtige Landoberfläche. Das scheint ein Profil durch das Braunkohlenfeld von Lindstedt zu zeigen, wo die voreiszeitlichen Niveaudifferenzen durch die Überlagerung mit diluvialen Schuttmassen verringert oder gänzlich ausgeglichen zu sein scheinen (Abb. 9).

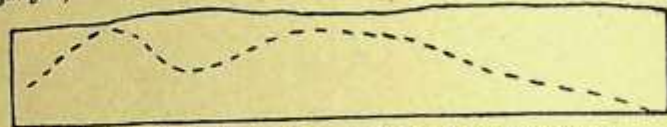


Abb. 9. W-O-Profil durch das Braunkohlenfeld von Lindstedt.

Doch ist zu berücksichtigen, daß der voreiszeitliche Untergrund hier durch die Druckwirkung des Inlandeises zu Mulden und Sätteln aufgefaltet wurde, also nicht mehr in seiner ursprünglichen Lagerung vorhanden ist.

In dem Profil Zichtauer Berge - Mildetal - Lindstedter Hochfläche diluvialhochfläche (Abb. 10) zeigt sich eine große Übereinstimmung der Linie der Oberkante des tertiären Untergrundes mit dem Verlaufe der heutigen Profillinie.

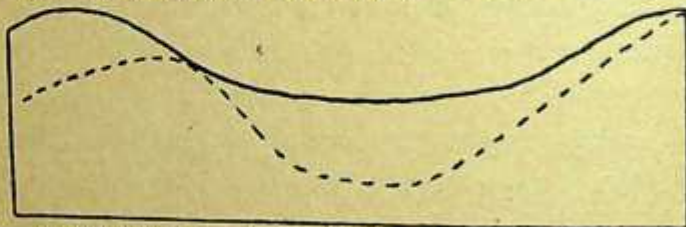


Abb. 10. Profil: Zichtauer Berge - Mildetal - Lindstedter Hochfläche
Übereinstimmung der Linie der Oberkante des tertiären Untergrundes mit dem Verlaufe der heutigen Profillinie.

Doch muß man auch dieses Profil mit der größten Vorsicht aufnehmen. Denn das in den Zichtauer Bergen ausge-

schlossenen Tertiar, das zur Herstellung des Profils herangezogen wurde, steht, wie wir bereits erfahren haben, unter dem Verdacht, eine verschleppte Scholle zu sein. Sollte sich diese Annahme aber bewahrheiten, so würde sich wohl nur noch eine geringe Übereinstimmung der heutigen Oberflächenform mit der tertiären Oberfläche zeigen.

Andere diluviale Oberflächenformen unseres Heimatgebietes scheinen ganz unabhängig vom tertiären Untergrunde entstanden zu sein; dieser Fall dürfte für das Gebiet der Colbitz-Lehlinger Heide zutreffen.

Wir haben als voreiszeitlichen Untergrund unserer Heimat weitverbreitet tertiäre Ablagerungen feststellen können, und zwar entweder oberoligozäne Meeresablagerungen oder miozäne Landbildungen. In der Colbitz-Lehlinger Heide

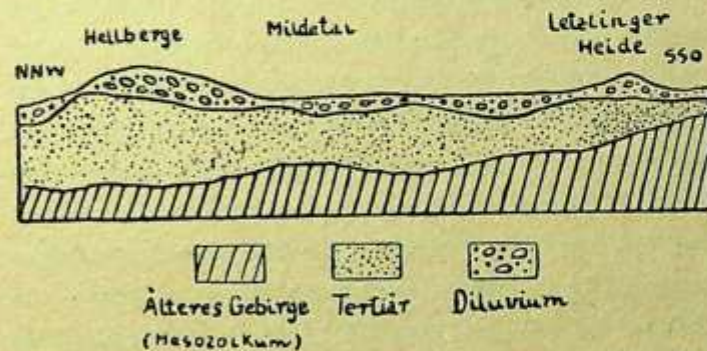


Abb. 11. Profil Hellberge - Mildetal - Letzlinger Heide.

wurden mittel- und unteroligozäne Schichten als Unterlage der eiszeitlichen Aufschüttung nachgewiesen; vielleicht sind hier die jüngeren tertiären Ablagerungen vor Absatz der Gletscher-

bildungen zum großen Teil wieder abgetragen oder auch gar nicht abgelagert worden.

Über den vortertiären Untergrund können wir wenig aussagen. Doch wurde auf Blatt Uthmöden (bei Neuenhofe) in einer Tiefbohrung folgendes Profil durchsunken:

0- 74 m	Diluvium und Tertär
74-225 "	Keuper
225-520 "	Muschelkalk
520-726 "	Buntsandstein.

Ablagerungen von Jura und Kreide sind in unserer Gegend nirgends durch Bohrungen erschlossen worden.

Wir haben in unserer Darstellung des geologischen Aufbaues unserer Heimat jenen Teil geschildert, der seine Entstehung und Oberflächengestaltung ausschließlich den eiszeitlichen Bildungen verdankt, der also, geologisch gesprochen, zur Altmark und damit zum Norddeutschen Flachlande gehört. Diese Verhältnisse finden sich bis zur Ohre; sie stellt eine wichtige geologische Grenze dar. Jenseits dieses Flusses offenbaren sich uns ganz andere geologische Aufbaueigentümlichkeiten. Wollen wir zur Umgegend von Gardelegen auch noch das Gebiet rechnen, das südlich der Ohre zum Kreise Gardelegen gehört, so müssen wir uns noch kurz, soweit es im Rahmen dieser Abhandlung möglich ist, mit dem geologischen Aufbau der Gegend von Flechtingen und Weserlingen beschäftigen.

Wie kommen südlich der Ohre in ein Gebiet, in dem überall Gesteine älterer Formationsstufen auftreten. Zwar fehlt auch hier die diluviale Decke nirgends; denn die Inlandeis-

massen sind ja auch über diese Landschaft hinweggeschritten, um bis an die deutschen Mittelgebirge vorzudringen. Doch spielt sie hier in der Hauptgestaltung des Landschaftsbildes nicht mehr die ausschlaggebende Rolle wie im altmärktischen Gebiet. Nur zuweilen kommt sie noch in größerer Mächtigkeit vor; im allgemeinen aber ist sie so wenig ausgebildet, daß überall die älteren Formationen der Tagesoberfläche näherkommen oder gar unmittelbar den Verwitterungsboden bilden. Meist handelt es sich bei der diluvialen Decke um Reste einer früher wohl geschlossen vorhanden gewesenen Grundmoräne. An Hängen und auf Kuppen ist sie durch Abtragung so weit entfernt, daß meist nur noch einzelne nordische oder einheimische Geschiebe auf den älteren Formationsstufen auf die einstige eiszeitliche Bedeckung hinweisen.

Aus dem Diluvium ragt zwischen Alvensleben, Flechtingen und Eickendorf in nordwestlicher Erstreckung der Flechtinger Höhenzug heraus. Er stellt, geologisch gesprochen, ein altes, eingebnetes Gebirge, ein Kumpfgebirge, dar. In gebirgsbaulicher Hinsicht zeigt er große Ähnlichkeit mit dem Harz oder dem Thüringer Wald. Wie diese Gebirge wurde auch er in der oberen Steinkohlenzeit aufgefaltet. Die Gesteine dieses alten Gebirges setzen sich aus Grauwacken, Grauwackenschiefen und Tonshiefen zusammen. Die Grauwacken bestehen aus Quarz, Kieselschiefer, Tonshiefer und einzelnen kleinen Feldspatkörnchen. Diese alten Gesteine der Kulmformation treten in der Nähe von Flechtingen mehrfach zutage. Auf ihnen wurden auch die schönen Gletscherschrammen entdeckt, von denen wir schon gesprochen haben.

Auf Spalten und Klüften der Grauwacke finden sich an Mineralien Kalkspat, Schwefelkies, Bleiglanz, Schwefelkies, Kupferkies, Quarz und Roteisenstein. Diese Mineralienvorkommen führten schon frühzeitig zu bergbaulicher Tätigkeit in diesem Gebiet. So wurde 1467 und 1469 dem Ritter Rudolf von Schenk in Flechtingen vom Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg die Erlaubnis zur Anlegung eines Erzbergwerkes bei Flechtingen erteilt. Doch wurde dieser Bergbau wie auch spätere Unternehmungen, so zuletzt in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wegen Erfolglosigkeit wieder eingestellt.

Nach der Zeit der Gebirgsbildung des Flechtinger Höhenzuges setzte in diesem Gebiet eine Periode lebhaftester vulkanischer Tätigkeit ein. In dieser Zeit entstanden durch Ausfluß und deckenartige Verbreitung von Lavamassen die Porphyre, die wie in der verschiedensten Ausbildung an dem Aufbau des Flechtinger Höhenzuges beteiligt finden. Sie überdecken die älteren Gesteine aus der Kulmzeit und bilden die Hauptmasse des Zuges.

Die „Holzmühlenbachporphyre“ sind besonders charakteristisch entwickelt vom Mühlenberg bei Flechtingen bis südlich des Holzmühlenbachtals. Es sind in frischem Zustande blaugraue, selten rötliche, oft durch hellere und dunklere Schlieren geslammt aussehende Gesteine, die bei der Verwitterung lederfarbig werden. Im Holzmühlenbachtal, das in seinem oberen Teil unterhalb des Holzmühlenbachtals eine reizvolle Felsenlandschaft bildet, wird der Porphyre in großen Brüchen abgebaut, um als Pflastersteine und Schotter verwendet zu werden.

Auf Klüften des Porphyrs finden sich Schwefelkies, Kupferkies und Flußspat.

Auf die Porphyre des Flechtinger Höhenzuges lagern sich im Nordwesten zwischen Everingen und Eickendorf geschichtete Ablagerungen des „Kolliegenden“. Es handelt sich um tonige, feinkörnige Sandsteine und rote glimmerreiche Tonschiefer. Bei Eickendorf und zwischen Everingen und Klinze und Eickendorf und Klinze treten grobe Konglomerate auf. Sie bestehen aus Geröllen von Quarzen und Quarzporphyren, die durch ein tonig-sandiges, leicht zerfallendes Bindemittel verkittet sind. Diese Konglomerate zerfallen zu einem losen Gerus und verwittern schließlich zu einem lehmigen Sandboden, der mit den diluvialen Böden verwechselt werden könnte, wenn nicht die gelegentlich auftretenden unverwitterten Konglomeratbrocken und der Mangel an nordischem Material über das Alter aufklären würden. Mit den Konglomeraten verknüpft sind rötliche Sandsteine, die westlich und südwestlich von Eickendorf vorkommen. Diese Sandsteine haben gemischte technische Bedeutung erlangt, da sie als Bausteine Verwendung finden.

Die Sandsteine, Tonschiefer und Konglomerate des „Kolliegenden“ wurden nach der Zeit der Auffaltung des Flechtinger Höhenzuges und nach dem Abschluß der vulkanischen Tätigkeit in diesem Gebiete gebildet, und zwar stellen sie den ersten Verwitterungsschutt dieses alten Gebirges dar, der in Senken und Mulden und am Rande des Gebirges zur Ablagerung kam.

In südwestlicher Richtung ist der Flechtinger Porphyrezug scharf abgesetzt gegenüber dem Triasvorland, insbesondere

zwischen Klinze und Belsdorf. Hier stellt die „Weserlinger Triasplatte“ eine von Süden nach Norden schwach geneigte Hochfläche dar, die im Nieboldshagen (Unterer Buntsandstein) 146 m und im Steinberg (Mittlerer Buntsandstein) 141 m erreicht. Der Obere Buntsandstein wird oberflächlich fast ganz durch die eiszeitlichen Ablagerungen (Gebiet der Schölecke) verhüllt. Der Untere Muschelkalk, der Wellenkalk, bildet einen deutlich hervortretenden, meist von prächtigen Laubwäldern gekrönten Bergzug mit einer durchschnittlichen Höhe von 110 bis 120 m (Drakenberg 128,4 m).

Die Schichten der Weserlinger Triasplatte, Buntsandstein und Muschelkalk, kamen im Mittelalter der Erde (Mesozoikum) zur Ablagerung in einer Zeit, als die Einebnung des Gebietes so weit vorgeschritten war, daß hier die rote Sandwüste und später das Meer der Muschelkalkzeit ihre Bildungen zum Abschluß bringen konnten.

Buntsandstein liegt im Gebiete zwischen Behnsdorf, Belsdorf, Klinze, Seggerde, Ribbensdorf, Hödingen. So treten nördlich von Ribbensdorf und Seggerde rote feingeschichtete Schiefertone auf, die dem Unteren Buntsandstein zuzurechnen sind.

„Rogensteine“ des Unteren Buntsandsteins sehen den größten Teil der Hochfläche zwischen Klinze, Belsdorf, Behnsdorf und Ribbensdorf zusammen. Die Kugeln des Rogensteins erreichen hier oft die Größe einer Erbse. Dickbankige Sandsteineinlagerungen in diesem Horizont führten oft zum Abbau in zahlreichen kleinen Gruben, die zur jeweiligen Ent-

nahme von Bausteinen angelegt wurden, konnten Aufbau und Ausbildung dieser Schichten näher verfolgt werden.

Mittlerer Buntsandstein wurde bei Hödingen in Form von Schiefertonen festgestellt. Die Sandsteine in diesem Horizont spielen hier nicht die wichtige Rolle wie in anderen Gegenden Deutschlands, wo sie sich zu einer Bausandsteinzone zusammenschließen (Thüringen). Doch ist ihre Beteiligung an dem Aufbau der Schichten des Mittleren Buntsandsteines gegenüber der im Unteren und besonders im Oberen Buntsandstein immerhin groß genug, „daß sich ihre Verbreitung im Landschaftsbild im allgemeinen deutlich heraushebt, und daß die von ihm eingenommenen Felder vorwiegend Verwitterungsböden von sandigem Charakter zeigen“ (Schmieder).

Oberer Buntsandstein (Röt) findet sich in einigen Flächen bei Hödingen, westlich von Siedstedt, nordöstlich Weserlingen, am Drakenberg südlich Weserlingen in Form von karminroten Tonen und grünlicher Mergel unter einer geringen Bedeckung eiszeitlicher Ablagerungen. Der Gipsgehalt des Röts bringt es mit sich, daß in seiner Verbreitzungszone häufig Erdfälle, die durch die unterirdische Auflösung des Gipses entstehen, angetroffen werden. Auch der Flußlauf der Schölecke scheint einer Depression zu folgen, die der Auflösung des Gipses im Untergrunde seine Entstehung verdankt.

Der Muschelkalk der Weserlinger Triasplatte tritt in einer 2-2,5 km breiten Zone in der Form von Wellenkalk (Unterer Muschelkalk) zwischen Weserlingen und Walbeck auf; vielfach ist er von einer geringmächtigen Decke eiszeitlicher Ablagerungen verhüllt. Er bildet den Untergrund des Drakenberges

und des Hagholzes. Nördlich vom Durchbruche der Aller durch den Muschelkalk setzt er sich im Riesen und im Buchberge fort und verschwindet noch vor dem Dorfe Döhren unter diluvialen Ablagerungen. Von der Umbiegung der Aller ab setzt dann auch zunächst in einem sehr schmalen Streifen der Mittlere und Obere Muschelkalk ein. Beide versinken ebenfalls nordwestlich von Döhren unter eiszeitlichen Bildungen.

Der Untere Muschelkalk, Wellenkalk genannt, setzt sich aus dünnplattigen Kalken mit welligen und wulstigen Schichtflächen zusammen. In ihm eingelagert erscheinen eine Reihe festerer Bänke, die hier zwar nicht so gut wie in anderen Muschelkalkgebieten Deutschlands (Thüringen) eine Untergliederung dieser Schichten ermöglichen lassen. Im Gelände tritt die Grenze des Unteren Muschelkalks gegen den Buntsandstein durch einen Steilanstieg hervor.

Der Mittlere Muschelkalk besteht aus weichen dolomitischen Kalken und Mergelschiefern. Wegen seiner leichteren Zersetzbarkeit bildet der Mittlere Muschelkalk daher oft im Gelände Senken und Mulden; eine solche Senke prägt sich deutlich zwischen Weserlingen und Graseleben aus. Der Obere Muschelkalk bildet dagegen wiederum infolge der Einschaltung von härteren Bänken gegenüber der Senke des Mittleren Muschelkalks eine Geländekante, die sich in unserem Gebiete z. B. beim Dorfe Döhren als sanft ansteigende Hügelbildung bemerkbar macht.

Der Weserlinger Triasplatte sind tertiäre Ablagerungen in tektonischen oder durch alte Abtragung vorgebildeten Senken und Mulden eingelagert; sie befinden sich z. B. auf Wellenkalk

bei Weserlingen, auf Buntsandstein bei Klinze, Ribbensdorf und Hödingen.

Das Gebiet der Weserlinger Triasplatte ist neuerdings durch aufsehenerregende Funde alter erdgeschichtlicher Tierreste weit über die Fachkreise hinaus bekannt geworden. An ihrem Südrand, in dem Muschelkalkplateau zwischen Walbeck und Weserlingen, betreiben die Vereinigten Kalkwerke von Walbeck einen Abbau auf den unteren Schichten des Unteren Muschelkalks in etwa 12 m tiefen Steinbrüchen. Diese Ablagerungen des Unteren Muschelkalks werden von Oberem Buntsandstein unterlagert. Der Gips dieser Buntsandsteinschichten hat schon in der älteren Tertiärzeit Auflösungserscheinungen gezeigt. Sie brachten es mit sich, daß der überlagernde Muschelkalk, der an der Erdoberfläche eine öde, „verkarstete“ Kalklandschaft bildete, nachsackte und klaffende Spalten erhielt, die sich von oben füllten. In einem Teil einer solchen Spaltenausfüllung, einem mergeligen Sand, entdeckte man im Jahre 1939 eine Unmenge von Tierresten (etwa 10 000 Stück), die uns einen Einblick in eine alte Tierwelt gewähren. „Wenn auch die eigentlichen Schichten des Paleozäns (Alttertiär) längst zerstört sind, aber was aus den Krokodilstraßplätzen dieser längst vergangenen Landschaft in die Spalten geriet, was aus den Höhlen des Karstes an Beutetieren und Fraßresten in die Tiefe kam, das ist uns in den festen, harten, wie Feuerstein klingenden Knochen erhalten“ (Weigelt).

Es handelt sich um Reste von Molchen, Fröschen, Eidechsen, Krokodilen. Eine eigenartige Vogelwelt ist von einem straußenartigen Vertreter bis herab zu speerlingsgroßen

Formen vertreten. Reste von Halbaffen, dem heutigen Koboldmaki verwandt, wurden reichlich gefunden; für die eigentliche Zeitbestimmung am wichtigsten ist ein Verwandter des heute auf Madagaskar lebenden Fingertiers. Schließlich wurden Reste eigentümlicher Säugetiere festgestellt, die wir in die heutige Lebewelt nicht so ohne weiteres einreihen können. „Wir sprechen nicht von Raubtieren und Huftieren, sondern von Creodontiern, wie die alttertiären Fleischfresser heißen, und Condylarthren, die diesen alten Raubtieren ähnlich sehen, die aber schlecht als Huftiere bezeichnet werden können, weil sie wohl Krallen besaßen“ (Weigelt, Die neuen Entdeckungen von Walbeck. Berlin 1941).

Mit diesen Funden auf der Weserlinger Triasplatte wurde die älteste tertiäre Säugetierfauna entdeckt, die der deutsche Heimatboden bisher preisgegeben hat. Sie stammen aus dem Paleozän, also aus der Zeit zwischen der Festlandswendung der Oberen Kreide und der Bildung der älteren Braunkohlen Mitteldeutschlands.

Die Weserlinger Triasplatte wird im Westen begrenzt durch eine gewaltige Störung, die Allertalspalte. Ihr folgt der Oberlauf der Aller bis zu ihrem Durchbruch durch den Wellenkalk bei Weserlingen. Von dort ab verläuft sie gradlinig weiter zwischen Spellersteck und Riesen über den Kalkreuthen- und Kohlsberg. Während die Schichten auf der Weserlinger Triasplatte im allgemeinen ein regelmäßiges, flaches Einfallen nach Südwesten zeigen, ist in der Nähe der Allertalspalte ein kräftigeres Einfallen der Schichten der Triasplatte wahrzu-

nehmen; so fällt am Westabhang des Drakenberges der Wellenkalk gegen die Aller mit 20-30° SW ein.

Diese Störungszone, die zwischen Triasplatte und Lappwald eingeschaltet ist, zeigt eine flachwellige Landschaftsform. Im Rättsandstein (Keuper) des Spellerstecks und des Brandseeberges werden Höhen bis zu 140 m erreicht, wogegen das ganze übrige aus wenig widerstandsfähigen Gesteinen bestehende Störungsgebiet des Lias, des Weißen Jura und des Tertärs im großen und ganzen als Depression zwischen der Triasplatte einerseits und dem Lappwald andererseits zu bezeichnen ist.

Die Deutung der gebirgsbaulichen Verhältnisse der Störungszone des Allertales gestaltet sich sehr schwierig. Auf den ersten Blick erscheint die Allertalspalte als gewöhnlicher tektonischer Graben, also als eingebrochener Schichtenverband zwischen zwei anderen geologischen Einheiten, und zwar zwischen der Weserlinger Triasplatte im Osten und der Keuper- und Juraulde des Lappwaldes im Westen (Abb. 12). Dies ist jedoch nur teilweise richtig.

Denn das wichtigste geologische Merkmal der Störungszone ist, daß sich in ihrem Untergrunde das Salzgebirge des Oberen Zechsteines in viel höherer Lage befindet als abseits davon. Daher ist auch diese Störungszone des Allertales durch eine Reihe von Salzbergwerken gekennzeichnet, so auch die Kaliwerke von Grasleben und Walbeck.

Die gebirgsbildenden Vorgänge werden etwa folgendermaßen verlaufen sein: Nachdem im Mittelalter der Erde unser Gebiet ein großes Senkungsfeld dargestellt hat (rote Sand-

Steinwüste, Muschelkalkmeer, Jurameer), trat in der Kreidezeit eine Verlandung ein. Der Flechtinger Höhenzug wurde herausgehoben. Damit im Zusammenhang stand das Aufreißen der Allertalspalte, die SW-Neigung der Schichten der Weserlunger

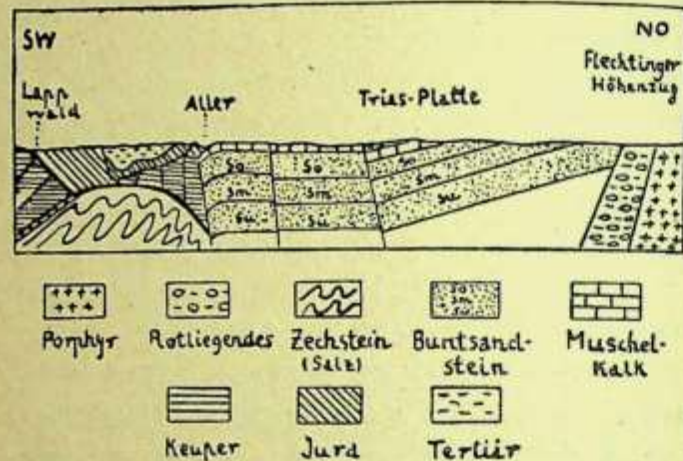


Abb. 12. Profil: Lappwald - Allertal - Weserlunger Triasplatte - Flechtinger Höhenzug.

Triasplatte und das Absinken des Gebietes südwestlich der Spalte, auch des Lappwaldes. Später erfolgte dann die Abtragung der Schichten aus dem Mittelalter der Erde über dem Flechtinger Höhenzug; auf der Triasplatte geschah die Abtragung bis zum Muschelkalk, während im Schoße des abgesunkenen Gebietes die jüngeren Schichten erhalten blieben.

An der Verwerfungslinie der Allertalspalte, die naturgemäß eine besonders schwache Stelle der Erdrinde darstellt haben muß, stieg das Zechsteinsalz empor und wurde

dank seiner Plastizität bis in die Schichten des Oberen Juras hineingepreßt. Nur so kann es kommen, daß wir heute bei Tiefbohrungen im Gebiete der Störungszone durch ein sehr lückenhaftes Profil von Jura und Keuper plötzlich in das Zechsteinsalz geraten und die erwartete Schichtenfolge von Muschelkalk und Buntsandstein ausfällt.

Durch diesen Aufstieg gelangte das Salz in Grundwasser führende Schichten. Dadurch verfiel es an seinem Scheitel der unterirdischen Ablaugung. Auf diese Weise verschwanden Salzmassen von mehreren hundert Metern Mächtigkeit. Dieser Verlust mußte durch Einsinken und Nachbrechen der hängenden Schichten ausgeglichen werden. Durch dieses Nachsacken entstand innerhalb der Störungszone ein stark zerstückeltes Mosaik geologischer Schichten. Nur so können wir uns die wirren Lagerungsverhältnisse und abnormen Schichtenfolgen erklären, die besonders unmittelbar über den Zechsteinsalzen in der Ablaugungszone stark hervortreten. Wir haben also die Störungszone des Allertales als ein gutes Beispiel eines sogenannten Ablaugungsgraben aufzufassen (Stille).

Die Umgegend von Gardelegen bietet uns reichlich Gelegenheit, geologische Beobachtungen anzustellen. Dazu brauchen wir nicht in den Harz, den Thüringer Wald oder gar in das Hochgebirge zu gehen.

Die aufbauende und abtragende Tätigkeit der wichtigsten geologischen Faktoren, des Eises, des Wassers und des Windes, können wir überall studieren.

Wenn wir es auch in unserer Heimat zum größten Teil nur mit ein und derselben Formation, nämlich der Eiszeit, zu tun haben, so offenbart sich aber gerade diese Erdperiode



Alluvium Diluvium Tertiär Jura Trias Porphyr

Geologische Übersichtskarte d. Umgegend von Gardelegen.

hier in einer solchen Fülle von Erscheinungen, daß wir die Möglichkeit haben, uns ein gutes Bild von den Wirkungen

dieser gewaltigen Inlandeismasse und seiner Schmelzwässer zu machen.

Jede Kies-, Sand-, Ton- oder Lehmgrube gewährt uns neue Einblicke in diesen so rätselvollen geologischen Zeitabschnitt und kann berufen sein, manches Dunkel, das die Eiszeit noch umgibt, aufzuhellen.

Wer Steine sammeln will, der kann sich aus den Geschieben, die das Eis in den diluvialen Schichten von Norden, aus Finnland, Skandinavien und den Ostseegebieten, bis in unsere Heimat gebracht hat, eine recht reichhaltige Sammlung von Gesteinen und Versteinerungen fast aller Formationen anlegen.

Wer sich mit gebirgsbaulichen Fragen beschäftigen will, der braucht nur in die Gegend von Flechtingen und Weserlingen zu gehen.

Je mehr wir aber unseren Boden in seinem erdgeschichtlichen Werden und in seinem heutigen Zustand verstehen lernen, um so stärker und tiefer wird unsere Liebe zur Heimat werden.

Schriften-Verzeichnis:

1. Bettenstaedt, Fr., Eiszeitgletscher am Horizont. Eine Epoche mitteldeutscher Erdgeschichte. Halle (Saale) 1939.
2. Bülow, K. v., Diluvialmorphologie und Untergrund. Berlin 1939.
3. Dücker, A., Die Windkanter des Norddeutschen Diluviums. Jahrbuch der Preuß. Geolog. Landesanstalt. Berlin 1939.
4. Lepsius, R., Geologische Karte des Deutschen Reiches. Sekt. 14. Berlin 1913.
5. Schmierer, Th., Geologische Spezialkarte der Preuß. Geolog. Landesanstalt 1:25 000 nebst Erläuterungen. Blatt Weserlingen, Berlin 1914.

6. Schröder, H., Über die Beziehungen des tertiären Untergrundes zu den quartären Oberflächenformen der Altmark. Mitteilungen des Sächs.-Thür. Vereins für Erdkunde zu Halle a. S. 1925—1927.
7. Schröder, H., Geologisches Wanderbuch für das Gebiet der Altmark. Deutsches Buchhaus. Salzwedel 1929 und die darin S. 108—110 angegebenen Schriften.
8. Schröder, H., Wie oft war die Altmark vom Inlandeis bedeckt? „Unsere Altmark“. Salzwedeler Wochenblatt Nr. 45. Salzwedel 1929.
9. Schröder, H., Zur Entstehung der Windschliffe in den altmärkischen Diluvialsanden. Der Naturforscher. Berlin-Lichterfelde. 8. Jahrgang, Heft 3, 1931.
10. Schröder, H., Wie entstand das Ohretal? „Der Roland“. Der Mitteldeutsche. Magdeburg. Folge 39 v. 30. 9. 1934.
11. Schröder, H., Ist die Colbitz-Letzlinger Heide erdöhlöffig? „Petroleum.“ Wien Nr. 5, 1935.
12. Walther, J., Geologie von Deutschland. Leipzig. 4. Auflage, 1923.
13. Weigelt, J., Paleozäne Säugetiere im deutschen Heimatboden. Der Biologe. München-Berlin. Heft 10, 1939.
14. Weigelt, J., The First Paleocene Mammalian Fauna in Germany Research and Progress. Berlin. May/June. 1940.
15. Weigelt, J., Die neuen Entdeckungen von Walbeck. Angewandte Chemie. Berlin. Nr. 11/12. März 1941.
16. Wiegers, F., Über Glazialschrammen auf der Kulmgrauwacke bei Flechtingen. Sonderabdruck aus dem Jahrbuch der Geolog. Landesanstalt. Berlin, 1905.
17. Wiegers, F., Geologische Übersichtskarte von Deutschland. Blatt Magdeburg. Preuß. Geolog. Landesanstalt. Berlin. 1928.
18. Wiegers, F., Über Gliederung und Alter des Magdeburger Diluviums und die Zahl der Eiszeiten in Norddeutschland. Sonderabdruck aus dem Jahrbuch der Preuß. Geolog. Landesanstalt. Berlin, 1929.

Flintdolche aus dem Kreise Gardelegen.

Von Paul Pflanz.

Besonders auffallende und schöne Stücke unter den vorgeschichtlichen Bodensunden sind die Flintdolche.*)

Sie stammen aus dem Ende der Jungsteinzeit (etwa 2000 bis 1800 v. Chr.), z. T. auch noch aus dem Anfang der Bronzezeit und stellen in ihrer Technik und Formgebung einen Höhepunkt der nordischen Flintsteinbearbeitung dar.

Man hatte in jener Zeit längst gelernt, den Stein, auch den harten Flintstein, zu Waffen und Geräten nicht nur zurechtzuschlagen, sondern auch schön glattzuschleifen. Aber diese Flintdolche zeigen ebenso wie die Pfeilspitzen jener Zeit, daß die uralte Kunst, aus hartem Stein allein durch Schlag und

*) Der Name „Flintstein“ kommt von dem althochdeutschen Wort Flins-Kiesel, plattdeutsch: vlint. Weil dieser harte Stein zum Schlagen von Feuerfunken verwendet wurde, nannte man ihn auch „Feuerstein“. Und weil seine Feuerfunken zur Entzündung des Pulvers im Schießgewehr verwendet wurden, nannte man das Schießgewehr danach „Flinte“. Heute wird in der Vorgeschichtsschreibung der alte Name „Flintstein“ bevorzugt und soll darum auch hier gebraucht werden.

Druck Werkzeug und Waffen zu formen, auch am Ende der Steinzeit noch nicht verlorengegangen war, sondern gerade in dieser Zeit eine letzte hohe Blüte erlebt hat.

Die meisten und schönsten Flintdolche sind in Skandinavien und den norddeutschen Küstenländern gefunden, z. B. in Schleswig-Holstein allein etwa 1100 Stück. Den „schönsten aller germanischen Feuersteindolche“ zeigt Gustaf Kosinna in seinem Buch: Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft, Seite 41: ein prachtvoll gearbeitetes Stück von 29 cm Länge, das auf Fünen gefunden ist und im Nationalmuseum zu Kopenhagen aufbewahrt wird.

In einem Aufsatz: „Zur Entstehung der Germanen“ („Mannus“, 27. Jahrgang, S. 90 ff.) vertritt A. Tode die Meinung, daß auch diese Flintdolche in der Entwicklung ihrer Formen die Vermischung der Megalithkultur mit der Einzelgräberkultur zeigen, aus der die germanische Kultur entstanden ist. Gerade darum, als Zeichen dieser großen Zeit unserer Vorgeschichte, sind uns diese Flintdolche besonders wertvoll.

Auch in der Altmark sind solche Flintdolche gefunden. Professor Dr. Kupka in Stendal, der Altmeister der altmärkischen Vorgeschichtsforschung, gibt in den „Beiträgen zur Geschichte, Landes- und Volkskunde der Altmark“ (Band VI, Heft 4, 1935, S. 247-249) ein Verzeichnis der ihm bekannt gewordenen, in der Altmark gefundenen Flintdolche und -lanzenspitzen. Es sind insgesamt 26 Dolche und 12 Lanzenspitzen, und zwar: aus dem Kreise Osterburg zwei Dolche, aus dem

Kreise Salzwedel sechs Dolche und fünf Lanzenspitzen, aus dem Kreise Stendal zehn Dolche und drei Lanzenspitzen und aus dem Kreise Gardelegen acht Dolche und vier Lanzenspitzen.

Diese Funde aus dem Kreise Gardelegen sind:

1. ein Dolch von Jävenich: 7,5 cm lang, 3,4 cm breit, Spitze und ein Teil der Griffzunge fehlen; im Museum Stendal;
2. ein Dolch von Lehlingen, mit glattem, fast stielrundem Griff, im Museum Halle;
3. ein Dolch von Uchtsprünge: 14,7 cm lang, 2,9 cm breit, ähnlich wie der vorige, im Museum Stendal;
4. u. 5. zwei Dolche von Quarnebeck, in Sammlerbesitz;
6. ein Dolch von Sachau: 17 cm lang, 4,5 cm breit, im Museum Gardelegen;
7. ein Dolch von Uchtsprünge: 9 cm lang, 4 cm breit, Spitze fehlt, im Museum Halle;
8. ein Dolch von Mieste: 17,5 cm lang, 3 cm breit, Moorfund, im Sammlerbesitz;
9. eine Lanzenspitze von Himmelreich bei Mieste, im Museum Gardelegen;
10. eine Lanzenspitze von Staats, im Museum Gardelegen;
11. eine Lanzenspitze von Kloster Neuendorf in Sammlerbesitz;
12. eine Lanzenspitze von Käthen, in Sammlerbesitz.

Sieben von diesen zwölf Stücken, die unter Nr. 4-6 und 9-12 aufgeführten, sind umseitig im Lichtbild wiedergegeben und sollen nach ihrem Fundort und dgl. genauer beschrieben werden,

dazu noch fünf andere Stücke dieser Art, die bisher der Vorgesichtsforchung noch nicht bekannt geworden sind. Dabei soll die Unterscheidung zwischen Dolchen und Lanzenspitzen fortgelassen werden. Kupka hat alle Stücke mit Griff oder



Griffzunge als Dolche gewertet. Ich glaube aber, daß auch die andern alle als Dolche anzusehen sind. Als Lanzenspitzen, am Ende einer langen Stange (wie?) befestigt und zum Wurf oder Lanzenstich gebraucht, erscheinen mir diese Flintspitzen zu schwach und zerbrechlich; da manche von ihnen in ihrer Längsrichtung gebogen sind, würden sie als Spitze an einer Lanze auch schlecht sitzen. Und schließlich zeigt der Dolchfund von Wiegenkathen (s. u.), daß auch ein Stück, welches dem von Kupka als Lanzenspitze gewerteten Fund von Kloster Neuen-

dorf ähnlich ist, durch einen Holzschaft zum Dolch recht handlich gemacht werden konnte.

Nr. 1. Oberflächenfund von den „Kellerbergen“, einem sandigen, hügelreichen Waldstück nördlich von Kloster Neuen-
dorf, gefunden von Lehrer Fischer-Gardelegen, aufbewahrt im Gardeleger Kreismuseum: hellgrauer Flintstein, 9 cm lang 2,5 cm breit*). - Er stellt die Vorstufe dieser Flintdolche dar; mit wenigen geschickten Schlägen ist er von einer Flintsteinknolle abgeschlagen, zeigt aber noch keinerlei „Retusche“, d. h. Formverfeinerung durch Schlag oder Druck, weder an den Rändern noch an den Flächen. Er ist nur ein größeres Flintstein-„Messer“, dessen Schlagmarken-Ende durch Schleifen zugespitzt ist, das andere Ende zeigt eine Bruchfläche, war also ursprünglich etwas länger. Solche größeren Abschläge von Flintsteinknollen, spitz und scharfkantig, in ein handliches Holzstück eingefügt, sind wohl die ältesten Flintdolche und reichen sicherlich bis weit in die Mittelsteinzeit zurück.

Nr. 2. Oberflächenfund vom „Blocksberg“, westlich von Quarnbeck, im Gardeleger Kreismuseum aufbewahrt: dunkelgrauer, mit helleren Streifen durchsetzter Flintstein, 9,5 cm lang, 2,2 cm breit; die Spitze ist abgebrochen. - Dieser Dolch unterscheidet sich also weder in der Länge noch in der Breite viel von dem

*) Diese Breitenangaben bezeichnen die breiteste Stelle der Breitseiten.

unter Nr. 1 beschriebenen, und sein Griff-Ende ist ziemlich dick und plump. Aber er zeigt doch schon die typischen Merkmale dieser Flintdolche: er ist auf beiden Breitseiten und an den Kanten durch seine Abschlüge und durch Druck auf harte Steinkanten gleichmäßig geformt und geschärft, und er zeigt vor dem Griff-Ende schon eine leichte Kanten-Einziehung, wie die Griffdolche.

Nr. 3. Oberflächensfund auf einem Ackerstück der Kolonie Himmelreich bei Mieste, von Dr. med. W. Grothe, Bruder des jetzigen Besitzers Fr. Grothe, dem Gardeleger Kreismuseum geschenkt*): hellgrauer Flintstein, 11 cm lang, 2,5 cm breit; am Griff-Ende ist ein Stück abgebrochen, so daß über seine ursprüngliche Gesamtform nichts Sicheres gesagt werden kann; sein Durchschnitt ist durchweg spitz-oval.

Nr. 4. Auch dieser Dolch ist ein Oberflächensfund von Himmelreich. Diese Kolonie liegt etwa 2 km nord-

*) Dieser Dolch ist im Bestandsverzeichnis des Gardeleger Kreismuseums als ein Geschenk des Bauern G. Fehse in Miesterhorst angegeben und als Fundort: Miesterhorst. Das ist aber ein Irrtum. Der von G. Fehse in Miesterhorst dem Kreismuseum geschenkte Dolch ist der unter Nr. 5 hier abgebildete. Ich habe ihn selbst im Jahre 1928 noch im Fehseschen Hause gesehen. Da dieser Flintdolch aus Miesterhorst im Bestandsverzeichnis des Kreismuseums (Nr. 420) als ein Geschenk des Bauern Grothe-Himmelreich angegeben ist, so liegt hier offenbar eine Verwechslung vor; daher stammt auch die irrtümliche Angabe von Kupka über den Fundort dieses Dolches (auf S. 248 der Stendaler Beiträge VI, 4).

westlich von Mieste an einem uralten Quellgebiet, dessen Wasser zum Drömling verläuft. Es finden sich in der dortigen Feldflur, die erst durch Regulierung des Drömlingsumpfes (um 1760) urbar gemacht ist, noch mehrere, jetzt mit Gebüsch bewachsene Wasserstellen. Daß auf den höhergelegenen, jetzt als Acker oder Kiefernwald genutzten Stellen in der Nähe dieser alten Quellen in der Steinzeit Menschen gestedt haben, beweisen zahlreiche Bodensfunde aus dieser Zeit, die von Angehörigen der dortigen Kolonistenfamilie Grothe schon seit Jahrzehnten gesammelt, z. T. dem Provinzialmuseum in Halle überwiesen, z. T. von dem Bruder des jetzigen Besitzers in dessen Hause sorgsam aufbewahrt sind. In dieser Sammlung befindet sich auch der hier unter Nr. 4 abgebildete Dolch, der in der Nähe des Gehöfts auf einem Ackerstück nicht weit von einer vorgeschichtlichen Herdstelle gefunden ist. Er ist aus hellgrauem Flintstein, 14,5 cm lang, 3,2 cm breit. Er unterscheidet sich von den andern bisher beschriebenen Stücken nicht nur dadurch, daß er länger ist, sondern auch dadurch, daß seine Breitseite lanzettenförmig und seine Schmalseite gebogen ist. Solche Biegung in der Längsrichtung kommt oft bei Abschlügen von einer Flintknolle vor. Außerdem ist dieser Dolch auf seiner oberen Breitseite größtenteils glattgeschliffen und nur am Rande gedengelt.

Nr. 5. Oberflächensfund auf einem am Drömling gelegenen Ackerstück des Bauern G. Fehse in Miesterhorst,

im Gardeleger Kreismuseum aufbewahrt: braunschwarzer Flintstein, 15 cm lang, 3 cm breit. Das Stück ist dem unter Nr. 4 beschriebenen ähnlich, auch in seiner Längsrichtung gebogen, seine Breitseite aber mehr linealisch als lanzettlich; er ist auf beiden Seiten und an den Rändern fein gedengelt und nur am Griff-Ende beiderseits glatt zugechliffen.

- Nr. 6. Oberflächensund auf einem Ackerstück „Im Rentmeisterland“, etwa 1 km nordwestlich von Klostere Neuendorf, in meiner Gegenwart von meinem Sohn gefunden und in meiner kleinen vorgeschichtlichen Sammlung aufbewahrt: grauer Flintstein, 15 cm lang, 3,7 cm breit. Dieser Dolch ist breiter als die bisher beschriebenen und unterscheidet sich von ihnen durch den weiter ausladenden Umriß der Breitseite, bei dem sich deutlich die gleichmäßig zulaufende Spitze und das zur Schäftung bestimmte Griff-Ende unterscheidet. - Wie diese Flintdolche geschäftet werden, wissen wir heute durch einen Fund, der i. J. 1935 in Wiepenkathen bei Stade gemacht ist. Dort fanden Arbeiter beim Torfgraben im Moor einen Flintdolch mit Griff und Scheide.*) Der Griff ist eine Holzscheide, in welche das Griff-Ende des Dolches, mit einem Gewebe aus Tierhaaren und Pflanzenfasern umwickelt, fest eingefügt ist. Die Dolchscheide ist aus einem Stück

*) Der Fund ist beschrieben in „Mannus“, 27. Jahrg., S. 199—209.

dicken Schafleders hergestellt, auf der einen Breitseite mit einem Lederfaden zusammengenäht, auf der anderen mit einem eingerihten Tannenzweigmuster verziert, im Innern an den Seitenkanten noch zum Schutz der Dolchschneiden mit dünnem Schafleder ausgefüllt; an dieser Lederscheide sind rindlederene Riemen befestigt, durch welche sie am Leibgurt des Trägers aufgehängt werden konnte. In ähnlicher Weise sind also wohl auch die hier beschriebenen Flintdolche, die ohne Handgriff gearbeitet sind, mit Holzschäft und Lederscheide handlich und tragbar gemacht gewesen.

- Nr. 7. Oberflächensund beim Spargelplügen auf dem „Steinberg“, nördlich von Quarnebeck, gefunden von Wilhelm König in Quarnebeck, in der dortigen Schulsammlung aufbewahrt: grauer Flintstein, 10 cm lang, 3 cm breit; die Spitze und ein Teil der Klinge ist abgebrochen. Das Griff-Ende zeigt an beiden Kanten Einkerbungen, die wohl zu seiner Befestigung im Holzschäft gedient haben (vielleicht ging ein Lederfaden in diesen Einkerbungen entlang und durch Löcher um den Schäft herum).
- Nr. 8. Über die Fundumstände dieses im Gardeleger Kreismuseum aufbewahrten Stückes ist mir weiter nichts bekannt als die Angaben, die im Bestandsverzeichnis des Museums (unter Nr. 1411) von dem Museumsverwalter, P. Schumacher, eingetragen sind: „Fundort: Vollenstier - Uchspringe, Geschenk von Herrn Lehrer Sehse-Staats“. Er besteht aus grauem Flintstein mit

weißen und gelben Flecken und ist 15 cm lang, 4,5 cm breit, ein auffallend breit und flach gearbeitetes Stück von spitz-ovalem Umriß, dessen eine Hälfte breiter und kürzer ist als die andere. Die schmalere und längere Hälfte ist nicht, wie man auf den ersten Blick wohl annimmt, die Dolchklinge, sondern das Griff-Ende, denn sie hat keine so sorgfältig gedengelte Spitze wie die andere.

Nr. 9. Oberflächensfund auf dem „Lerchensfeld“, jetzt Spargelacker, früher Wald und Heide, 2-3 km südöstlich von Roxförde, von dem Besitzer des Landes, dem Bauern Jacke in Roxförde, dem Kreismuseum als Leihgabe überlassen: grauer Flintstein, 15,5 cm lang, 3,5 cm breit. Dieser Dolch unterscheidet sich von den bisher beschriebenen und gleicht den drei noch folgenden Stücken vor allem darin, daß sein unteres Ende zu einem Handgriff ausgearbeitet ist. Dieser ist zwar für eine kräftige Männerfaust etwas kurz, aber dicker als die sehr sorgfältig bearbeitete dünne Klinge und so zurechtgeschlagen, daß er gut in der Hand liegt.

Nr. 10. Oberflächensfund auf einem in sumpfiger Gegend gelegenen Ackerstück, westlich vom Wege Trippigleben-Quarnebeck, gefunden vom Bauern Schulz (Hof Nr. 34), in der Schulsammlung zu Quarnebeck aufbewahrt: grauer Flintstein, 11 cm lang, 2,8 cm breit, die Spitze ist abgebrochen, der Handgriff, an dessen Ende man noch die Rinde der Flintsteinknolle erkennt, ist dicker als die Klinge, aber auch ziemlich kurz.

Nr. 11. Oberflächensfund, an derselben Stelle und von demselben Finder gefunden wie der vorher beschriebene, im Gardeleger Kreismuseum aufbewahrt: grauer Flintstein mit weißen Flecken, 13,5 cm lang 3 cm breit, ein besonders schöngearbeitetes und guterhaltenes Stück. Schumacher bezeichnet es im Bestandsverzeichnis des Museums als „Frauendolch“, weil für eine Männerhand der Griff zu klein erscheint. Daselbe gilt aber auch von den beiden vorher beschriebenen Dolchen. Und es ist dabei zu bedenken, daß schon eine ziemlich große Flintsteinknolle dazu gehört, um einen Splitter von 13-14 cm Länge davon abzuschlagen, und daß so große Flintsteinknollen im Gletschergeschiebe unseres Heimatbodens selten sind. Der Griff dieses Dolches ähnelt in seinem Umriß einem Fischeschwanz. Man nennt Flintdolche dieser Form darum auch „Fischeschwanzdolche“.

Nr. 12. Der größte unter allen im Kreise Gardelegen gefundenen Flintdolchen, im Gardeleger Kreismuseum aufbewahrt, nach den Angaben des Bestandsverzeichnisses gefunden in Sachau: graubrauner Flintstein, 17,5 cm lang, 4,5 cm breit. Leider ist die Spitze und die eine Seite der Klingenscheide abgebrochen, ursprünglich wird der Dolch also 18-19 cm lang gewesen sein. Der Griff, der auch in eine Männerhand paßt, ist ebenfalls fisheschwanzförmig (wie bei Nr. 11). Er ist an seinen Rändern mit gleichmäßigen kleinen Einkerbungen auf beiden Seiten verziert, sodaß diese

Ränder in einer feinen Zickzacklinie verlaufen, ebenso die Ränder des Griff-Endes, das einen nach-dreieckigen Durchschnitt hat. Auf der einen Breitseite des Griffs läuft in der Mitte - gewissermaßen als obere Kante des Durchschnittsdreiecks - eine herausgedungelte Kante entlang, die wie eine Naht aussieht. Diese merkwürdige Verzierung scheint an Flintdolchen dieser Art öfter vorzukommen. Im „Mannus“ (27. Jahrgang, S. 64) bringt A. Tode*) eine Abbildung von 27 Flintdolchen in ihrer typologischen Entwicklung. An dreien dieser Stücke (Nr. 13, 15 u. 16) erkennt man dieselbe Verzierung, ebenso auch an einem Dolch, der i. J. 1929 in Bohlhamm bei Salzwedel gefunden und im 46. Jahrbuch des „Altmärkischen Vereins“ S. 115 von Bohnstedt abgebildet ist. Bohnstedt sieht als den Zweck derselben an, den Riemen bei der Schäftung der Spitze besseren Halt zu geben. Ob aber gerade diese Flintdolche, die einen so guten Handgriff haben, noch mit Riemen geschäftet waren? - Ich möchte eher vermuten, daß dieser Grat auf dem Griff des Dolches eine Art Fortsetzung der Naht darstellt, wie der Fund von Wiepenkothen zeigt, die lederne Dolchscheide zusammengenäht war, vielleicht um anzuzeigen, wie der Dolch in die Scheide eingesteckt werden mußte.

Ein Überblick über die im Kreise Gardelegen gefundenen Flintdolche ergibt folgendes Bild:

*) „Zur Entstehung der Germanen“.

Es sind bisher, wenn man von dem ersten der hier beschriebenen Stücke, das ja noch kein typischer Flintdolch ist, absteht, aber die sechs von Kupka genannten, hier nicht mitbeschriebenen Stücke von Jävenitz, Lehlingen, Uchtsprünge (2), Mieste und Käthen hinzurechnet, insgesamt 17 Flintdolche aus dem Kreise Gardelegen bekannt geworden, also mehr als aus irgendeinem andern Kreise der Altmark.

Neun von ihnen - vier von Quarnebeck, zwei von Himmelreich und je einer von Mieste, Miesthorst und Sachau - sind am Drömling gefunden, denn alle diese Orte liegen am Rande oder an Ausläufern dieses alten großen Urwald-Sumpfbereiches.

Sechs von ihnen - je einer von Kloster Neuendorf und Jävenitz, zwei von Uchtsprünge, je einer von Staats und Käthen - sind am Nordrand des alten großen Waldgebietes, das jetzt „Lehlinger Heide“ heißt, gefunden, an den Wasserläufen des Lausebachs oder der Uchte, die dort entspringen.

Und zwei von ihnen - je einer von Lehlingen und Roxförde - sind in diesem Waldgebiet gefunden, da wo der Wannegraben darin entspringt und nach Westen aus diesem herausfließt, wobei er früher (zwischen Wannefeld und Roxförde) einen breiten See oder Sumpf gebildet hat.

Alle die hier beschriebenen Dolche sind, soweit bekannt, Oberflächenfunde. Als Grabbeigaben haben sie sich nirgends feststellen lassen.

Sieben von ihnen, darunter die schönsten Stücke, werden im Gardeleger Kreismuseum aufbewahrt.

Der mythologische Gehalt der altmärkischen Sage.

Von Eduard Schulze.

Wie im Brauchtum und Aberglauben sind uns auch im Märchen und der Sage uralte Zeugnisse der religiösen Vorstellungswelt unserer Väter erhalten geblieben. Wohl tragen sie die Spuren der Jahrhunderte, die sie durchdauerten, manches wurde nicht mehr verstanden und entsprechend umgedeutet. Und natürlich hat vor allem die tiefgreifende Veränderung der Vorstellungswelt des germanischen Menschen durch das Christentum das Ursprüngliche vielfach bis zur Unkenntlichkeit überdeckt. Aber dennoch zeugt wie das Brauchtum so auch in überraschender Weise die Sage davon, wie bis in unsere Tage der Kern des Menschen, vor allem des bäuerlichen, nicht völlig erfaßt wurde und die Mächte, die seinem ursprünglichen religiösen Fühlen und Denken entsprangen, der Erde, aus der sie gewachsen waren, nie ganz entrisen werden konnten.

Die altmärkische Sage, die wir hier auf ihren mythologischen Gehalt hin untersuchen wollen, ist nicht besonders reich und poetisch. Künstlerisch wertvolle Sagen sind nur wenig vorhanden. Das gilt ja im wesentlichen für die niederdeutsche

Sage überhaupt. Der niederdeutsche Mensch ist vor allem ein Mensch der Wirklichkeit. In besonderem Maße gilt das für den Märker; seine nüchterne Art, das Leben zu schauen und anzufassen, konnte auf dem Gebiet der Sage nicht besonders fruchtbar werden. Dafür ist aber hier auf niederdeutschem Boden - worauf es uns in unserer Untersuchung ausschließlich ankommt - der uralte Gehalt der Sage besser bewahrt. Nur selten ist hier ein künstlerischer Sinn wirksam gewesen, um bewußt zu formen und weiterzuspinnen. Was ihr an künstlerischer Durchformung abgeht, gewinnt sie so an Echtheit. Damit widerspiegelt sich in ihr unverfälschter und dauerhafter als anderswo der germanische Mythos.

Wir legen unserer Untersuchung die ziemlich umfassende Sammlung der altmärkischen Sagen zu Grunde, die von Alfred Pohlmann*) zusammengestellt wurde. Da wir die altmärkischen Sagen auf ihren mythologischen Gehalt hin untersuchen wollen, kommen für uns nur diejenigen hier in Frage, die uns in dieser Hinsicht etwas zu bieten haben. Sagen, die sich um geschichtliche Ereignisse und Persönlichkeiten, um Ortschaften und ähnliches ranken, scheiden infolgedessen für uns fast ganz aus.

*) Sagen aus der Wiege Preußens und des deutschen Reiches, der Altmark. Stendal 1901. Im Vergleich mit früheren Sammlungen, die ihren Veranstaltern oft nur zu willkommenen Gelegenheiten gegeben haben, ihre dichterische Ader fließen zu lassen, bietet die Pohlmannsche die Sagen in einer verhältnismäßig ursprünglichen Gestalt. Freilich ist eine glättende und bäuerliche Derbheiten beseitigende Hand nicht zu verkennen, und nur selten stößt man auf ein plattdeutsches Wort.

Die sogenannte höhere Mythologie, die germanischen Göttergestalten, die sich aus den Naturdämonen der niederen Mythologie allmählich entwickelten, haben sich nur in sehr spärlichen Erinnerungen erhalten. In Niederdeutschland, dessen weite Ebenen dem vom Meere kommenden Sturm offen liegen, ist unter den Naturgewalten der Eindruck des Windes am stärksten gewesen. Hier ist der Kult des Windgottes Wodan zu Hause und am längsten behauptet worden. Infolgedessen ist es kein Wunder, daß wie in ganz Niederdeutschland so auch in der Altmark Wodan am längsten lebendig geblieben ist. Davon zeugt auch die Sage. Er erscheint hier unter dem Namen „Hellsäger“ (Höllensäger). Als Anführer des in der wilden Jagd daherbrausenden Seelenheeres ist er auch Herr der Hölle, wobei man sich vergegenwärtigen muß, daß die Hölle (althochdeutsch: hella) nach vorchristlicher germanischer Anschauung kein Ort der Strafe sondern nur Aufenthaltsort der Toten bedeutete. Mit den Worten „Wes (es) still, de Hellsäger kümmt“, werden wohl heute noch gelegentlich unartige Kinder geschreckt. In der Zeit der heiligen zwölf Nächte soll er mit dem wütenden Heer unter Hundegelack durch die Lüfte reiten. Am besten hat sich die Gestalt Wodans in einer Sage vom Hellsäger auf dem Totenleber (Totensumpf) bei Wollenrade erhalten. Auf weißem Rosse mit Peitschengelack und Hundegebell durch die Lüfte jagend, treibt der Hellsäger auf dem Totenleber sein Wesen. Gelegentlich steigt er ab, um sich auf einem großen Stein niederzulassen, von dem aus er hin und wieder: „Hierher, hierher“ über das Moor ruft. Der Wanderer, der zur Nachtzeit sich

verirrt und - in dem Ruf die Hilfeleistung eines freundlichen Menschen vermutend - ihm folgt, kommt elendig im Moor um. Der lechte, der mit dem Hellsäger zusammentraf, soll ein Bauer aus Storbek gewesen sein. Auf dem nächtlichen Heimweg hörte er plötzlich über dem Totenleber ein sonderbares Geräusch. Es klang wie Rasseln eines Wagens über ein holperiges Straßenpflaster. Dann drang wüstes Gebell von unzähligen Hunden an sein Ohr. Er sah den unheimlichen Reiter auf einem großen Stein absteigen und hörte sein mehrmaliges „Hierher“. In Todesangst beschrieb er mit seinem Dagstock (Spazierstock) einen Kreis um sich, denn er hatte gehört, der Teufel sei machtlos gegen einen Menschen, der sich in dieser Weise sichere. Wütend, daß ihm die Beute entgangen war, hat da der Hellsäger mit wildem Peitschenschlag sich wieder auf sein Ross geworfen, um schnell davonzureiten. Der Bauer hörte eine Zeitlang noch ein unheimliches Brausen und sah, wie ein langer feuriger Schwanz hinter ihm herzog. Trotz der Verschmelzung mit dem aus der christlichen Vorstellungswelt entsprungenen Teufel sind hier die Züge Wodes noch deutlich ausgeprägt. Gelegentlich wurde der Wodansglaube auch auf den umgehenden Geist eines Verstorbenen übertragen. Junker, die ein tolles Leben voller Unruhe führten oder unerfüllliche Jäger waren, sah man nach ihrem Tode als Schimmelreiter umgehen. Solche Sagen sind häufig. In der Umgebung des Drömlings tritt Wodan unter dem Namen Hackelberg auf. Die Bezeichnung geht offenbar auf einen Junker dieses Namens zurück. Wer in die jauchzenden Halkohruse Hackelbergs und seines Gefolges miteinstimmt, wird in

die Luft emporgewirbelt und muß so lange mitjagen, bis er, halbtot vor Erschöpfung, wieder zur Erde herabgelassen wird. „Der fährt wie Hockelberg“, sagt man noch heute im Drömling von einem tollen Fahrer.

Von Donar, dem Gewittergott, dessen Kult ja auch weit mehr bei den Nordgermanen blühte, hat sich wohl kaum etwas in der altmärkischen Sage erhalten.*) Ein schwacher Anklang ist vorhanden in dem besonderen Ruf, den gelegentlich noch die Eiche genießt. Von einer alten sturmzerzausten Eiche, die bei Crevese auf einer Anhöhe steht, wird berichtet, es sei unmöglich, sie zu fällen. Schon öfter hätten Knechte sie fällen sollen, aber immer seien die Äxte von den Wurzeln abgeprallt, als ob diese aus Stein wären.

Besonders lebendig ist im Bewußtsein des Volkes Freia (Frau Holle) geblieben. Sie erscheint neben dem höchsten Himmelsgott Wodan als dessen weibliche Entsprechung. In der Umgegend von Stendal tritt sie als Frau Harke auf. Sie ist die Beschützerin der Ehe und der häuslichen Ordnung, lohnt die fleißigen und straft die faulen Frauen. Ihr besonderer Liebling ist die fleißige Spinnerin. Aber sie wacht auch darüber, daß in der Zeit der Winter Sonnenwende, also der heiligen zwölf Nächte, die niedrigen häuslichen Arbeiten ruhen, am wenigsten duldet sie das Spinnen in dieser Zeit. Die Sage von der feurigen Spule zu Wohlenberg berichtet, wie dort eine feurige Spule, in die sich Freia verwandelt

*) Pohlmann führt eine Reihe von Teufelssagen als Donarsagen an. Diese sind jedoch reine Teufelssagen, d. h. ganz aus der christlichen Teufelsvorstellung erwachsen und somit jüngeren Datums.

hatte, einer spinnenden Bauersfrau, die sich um den „ollen Glowen“ nicht kümmerte, aus der lautlos sich öffnenden Tür vor die Füße gerollt kam, sie drohend ansprach und von ihr das Gelöbniß forderte, nie wieder in dieser Weise zu freveln. Ähnliches wird von Neuendorf erzählt; in diesem Fall ist es eine goldene Spule, die einer Bäuerin das Spinnen verbietet, weil es Donnerstag sei. Nach altem Brauch wurde dort an diesem Tage nicht gesponnen. In der Sage von der Spinnerin im Monde aus einem Dorfe bei Salzwedel straft Freia ein allzu vergnügungslüchtes Mädchen. Mit dem Spinnrade soll dieses in den Mond verbannt worden sein, wo es seitdem die feinen Fäden spinne, die im Herbst auf die Erde niederfallen und nach des Mädchens Namen Marienfäden genannt werden. Wie die Gestalt Wodans und Donars hat sich auch die der Frau Holle gelegentlich mit dem Gespensterglauben verbunden. Sie erscheint als weiße Frau in alten Schlössern. Auch die Sagen von spukenden Frauen und Mädchen, die einer Sünde wegen nach dem Tode nicht Ruhe finden können, verleihen diesen zuweilen Züge der Frau Holle.*)

Die Vorstufe zum Götterglauben bildete der Glaube an personifizierte Naturgewalten, Dämonen, von denen sich nur ganz verschwommene Vorstellungen bildeten und der Glaube an die kleineren elfischen Geister, die man überall im Leben und Weben der Natur wirken sah.

*) Pohlmann bringt jedoch die Frau Holle in Verbindung mit Spuksagen, die nicht die mindeste Beziehung zu ihr aufweisen.

Als furchtbare Dämonen, den Menschen stets feindlich gesinnt, erschienen die Riesen. Sie sind vor allem in der nordischen Mythologie zu Hause. Im Glauben unserer westgermanischen Vorfahren spielten sie keine große Rolle. In der altmärkischen Sage haben sie nur schwache Spuren hinterlassen. Wie überall in Norddeutschland werden hier die gewaltigen Findlinge und Hünengräber in Verbindung mit Riesen gebracht. Ein ständiges Motiv ist: die Steine wurden von Riesen als Wurfgeschosse im Zweikampf benutzt; eine Sage über das Hünenbett bei Steinfeld erzählt z. B., zwei Riesen seien über einen gemeinsam benutzten Backofen in Streit geraten. Daneben tritt häufig das Motiv auf: die über den Bau von Kirchen ergrimmt Unholde haben die Steine gegen die werdenden Bauwerke geschleudert, trafen aber daneben. Neben den Riesen läßt die Sage auch Wenden als Schleuderer dieser Steine auftreten, z. B. in der Sage vom Steinberg zu Glessau. Anscheinend erschienen die Riesen in später Zeit nicht mehr recht glaubwürdig, sodaß sie zum Teil durch Wenden ersetzt wurden, die man sich dann mit gewaltigen Körperkräften ausgestattet dachte. Die Riesen als dem Menschen feindliche Naturdämonen wurden in der Sage zu Bekämpfern des Christentums. Es lag nahe, sie in dieser Rolle von den Wenden ablösen zu lassen. Wie die Vorstellung von Riesen und Wenden durcheinandergeht und auch ein Wende in einen Riesen zurückverwandelt werden konnte, zeigt die im Salzwedelschen entstandene Sagenform des Jan Kahl. In einem Fall tritt dieser als Riese auf, im Kampf gegen den Marktgrafen von Salzwedel schleudert er Steine gegen die

dortige Burg, ein andermal wird er Wendensfürst genannt, als er in gleicher Weise gegen die Kirche in Kuhfelde vorgeht. Die erste Sage hat jedenfalls geschichtlichen Hintergrund; ein Wendensfürst dieses Namens mag hier den unter Führung des Salzwedeler Marktgrafen vordringenden sächsischen Siedlern erbitterten Widerstand geleistet haben. Dennoch erscheint Jan Kahl hier mythisch als Riese. Die zweite Sage ist reines Spiel der Volkspantastie zur Erklärung des Namens Kuhfelde, aber er wird hier als Wendensfürst bezeichnet. Auch in der Sage von der Entstehung des Dorfes Seeben (der Name soll von Seba, so hieß die vom Salzwedeler Marktgrafen geraubte Gattin des Riesen, abzuleiten sein), die sich deutlich auf dem geschichtlichen Hintergrunde des Kampfes zwischen Deutschen und Wenden abspielt, wird Jan Kahl Riese genannt.

Daß elfische Wesen eine große Rolle im Glauben unserer Ahnen spielten und in der Vorstellung unserer bäuerlichen Bevölkerung noch lange als wirklich daseiende Wesen gelebt haben, davon zeugen die vielen Sagen vom Kobold. Nach den altmärkischen Überlieferungen kann man ein deutliches Bild von den Anschauungen über dieses Wesen gewinnen. Er ist ein Hausgeist. Als sein Wohnsitz wird ein abgelegener Winkel des Hauses gedacht. In der Regel gilt der Dachboden als sein Aufenthaltsort. Wie alle elfischen Wesen ist er dem Menschen nicht unbedingt wohlgesinnt. Er kann leicht verstimmt werden und neigt zu Schabernack, darum muß er ständig bei guter Laune gehalten werden. Man tut gut, ihm seine Lieblingspeise, Milch und Semmeln, in einem Näpfcchen täglich auf die Dachkammer zu tragen.

Wer einen gutgesinnten Kobold im Hause hat, kann sich glücklich schätzen. Er bringt Glück und mehret ständig den Wohlstand des Hauses. Talerstücke füllt er in den Geldbeutel des Bauern. Er hilft auch Arbeiten verrichten. Striegelt die Pferde, melkt die Kühe. Wenn der Bauer in der Frühe aufsteht, ist die Arbeit schon getan. Von einer Bauernfrau aus Hohenwulsch wußte man zu erzählen, ihr habe das Kochen gar keine Schwierigkeiten gemacht und kaum von den übrigen Arbeiten abgehalten. Zum allgemeinen Verwundern sei sie stets nach wenigen Minuten mit dem fertigen Essen aus der Küche gekommen. Da sei endlich der Kuhjunge, der sich eines Tages zur Mittagszeit in der Küche versteckt gehalten habe, hinter das Geheimnis gekommen. Er habe ihre Unterhaltung mit einem Kobold angehört; das Essen sei aus dem Schornstein fertig heruntergereicht worden. So leicht weicht der Kobold nicht von dem Hause, in dem er sich einmal niedergelassen hat. Es kann aber vorkommen, daß eine bestimmte Person des Hauses seine besondere Neigung besitzt und er mit dieser - z. B. häufig mit der sich verheiratenden Tochter - das Haus verläßt, die ihn dann heimlich als Heiratsgut ihrem Mann mitbringt. Noch heute geht auf einen Bauern, der sich eines steigenden Wohlstandes erfreut, die Redewendung: „De hett 'n bunten Jungen upp 'en Böän“. In der Altmark wird er nämlich gewöhnlich nach der Kleidung, in der man ihn sich vorstellt, bunter, grüner oder rotackiger Junge genannt. In der Gegend von Calbe an der Milde führt er den Namen „Siemk“. Der Kobold ist ein verschmitztes Burschchen, kaum größer als eine Hand. Er tollt zuweilen

ausgelassen herum und verübt schelmische Streiche. Kobolzschießen ist von Kobold abgeleitet. Die Redewendung: „He lacht wie 'n Kobold“ bezieht sich auf ein verschmitztes Lachen.

Der grüne Junge kann sich auch verwandeln. Meist nimmt er die Gestalt von kleinen Tieren an. Das geschieht besonders dann, wenn er in Gefahr kommt, von einem Unberufenen entdeckt zu werden. In Leppin bei Arndsee soll der Großnecht eines Bauern in die Bodenkammer eingedrungen sein, die ihm sein Herr verboten hatte. Als er dort eine umgestülpte Milchsatte aufhob, soll daraus ein Gänsekücken hervorge schlüpft sein, in das sich der Kobold verwandelt habe, als er den Knecht kommen hörte. In einem Fall, in einer Sage aus Dequede, hat der Kobold überhaupt nicht menschenähnliche Gestalt, sondern er ist ein dreibeiniger Hase, den die Tochter des Hauses pflegt und im Brautwagen, in einem Tuche versteckt, heimlich mit zu ihrem künftigen Mann nimmt. Auch der Kobold hat allmählich das Schicksal erfahren, zum Teufel degradiert zu werden. Je mehr die christliche Weltanschauung sich festigte, um so mehr gestaltete sich die ursprüngliche Auffassung vom Kobold als eines glückbringenden Hausgeistes um. So erklärt es sich, daß die meisten Sagen den Reichtum, den der Kobold ins Haus bringt, als einen unrechtmäßig erworbenen und schließlich unheilbringenden hinstellen. Der Bund mit dem Kobold wurde allmählich dem Bund mit dem Teufel gleichgesetzt. Infolgedessen erscheinen die Menschen, die einen solchen Hausgeist besitzen, nicht als wahrhaft glücklich. Darum ist auch der Inhalt vieler Koboldsagen der, daß man ihn loszuwerden sucht und er sich durch

oft recht bössartige Streiche rächt; meist stört und peinigt er das Vieh, bis es eingeht. Oft weicht der Quälgeist erst, wenn ein Geistlicher in Anspruch genommen wird. So ist es kein Wunder, daß der Kobold in mancher Sage überhaupt Düwel genannt wird.

Teufelsagen sind ja nicht selten, auch in der Altmark gibt es eine ganze Reihe. Wie wir schon bemerkten, ist die Gestalt des Teufels wesentlich eine Schöpfung der christlichen Vorstellungswelt. Die meisten Sagen, in denen er auftritt, haben denn auch einen betont religiösen Charakter. Er tritt vielfach auf als Rächer an den Frevlern gegen Gott. Das größte Beispiel ist das Schicksal des Dr. Faust. Die fesselndste Sage dieser Art ist in der Altmark die vom Teufel als Tänzer in Siedenlangenbeck: „Zu Siedenlangenbeck im Salzwedelschen gingen vor mehr als hundert Jahren die Leute an einem Sonntag vor der Ernte zum heiligen Abendmahl. Die Dienstmädchen waren die letzten, welche den Leib des Herren empfangen. Als dieselben eine Zeitlang hinter dem Altar warten mußten, flüsterte die eine den beiden andern zu: „Wißt ihr schon, daß heute im Dorfe getanzt wird?“ „Ja,“ sagte die zweite, „es ist sammerschade, daß wir drei nicht mittanzen können.“ Da erwiderte die dritte: „Ich gehe doch hin und tanze, und wenn ich auch mit dem Teufel tanzen sollte.“ (Es ist in der Altmark wohl gelegentlich noch heute Sitte, daß man an dem Tage, an dem man das Abendmahl genommen hat, nicht tanzt.) Das waren die Gespräche, welche die gottlosen Mädchen führten, ehe ihnen der Kelch vom Pastor gereicht wurde. Als nun am Nachmittage die Musi-

kanten auf der Straße bliesen, lief die dritte zu ihren beiden Freundinnen und redete ihnen zu, mit ihr zusammen auf den Tanzboden zu gehen. Anfänglich weigerten sich die beiden anderen zwar, endlich ließen sie sich aber doch beschwären und gingen mit, um dem Tanzen doch wenigstens zuzusehen. Als sich die drei schon eine Zeitlang auf dem Tanzboden verweilt hatten, erschien plötzlich ein kleiner schwarzer Kerl, warf den Musikanten ein großes Geldstück zu und forderte die drei Mädchen zum Tanze auf. Die beiden ersten wollten nicht, die dritte aber war sogleich bereit und trat mit an. Anfangs ging der Tanz ganz in Ordnung, wurde aber immer wilder, und die Musik spielte immer schneller, sodaß die anderen Paare im Kreise nicht mehr mitkommen konnten. Der kleine schwarze Kerl tanzte schließlich mit seiner Tänzerin nur noch ganz allein, wurde auch gar nicht müde, sondern sprang und schlug mit den Füßen hintenaus, während das Mädchen von Schwelß triefte und mit jedem Augenblicke umzusinken drohte. Da riefen mehrere von den Tänzern den Musikanten zu, sie sollten aufhören, allein sie bliesen und geigten immerzu. Die Musik wurde schließlich so toll, daß es allen Anwesenden, welche dem tanzenden Paare zusahen, ganz schaurig und unheimlich zumute wurde. Man merkte wohl, daß es hier nicht mit rechten Dingen zuging, und, als die beiden anderen Mädchen erzählten, was die Tänzerin hinter dem Altar gesprochen habe, waren sie alle ganz entsetzt. Endlich ging ein alter Mann zu den Musikanten und schrie ihnen ins Ohr, sie sollten auf der Stelle einen Choral spielen. Kaum hatte der Teufel - der war es - denselben vernommen, so packte er seine Tänzerin

ins Genick und warf sie mit solcher Gewalt gegen die Wand, daß sie bald ihr junges Leben aushauchte. Der Teufel aber war plötzlich verschwunden; nur ein furchtbarer Gestank wie von Schwefel erfüllte noch lange nachher die Luft auf dem Tanzboden."

Ganz andersartig sind die Sagen, in denen der Teufel als der Betrogene auftritt. Eine überaus ergötzliche Sage dieser Art hat die Altmark mit der vom Jäger und dem Teufel gestellt. Sie ist so bekannt geworden, daß es sich erübrigt, auf ihren Inhalt hier einzugehen. Hier trägt der Teufel noch durchaus die Züge des Todesdämons der primitiven Mythologie. Die Schöpfungen des Mythos widerspiegeln ja in ihrem ganzen Wesen stets ihre Schöpfer selbst. Der leicht zu überlistende Dämon ist so unberechenbar bössartig oder kindlich gut, so mißtrauisch oder klüßisch wie der primitive Geist, aus dem er erwuchs.

Die besonders zahlreich vertretene Gattung der Gespenstersagen ist aus der sogenannten niederen Mythologie erwachsen. Das heißt, aus jenen ersten religiösen Vorstellungen, die sich dem Menschen darboten, als er das Rätsel des Todes zu erklären versuchte. Der Seelenglaube ist offenbar die erste Wurzel religiösen Lebens. Die Naturbeseelung, aus der schließlich die Götter erwachsen, stellt schon ein fortgeschrittenes religiöses Empfinden dar. So uralte der Seelenglaube ist, so hartnäckig hat er sich bis in unsere Tage hinein erhalten. Das Christentum hat ihn nicht auszurotten vermocht. Die aus dem Seelenglauben erwachsenen Anschauungen sind mit den christlichen eine oft recht sonderbare Mischung einge-

gangen. Der Christenglaube unserer bäuerlichen Bevölkerung, besonders ihre Vorstellung vom Wesen der Seele, trägt noch häufig deutliche Spuren davon. Wie im Brauchtum unbewußt immer wieder lebendige Zeugnisse von dem uralten Seelenglauben geliefert werden, geben uns auch die zahlreichen Gespenstersagen viele Aufschlüsse über sein urtümliches Wesen und Fortwirken im Laufe der Zeiten.

Die Gespenster sind umgehende (wie das Volk sagt: spukende) Geister von Verstorbenen. Der Glaube an sie wurzelt in der primitiven Vorstellung vom Tode. Danach stellt dieser nur den Übergang zu einer anderen Daseinsform dar. Er bedeutet nur den Übergang von der Gemeinschaft der menschlich Lebenden zu der der dämonisch Lebenden. Die Geburt eines Kindes ist die Wiedergeburt irgendeines Vorfahren aus dem Reich der Totendämonen. Diese sehen es nicht gerne, wenn eine Seele aus ihrem Bereich wieder bei den Lebenden erscheint. Darum müssen bei der Geburt alle Vorichtsmaßregeln gegen die Unterirdischen getroffen werden, die die Kinder, ihre ursprünglichen Genossen, wieder zurückzuholen suchen, um ihre eigenen, im Totenreich erzeugten häßlichen, mißgestalteten Kinder zu unterschleichen. Dieser Wechselbalg Glaube hat sich in der Altmark in der Sage von dem Verwalter des Rittergutes in Ahlum erhalten. Bei der Geburt eines Töchterchens ließ dieser alle Vorichtsmaßregeln gegen die Unterirdischen außer acht, er wollte es auch nicht taufen lassen. Da wurde das hübsche Kind gegen ein häßliches, unansehnliches vertauscht, das unentwickelt blieb und früh starb. Hünengräber gelten zuweilen als Wohnsitz der Unterirdischen. So dürfen sich dem

Hänengrab von Klein Stöckheim Kinder nicht nahen, sie könnten leicht von dort hausenden Totendämonen geraubt werden.

In der primitiven Vorstellung lebt der Tote zunächst als „lebendige Leiche“ weiter. Noch heute sind ja Leichenbeigaben üblich. Die Ansichten über sein Aussehen sind sehr verschieden und verschwommen. Er erscheint bald als leichenblaßes Gespenst, bald - wohl unter dem Einfluß christlicher Anschauungen - als entmaterialisierter schwebender Geist. Seine Wohnung ist das Grab und dessen Umgebung. Die Toten können auch zueinander in Beziehung treten und Gemeinschaften bilden wie die Lebenden (Tanz der Geister auf dem Friedhof). Hinter dieser Vorstellung steht die von einem zweiten Tod, dem der völligen Verwesung. Er bedeutet erst die endgültige Auflösung ins Nichts. Erst wenn dieses Stadium erreicht ist, ist der Tote wirklich zur Ruhe gekommen. Bis dahin bleibt er ständig ein Gegenstand der Furcht, er kann wiederkehren und die Lebenden aus irgendeinem Grunde beunruhigen. Ein Fluch ist es für den Toten, wenn er nicht Ruhe finden kann. Allen Menschen, die eine Schuld auf sich geladen, sehr am Leben gegangen oder ganz unvorbereitet plötzlich vom Tode weggerafft wurden, gelingt es nur schwer. Als Wiedergänger, Gespenster beunruhigen sie die Lebenden. Einige Beispiele: Der Bauer zu Seeben, der es bei Lebzeiten nicht lassen konnte, dem Nachbarn Land abzupflügen, ist zu ewigem Pflügen verdammt. Denn in jeder Nacht kann er dabei nur ein Sandkorn dem nachbarlichen Acker wieder hinzupflügen. Die im Klostergewölbe von Crevese bestatteten

Nonnen haben von dem Augenblick an zu Spuk angefangen, als die Klosterkirche dem Gottesdienst der Dorf- und Outsgemeinde eröffnet wurde. Naturgemäß müssen besonders unvermutet ums Leben Gekommene, wie Ermordete, dazu neigen, wiederzukehren. Darum knüpfen sich vor allem an Mordstätten Sagen von umgehenden Gespenstern.

Wer es wagt, dem Gespenst entgegenzutreten, kommt in höchste Not, wie etwa der junge Bursche, der dem Spuk von Holzhausen, das den einsamen Wanderer mit dem Ruf „Hyerher, hyerher!“ beirrt, übermütig zuruft: „Kum du man hieher“. Mit knapper Not kann er sich nach Hause retten vor dem verfolgenden Gespenst. In einem Fall (Der gespenstische Zug zwischen Erleben und Düsedau) ist auch von einem ganzen Zug von Gespenstern (Seelenheer) die Rede. Stets hat das Tier eine besonders feine Witterung für gespenstische Wesen, meist sind es die Pferde, die sie zuerst wahrnehmen. Wenn sie plötzlich wild werden und nicht vom Fleck wollen, haben sie ein Gespenst erkannt.

Zweimal taucht das Erlösungsmotiv auf: beim Spuk zu Kerkau und dem Rotmännchen zu Tangermünde. In Kerkau war unter dem Wassertroge auf einem Gehöft häufig ein starkes Winseln hörbar. Als sich eines Morgens ein Tagelöhner wusch und wiederum das Gewinsel vernahm, sagte er: „Nun helfe Gott mir und dir.“ Da hörte er unten vom Wassertroge her die Worte: „Darauf habe ich schon lange gelauert.“ Seit dieser Zeit will dort niemand mehr das Gewinsel gehört haben. In der Sage vom Rotmännchen zu Tangermünde erscheint der Geist eines wendischen Prinzen,

der seiner wendischen Braut wegen einer Deutschen die Treue gebrochen hat, in der Gestalt eines Kobolds (Kotmännchen)*). Da ihn das Wendenmädchen verflucht hat, muß er so lange ruhelos umgehen, bis er durch ein treuliebendes Paar, das sich durch nichts in der Welt voneinander trennen läßt, erlöst wird. Bemerkenswert ist, daß hier, wie auch sonst in den Sagen, der Geistliche die Rolle übernimmt, die früher den Zauberern und Hexenmeistern vorbehalten blieb, nämlich die Geister zu bannen und zu verscheuchen.

Vielfach erscheinen die Gespenster auch ohne Kopf. Eine befriedigende Erklärung dafür gibt es noch nicht. Ob sich dahinter überhaupt ein tieferer Sinn verbirgt? Vielleicht ist die Kopflosigkeit nur ein die schaurige Wirkung steigendes Spiel der Volkspantastie. Der bekannte Volkskundler Wuttke hält sie für ein bloßes Attribut der Leblosigkeit.

Schwierigkeiten bereiten der Erklärung auch die Sagen von gespenstischen Tieren. Es treten fast nur Sau, Kalb oder Lamm auf. Oft hat das Tier auch keine bestimmte Gestalt, sondern nur eine übernatürlich gespenstische. Offenbar sind diese spukenden Tiere nur menschliche Gespenster in Tiergestalt. In der primitiven Denkweise sind Mensch und Tier nicht von Grund aus verschiedene Wesen. Es besteht vielmehr eine mystische Identität. In mancher Hinsicht erkannte er das Tier als ein überlegenes Wesen. Vor allem in seinen instinktiven Kräften sah er es über Fähigkeiten verfügen, die ihm

*) Die Verbindung mit dem Kobold ist hier aber nur äußerlich. Eine reine Koboldsage ist dagegen die vom Kind im roten Rock bei Damborg, die Pohlmann den Gespenster-sagen eingereiht hat.

selbst geheimnisvoll und unzugänglich waren. Ein dunkles Verhängnis schien ihm, einst dem Tier die Sprache geraubt zu haben. Das ursprüngliche Verhältnis des Menschen zum Tier widerspiegelt sich in der Sage. Im Sagenschatz der ganzen Welt werden Menschengeschlechter auf Tiere zurückgeführt, Königinnen gebären Tiere; häufig ist, daß Helden von Tieren genährt werden und in engster Gemeinschaft mit ihnen aufwachsen. Dem primitiven Denken war somit die Vorstellung durchaus natürlich, daß die Seelen Verstorbener auch in Tieren Wohnung nehmen könnten. Wie er schon vom Zauberer glaubte, daß er seine Seele auswandern lassen und in ein Tier schicken könne, so sah er noch mehr die Verstorbenen, die ja im Totenreich über übernatürliche Fähigkeiten verfügten, dazu imstande, Tiergestalt anzunehmen. Daß die spukenden Tiere wirklich die Geister verstorbener Menschen darstellen, davon zeugen die folgenden Sagen: Zwischen Darnebeck und Riestedt spukt eine Sau mit zahlreichen Ferkeln, die an dem armen Wanderer, den sie überraschen, emporklettern. An der Stelle soll einst ein greulicher Mord an einer Witwe und ihren sieben Kindern verübt worden sein. Auf dem Rakensteig in Stendal geht ein großer Kater in Gesellschaft von vielen Raken um. Der Kater soll einst ein reicher Mann gewesen sein, der seine Habe mit liederlichen Dirnen durchbrachte und nun mit diesen, die in Raken verwandelt wurden, ewig umgehen muß. Man kann wohl annehmen, daß in den Fällen, wo die Beziehung zum Menschen nicht überliefert ist, diese verlorengegangen ist.

Häufig wird erzählt, daß diese spukenden Tiere sich dem Menschen auf seinem nächtlichen Gang aufhocken und immer schwerer werdend diesen fast zu Boden drücken. Erst kurz vor dem Ziel pflegt der furchtbare Quälgeist ihn zu verlassen. Vielleicht haben Alldruckträume mit ihren quälenden Gesichten zur Ausbildung dieses Motivs in der Sage Anlaß gegeben.

In engste Beziehung zum Tier tritt der Mensch im Werwolglauben. Die Sage vom Werwolf zu Hindenburg in der Wische zeugt davon, daß er vor etwa hundert Jahren noch nicht ganz erstorben war. Die Leute, die damals lebten, wollen in ihrer Kindheit einen Mann aus dem Dorfe gekannt haben, der sich öfter in einen Werwolf verwandelt habe. Er habe einen Streifen Leder aus Wolfshaut bei sich gehabt, an dem noch Haare gewesen seien. Sobald er sich diesen um den Leib gebunden habe, sei er in einen Wolf verwandelt worden und habe solche Kraft gehabt, daß er allein ein Fuder Heu ziehen und einen Ochsen in der Schnauze wegtragen konnte. Er habe das Vieh gewürgt und Menschen angefallen. Nur seine Frau sei vor ihm sicher gewesen. Mit einem Spruch, dem Erbwulfe-reim, habe sie ihn zu bannen vermocht. Sobald sie ihm den Streifen aus Wolfshaut abgenommen habe, sei er wieder wie ein anderer Mensch gewesen. Die Entstehung des Werwolglaubens ist noch ein dunkles Kapitel. Man darf wohl annehmen, daß eine bei primitiven Völkern noch heute vorkommende Wahnsinnserscheinung den Grund dazu gelegt hat. Sie besteht darin, daß ein einzelner oder auch eine Gruppe von Menschen plötzlich von der Vorstellung befallen wird, ein Wolf, Bär, Tiger oder dergleichen zu sein, und in diesem der

Tollwut ähnlichen Zustande unter Geheul herumstreicht und Vorübergehende anfällt. Es liegt nahe, daß sich der Glaube ausbildete, solche Menschen seien in Tiere verwünscht, ein weiterer Schritt war, ihnen Tiergestalt beizulegen. In der Sage vom Werwolf zu Hindenburg spielt ein Streifen Wolfshaut bei der Verwandlung die entscheidende Rolle. Vielleicht führt uns dieser Umstand in unserer Einsicht noch etwas weiter. Vergewärtigen wir uns zunächst folgendes: das primitive Denken ist total, das heißt, ihm verkörpern sich im Teil stets alle Eigenschaften des Ganzen. Weiter: das primitive Denken ist nicht logisch sondern magisch. Seinem totalen Denken verkörpert die Wolfshaut den ganzen Wolf, seinem magischen bedeutet das Aberziehen der Wolfshaut ein Aberströmen der Kraft und der Eigenschaften des Wolfes. Ein ähnlicher magischer Vorgang vollzieht sich für den Wilden bei der Menschenfresserei. Bekanntlich zielt diese nicht in erster Linie auf Fleischgenuß, vielmehr spielt dabei die Hauptrolle der Glaube, durch Verpeisung bestimmter Organe, wie vor allem des Herzens, die Kräfte des Getöteten zu gewinnen. Vielleicht hat das Tragen von Tierfellen, am bequemsten konnte man sich Wolfsfelle verschaffen, dazu beigetragen, bei einigen dazu besonders veranlagten Menschen das Entstehen des Werwolfwahnsinns zu befördern. Es konnte weiter leicht der Glaube entstehen, einige Menschen seien fähig, durch magische Künste - in unserer Sage genügt schon die Zauberkräft von einem Streifen Wolfshaut - sich absichtlich zu einem Werwolf zu machen.

Damit ist unser Gang durch die altmärkischen Sage, bei dem wir unseren Blick auf ihren mythologischen Gehalt gerichtet hielten, beendet. Von den Höhen der großen Götterwelt, von der wir freilich nur spärliche Nachklänge fanden, stiegen wir allmählich in die Niederungen der Mythologie hinab. Ihr Niederschlag in der Sage vermochte uns ein weit ausschlußreicherer Bild zu geben, und wir fanden in der altmärkischen Sage teilweise noch urtümlichste Züge ausgeprägt. Es ist erstaunlich zu sehen, wie diese ältesten, aus dem Phänomen des Todes erwachsenen Vorstellungen des Menschen trotz Christentum und modernem Weltbild ihre fortreibende Kraft durch die Jahrhunderte bewahrt haben und auch heute noch nicht tot sind.

3

„Das Gold im Stod“.

(Eine sagenkundliche und ikonographische Untersuchung).

Von Otto Reichmann.

Als die Brüder Grimm in den Jahren 1816-1818 ihre berühmte, bis zum heutigen Tage grundlegend gebliebene Sammlung der deutschen Sagen und Märchen herausgaben, haben sie sich in zwei Vorreden über die Beweggründe, Ziele und Quellen ihres Werkes eingehend geäußert. Dabei kommen sie auch auf die auffällige Tatsache zu sprechen, daß sehr viele gleiche oder ähnliche, aus dem Volksmund geschöpfte Sagen über ganz Deutschland verbreitet sind. Sie erklären sich diese seltsame Übereinstimmung aus der „durchgehenden Homogenität der Volksseele“, wonach „unter gleichen Verhältnissen auch an den entlegensten Punkten durch einen so gleichgeformten, individualitätslosen Geist, wie den des Volkes, Gleiches entsteht.“ Diese Auffassung ist - wie die moderne Sagenkunde erwiesen hat - richtig und falsch zugleich. Es gibt wurzelhafte Sagen, die als unmittelbares Produkt des schaffenden Volksgestes anzusehen sind, - dafür bietet auch der altmärkische Sagenschatz genügend Beispiele, etwa: die Erzählungen vom wilden Jäger, vom wiederkehrenden Toten, von vergrabenen

Schähen, von Kobolden und Nixen usw. Meist handelt es sich dabei um äußere Eindrücke, die das Volk im allgemeinen in gleicher Weise auf sich wirken läßt und ziemlich gleichartig erklärt und deutet.

Bei einer ganzen Reihe von zusammenhängenden, logisch aufgebauten Geschichten, bietet der schaffende Volksgeist aber keine Erklärung dafür, daß sie sich vielerorts in fast gleicher Gestalt finden. Hier hat die neuere Sagenkunde zu anderen Erkenntnissen geführt. Sie sollen uns auch in der folgenden Untersuchung leiten, die eins der weitverbreitetsten und interessantesten Sagenmotive zum Gegenstand hat: Die Geschichte vom Gold im Stock.

Aus Salzwedel wird folgende Begebenheit aus alter Zeit berichtet:¹⁾

„Ein Salzwedler Bürger hatte sich von einem seiner Mitbürger 100 Dukaten geborgt und zahlte sie trotz aller Mahnungen seines Gläubigers nicht zurück. Schließlich blieb dem nichts anderes übrig, als seinen Schuldner zu verklagen. Als sie beide vor dem Richter standen, behauptete der Schuldner steif und fest, er habe das Geld seinem Gläubiger schon längst zurückgezahlt. Da forderte der Richter

¹⁾ Pohlmann. „Geschichte der Stadt Salzwedel“, S. 204 f., Pohlmann. „Sagen aus der Altmark“, 1925, S. 194 ff., Temme: „Die Volkssagen der Altmark“, 1839, S. 32 f., Lehrmann: „Altmärkischer Sagenschatz“, 1908, S. 249, Baun: „Beispielschatz“, 1903, S. 192, Höpfner: „Sagen und Geschichten der Altmark und Prignitz“, 1865, S. 20 ff., Pflanz: Beilage zum altmärkischen Sonntagsblatt, 1930, Nr. 35.

er sollte das beschwören. Da bat der Schuldner seinen Gläubiger, seinen Stock so lange zu halten, damit er seine Hand zum Schwur erheben könnte. Der tat das auch. In dem hohlen Stock aber hatte der böse Mann die 100 Dukaten eingespundet. Und nun erhob er seine Schwurfinger gen Himmel und schwur einen heiligen Eid, daß er seinem Gläubiger die 100 Dukaten gegeben hätte. Da blieb dem Richter nichts anderes übrig, als den Gläubiger mit seiner Klage abzuweisen.

Aber als nun der freigesprochene Schuldner mit seinem dicken, schweren „Degstock“ in der Hand vom Gerichtssaal nach Hause ging, wurde er von einem Müllerwagen, dessen Pferde scheu geworden waren, überfahren. Dabei zerbrach sein Stock, und die Dukaten, die darin waren, rollten über die Straße. Er selbst aber wurde so schwer verletzt, daß er alsbald starb. Und jedermann sah in seinem Tod ein Strafgericht Gottes, der sich auch mit solchem Eid nicht spotten läßt.“ (Fassung I, nach Pflanz.)

Die Erzählung will - so, wie sie dasteht - als wahre Begebenheit genommen werden. Wenn man sie für sich betrachtet, besteht zunächst auch keinerlei Grund, dies zu bestreiten. Sie ist freilich ohne Zeitangabe und die Überlieferung weist mancherlei Varianten auf. Aber von wieviel Anekdoten gilt das gleiche, deren historischer Charakter trotzdem von niemanden bezweifelt wird. Warum sollte nicht einmal ein Mensch versucht haben, auf diese ebenso raffinierte wie verwerfliche Weise sich von einer Schuld loszuschwören? Warum sollte nicht einmal diese ebenso plötzliche wie gerechte

Strafe dem Meineide auf dem Fuße gefolgt sein? Und warum sollte sich schließlich das alles nicht irgendwann einmal in Salzwedel abgespielt haben?

So kann man mit Recht fragen. Aber, sobald man dieser Begebenheit etwas auf den Grund geht, erweist sich ziemlich rasch und eindeutig ihr sagenhafter Charakter: daran nämlich, daß das, was wohl einmal auf diese überraschende Weise geschehen sein könnte, sich bestimmt nicht drei-, viermal unter genau den gleichen Begleitumständen wiederholt, und zwar aus mehr als einem Grunde.

Nun wird aber diese Geschichte vom Gold im Stock nicht nur aus Salzwedel, sondern in ganz ähnlicher Form auch aus Stendal, Gardelegen und anderen Orten (z. B. Berlin und vielleicht auch Brandenburg) berichtet.

Die Gardeleger Fassung²⁾ stimmt - von einem Zuge abgesehen, auf den wir gleich ausführlich zu sprechen kommen werden - fast wortwörtlich mit der Salzwedler Geschichte (I. Fassung) überein. Die Stendaler³⁾ Fassung hat einen etwas anderen Schluß:

„Auf der steinernen Rathhaustreppe ließ Gott, der Rächer des falschen Eides, es zu, daß der Schuldner ins Stolpern kam und über den in seiner Rechten befindlichen Stock fiel... Er zerbrach sich das rechte und linke Bein, und wiewohl er nicht gleich starb, so mußte er doch auf

²⁾ Parisius und Brinkmann: Beschreibende Darstellung etc. 1897, S. 58 f., Pohlmann, a. a. O.

³⁾ von Mehren (= E. Weihe), Sagen aus Stendal, 1884, II. Teil, S. 55 ff., Pohlmann a. a. O.

Krücken durch das Leben hinken, und, wo man ihn sah, da schrie man ihm seine Sünde laut nach und rief: Da geht der Meineidige, den Gott gerichtet hat.“ (Nach von Mehren)

Aber bezeichnenderweise wird dieselbe Pointe auch in der von Lehmann mitgeteilten Salzwedler Geschichte (II. Fassung) erzählt, nur daß hier der Meineidige mit dem Tode bestraft wird (- „Er selbst fiel die Treppe so unglücklich hinab, daß er sich das Genick brach. So war sein Meineid bekannt und auch bestraft worden.“ -), während er dort als abschreckendes Beispiel am Leben bleibt (III. Fassung).

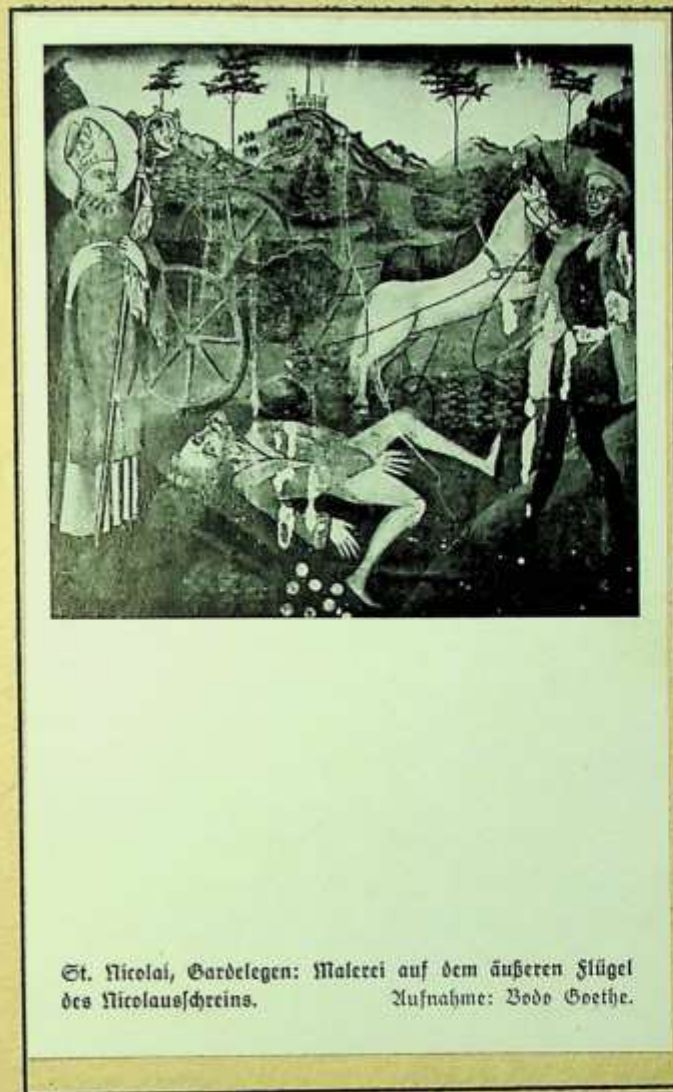
Wie haben also bei der Geschichte vom Gold im Stock oder vom bestrafte[n] Meineidigen eine jener vielen wandernden Sagenmotive vor uns, die die Tendenz haben, sich bald hier, bald dort für eine Weile „anzusiedeln“. Dieser Lokalisierungstendenz dienen etwa folgende kleine Züge der Überlieferung: In Stendal soll die Geschichte sich um 1540 zugetragen haben. Es handelte sich um insgesamt 200 Goldgulden. Der Schuldner war ein guter Jugendfreund des Gläubigers, der nach dreißährigem vergeblichen Warten und Mahnen ihn schließlich in die Ratsstube vor den grünen Tisch zitieren läßt. Der hohle Stock soll noch lange auf dem Stendaler Rathaus aufbewahrt worden sein. In Salzwedel ging es bei dem ganzen Handel um 100 Dukaten. Schuldner und Gläubiger waren Nachbarn. In Gardelegen soll es der Wagen des damaligen Wassermüllers am Salzwedler Tor gewesen sein, der den Meineidigen überfuhr, usw.

Jeder, der mit den Entwicklungsgesehen unserer Volksagen etwas vertraut ist, sieht in derartigen Details deutliche

den Versuch, gleichsam einen schwimmenden Kahn am Ufer festzupfählen und die Geschichte auf diese Weise populär und lebendig zu gestalten. Für die Frage nach dem historischen oder sagenhaften Charakter der Überlieferung besagen diese Einzelzüge dagegen gar nichts.

Wie haben wir uns die Entstehung dieses eigenartigen Sagenmotivs zu denken? Bei den meisten Sagen tappen wir in dieser Beziehung noch ganz im Dunkeln und kommen über ein paar vage Vermutungen nicht hinaus. Bei unserem Motiv haben wir dagegen den seltenen Fall vor uns, daß er nicht nur schriftlich fixiert, sondern auch bildlich dargestellt worden ist. Durch diesen günstigen Umstand gewinnen wir einen sicheren Ausgangspunkt und kommen dadurch ein gutes Stück weiter.

In der Nikolaiirche in Gardelegen befindet sich am Eckpfeiler zwischen hohem Chor und Langhaus, der Kanzel gegenüber, ein Schnitzaltar. Nach der großen, künstlerisch sehr wertvollen Mittelfigur, die den hl. Nikolaus von Bari auf einem Throne sitzend darstellt, wird er Nikolausschrein genannt. Vielleicht entstammt er noch dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts. Ich möchte seine Entstehung um etwa 1500 ansetzen. Die Predella zeigt drei Szenen aus dem Leben des Heiligen, die Außenseite der Flügel vier ähnliche Szenen aus der Nikolauslegende in Ölmalerei mit starker, wohlerhaltener Vergoldung. Von diesen Malereien interessiert uns vor allem die untere Darstellung des linken Flügels, in



St. Nicolai, Gardelegen: Malerei auf dem äußeren Flügel
des Nicolausschreins. Aufnahme: Vodo Goethe.

der wie sogleich unsere Geschichte vom Gold im Stoc wiedererkennen.

Vor uns tut sich (man vergleiche die Abbildung) eine phantastische Landschaft auf. Dichtbelaubte Bäume und dunkle Büsche sind über das ganze Bild hin verstreut. In der Ferne reihet sich Hügel an Hügel. Ein Pfad führt zu einer Bergtuppe empor, die mit einer spihürmigen Burg gekrönt ist. In der Mitte saust ein scheu gewordenes Pferdegespann mit geblähten Nüstern und gespitzten Ohren gerade mit einem leichten, zweiräderigen Karren davon. Die Zügel schleifen am Boden. Ganz vorn liegt der vom Wagen geschleuderte Meineidige, mit schrecklich verzerrtem Gesicht und seltsam gespreizten Händen und Füßen. Er hat sich das Genick gebrochen. Der breitkrämpige Hut ist ins Gras gerollt, die Augen sind noch weit aufgerissen, das Haar fällt breitmähmig und zerzaust hinten über, und der Kopf scheint sich noch einmal bewegen zu wollen. Er trägt ein pelzbesetztes Wams; die weißen, eng anliegenden Tuchhosen sind an den Knien aufgerissen. Aus dem zerbrochenen Stabe rollen neun Dukaten heraus.

Von rechts kommt gerade der betrogene Gläubiger daher. Er trägt einen seltsamen Spihut. Sein Gesichtsausdruck und die Haltung seiner Hände verraten, daß er über diese plöhlliche Wendung der eben noch zu seinen Ungunsten entschiedenen Schwurangelegenheit aufs höchste erschrocken ist. Links steht der hl. Nikolaus. Er ist genau so dargestellt wie die Plastik im Inneren des Schreins; mit Heiligenschein, Mitra, Krummstab und Sudarium. Seine Rechte weist mit spizen Zeigefingern halb zum Gläubiger, halb zum Meineidigen hinüber. -

Wir gaben eine so genaue Beschreibung, weil diese Darstellung in ikonographischer Beziehung sehr wertvoll ist. Sie scheint - da sowohl Künste wie Liefmann sie in ihren Handbüchern der Ikonographie nirgends erwähnen - die einzige noch erhaltene Darstellung dieser Nikolauslegende zu sein, die wir überhaupt besitzen. Sie stimmt fast wörtlich mit der Salzwedler 1. Fassung überein und beweist, wie alt unsere Geschichte vom Gold im Stoc schon ist.

Neu und merkwürdig ist in dieser dargestellten Fassung (Nr. IV) nur die Gestalt des hl. Nikolaus.

Was hat er eigentlich mit dieser ganzen Schwur- und Meineidsgeschichte zu tun?

Dazu muß man folgendes wissen: Der Nikolauskult wanderte im Anfang des 12. Jahrhunderts - seitdem i. J. 1087 die Leiche des Heiligen von Myra nach Bari im Königreich Neapel gebracht worden war - aus dem vorderen Orient nach dem Abendlande und erlangte bald eine große Verbreitung und Verehrung. Nikolaus wurde vor allem zum Schutzpatron der Hanse, jenes mächtigen Kaufmannsverbandes, der im 14. und 15. Jahrhundert den gesamten Oberseeverkehr in starken Händen zusammenhielt.

Pfarrer Pflanz hat in einem Artikel in der Sonderbeilage des „Altmärkischen Sonntagablatte“ (1930, Nr. 35) darauf hingewiesen, daß zu den besonderen Obliegenheiten eines solchen Schutzpatrons der Hanse natürlich auch dies gehöret, daß er über Treu und Glauben im Geldverkehr wachte und solche heimtückischen Schuldner, wie jenen mit dem ausgehöl-

ten Stab, entlarote und straste. Diese Bemerkung weist uns den richtigen Weg. Es läßt sich beispielsweise nachweisen, daß in Geldsachen Schuldner und Geldgeber am Nikolausaltar zusammenkamen und im Anblick des Heiligen und unter Anrufung seines Namens ihre Angelegenheiten regelten. Dieser Schwur ersetzte quasi Schuldschein und Notar.

Die stumme Geste des Zeigefingers auf unserem Gemälde würde mithin bedeuten: Das hast du mir zu verdanken. Ich habe dir geholfen und die wieder dein Geld verschafft!

Ruffällig bleibt dabei jedoch, wie „drangehängt“ die Nikolausfigur in der ganzen Angelegenheit wirkt. Ich vermutete daher schon lange, daß in diesem Zusammenhang der Heilige nicht nur die Rolle eines stummen Statisten spielt, sondern in einer besonderen Weise in den Gang dieser Geschichte eingreift. Dafür glaube ich jetzt auch den Beleg in einer elsässischen Übersetzung der „Legenda aurea“⁴⁾ gefunden zu haben. Dort lautet unsere Geschichte nämlich folgendermaßen:

„Ein kristen man lehente (lieh) umbe einen juden vil gutes und do er nüt anders bürgen mochte han, do swur er dem juden uffsante Nyclus altar (Altar), das er imme das gut wolte widergeben so er erste mochte (sobald er könne). Dese schulde stunt lange. Der jude vorderte sin gut, der kristen sprach, er hette es imme vergolten. Der jude zoch es vür gericht. Dem kristen ward erteilt, das er swure, obe er es hete vergolten. Der kristen nam einen

⁴⁾ herausgegeben von A. Birlinger, Alemannia 13, S. 385 f.

hohlen Stab und füllete den vol goldes und trug den mit imme (mit sich) zu gericht, als ob er sich der uf stürte (darauf stütze), und do er sweren solte, do gab er dem juden den stab zu habende (halten) und swur, das er dem juden me (mehr) hette geben denne er solte, und nam sinen stab wider von dem juden. Do dize ungetruwe kristen solte heim gon, do entschlies er uf einer stroffen, und kam ein wagen, der zerknüstete (zerbrach) den kristen und den Stab, das das golt us dem stabe viel.

Do dies vernam der jude, do ging er hin und sach die untruwe, die imme der kristen hette geton. Do rief dem juden das volg, das er den stab mit dem golde neme. Do sprach der jude, das entun ich nüt, es enst denne dize kristen von der gnoden der heiligen sent Nycluses wider lebendig werde, so wil ich mich toffen und wil globig werden. Do stund der tote uf und lebete. Do ließ sich der jude toffen.“ -

Bei der Beschreibung des Gemäldes vom Nikolauschrein wiesen wir schon auf einige Besonderheiten hin. Die hohe Mütze des Gläubigers ist der Spitze Judenhut, wie wir ihn auf mittelalterlichen Darstellungen häufig finden. Die weit-aufgerissenen Augen des Meineidigen und der so seltsam empor-gereckte Kopf sollen vielleicht gerade den Moment darstellen, wo der Tote wieder zum Leben zurückkehrt.

Zu der Figur des Juden muß noch etwas gesagt werden. Er borgt dem Christen nicht etwa aus Gutmütigkeit und warmen Helferdrang die Summe Geldes, wie der Salzwedler „Nachbar“ und der Stendaler „Jugendfreund“. Er leiht das

Geld vielmehr auf Zins aus, was in jener Zeit nur bei Juden möglich war⁹⁾. Die Rolle, die er in dieser Geschichte spielt, versteht man besser, wenn man die folgende, demselben Zyklus angehörende Legende mit berücksichtigt, in der erzählt wird, wie ein anderer Jude auf den raffinierten Gedanken kommt, sich in seiner Wohnung eine Holzstatue des hl. Nikolaus aufzustellen, um sich dadurch vor Dieben zu sichern. Als er eines Tages dennoch bestohlen wird, schleudert er voller Wut dem Heiligen die blasphemischen Worte ins Gesicht: „Herre Nyelaus, ich han uch gesehet in min hus, das ihr mir mine gut bewarent und behutent vor den dieben... Ich sage uch, ihr sället die pine arnen (die Strafe ernten) vür die diebe; also wil ich minen schoden zu kommen an uch und wil minen zorn mit streichen an uch erkulen.“ Dann holt er sich einen Stock und prügelt damit das unschuldige Heiligenbild.

In unserer Legende soll an der Figur des Juden vielleicht die religiöse Verstockung dieses Volkes von einer anderen Seite her deutlich werden. Trotzdem er als Augen- und Ohrenzeuge in aller handgreiflichster Weise zu spüren bekommt, wie der hl. Nikolaus sich als Schutzpatron erweist und in wunderbarer Weise in den Gang der Geschichte eingreift, um selbst ihm, dem Juden, zu seinem Recht zu verhelfen, will er dennoch die Macht des Heiligen nicht anerkennen und das Ganze als bloßen Zufall beiseite schieben. Statt sich in Ehrfurcht und

⁹⁾ vgl. „Heimatbuch“, Beiträge zur altmärkischen Heimatforschung, Dr. Edwin Nitter, Einige Beiträge aus der Urkundensammlung unseres Heimatmuseums zur Rechtsgeschichte und Rechtssprache des deutschen Mittelalters. Band 1, S. 68. Gardelegen 1937.

Dankbarkeit zu beugen, stellt er „coram publico“ eine Forderung an den Heiligen, deren Erfüllung er selber wohl für unmöglich hält, um sich dadurch vor allen ihm peinlichen Konsequenzen zu salvieren („Es enst denne, dire kristen wider lebendig werde.“). Das Wunder geschieht, und er fängt sich im eigenen Garn! -

Wenn auch diese besondere Schlußpointe der Auferweckung des toten Meineidigen im Laufe der Zeit der Vergessenheit anheimgefallen ist und die Figur des Juden als des Geldgebers, aus der Überlieferung wieder verschwand, so läßt sich doch mit großer Wahrscheinlichkeit der Nachweis führen, daß das Motiv vom Gold im Stock auch sonst mit der Nikolaus-Gestalt verknüpft war.

Dipl.-Ing. Bohnstedt, der frühere Leiter des Salzwehler Heimatmuseums, machte mich vor etlichen Jahren auf eine Bemerkung aufmerksam, die sich bei dem bekannten Chronisten Joh. Chr. Beckmann in seiner „Historischen Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg“, Berlin 1751, V. Teil, I. Buch, Kap. 3 findet. Es heißt dort bei der Beschreibung der St. Katharinenkirche in Salzwehel:

„In eben der Kirche ist auch noch ein Bild, wieviel an vollen Stücken verdorben, eines Meineidigen zu sehen, so nach gethanem Eide von einem müllenswagen überfahren und getödtet, der stab auch, worin die Dukaten eingespündet gewesen, worüber er geschworen, zugleich überfahren und zerbrochen und die Dukaten herausgetrieben worden...“

Dieses Bild, das der Gardeleger Darstellung nach dieser Belmannschen Beschreibung sehr ähnlich gewesen sein muß, ist leider verschollen. Einer alten Notiz zufolge soll sich in einer Brandenburger Kirche auch noch ein Gemälde, das dieselbe Szene darstellt, befinden. Näheres ließ sich bisher nicht feststellen, da die Angaben zu vage waren.

Möglicherweise stammte das Salzwedler Bild aus der einstigen Nikolaiskirche, die im Jahre 1797 abgebrochen worden ist, wobei sicherlich die meisten Kunstwerke in die anderen Kirchen der Stadt überführt worden sind, soweit sie nicht schon verkauft worden waren.

Es kann jedoch ebenso gut zum „Altar Nicolai“ in der St. Katharinenkirche gehört haben, den Danneil in seiner Kirchengeschichte der Stadt Salzwedel aufführt und der urkundlich 1420 und 1509 erwähnt wird.

Ob es auch im Stendaler Dom, der ja gleichfalls dem hl. Nikolaus geweiht war und sicher auch einen besonderen Nikolausaltar besessen hat, eine Darstellung unserer Legende gab, läßt sich nicht mehr nachweisen. Dagegen will es mir für unsere Untersuchung wichtig erscheinen, wenn wir im folgenden etwas abschweifen, um der Entstehung unseres Sagenmotivs noch weiter auf den Grund zu kommen.

Unter den wundervollen Glasmalereien des Domes, die den größten künstlerischen Schatz der Altmark darstellen und auch zahlenmäßig alles überragen, was sich in anderen Gotteshäusern noch an mittelalterlichen Glasgemälden erhalten hat, befindet sich auch ein Nikolausfenster (Nr. X).

Dr. Lisa Schürenberg sagt in ihrer Monographie über das mittelalterliche Stendal (1929): „Die Herstellung der Gemälde muß in Stendal selbst erfolgt sein, und zwar hat man sich den Vorgang so zu denken, daß verschiedene Werkstätten (deren Zahl auf acht festgesetzt werden kann), dort zusammentrafen und ihre Tätigkeit um 1430 einsetzt.“ Die Entstehung der Nikolauszyklen setzt sie um 1440/1500 an. Die acht Zeilen des Fensters sind folgenden Nikolauslegenden entnommen: 1. Das heilende Öl, 2. die Bischofswelche, 3. die Messe, 4. die Brotverteilung, 5. Hilfe in Seenot, 6. Befreiung der drei Offiziere, 7. Eintritt ins Kloster, 8. Spende für die drei Schwestern, 9. Almosen und Hilfe in Pestzeit. Drei von diesen Legenden finden wir nun auch am Gardeleger Nikolausfresko, und zwar Nr. 5, 6 und 8.

Zwischen den Stendaler und Gardeleger Darstellungen liegen etwa 60 Jahre. In dieser Zeitspanne von 1440-1500 ist offenbar das Motiv vom Gold im Stock mit der Nikolaus-Gestalt verknüpft worden und dann rasch als „hanseatische“ Legende vom bestraften Meineidigen auch in der Altmark populär geworden. Wäre sie schon vor 1440 in unserer engeren Heimat bekannt gewesen, so würde man es zweifellos nicht versäumt haben, sie im Nikolausfenster des Stendaler Doms mit aufzunehmen.

Allerdings muß es auch hier bei einem vorsichtig-abwägenden „vielleicht“ und „offenbar“ sein Bewenden haben und manches Fragezeichen am Rande stehen bleiben, da wir nicht wissen, ob alle Glasgemälde aus der Nikolauslegende voll-

ständig erhalten sind, und die mannigfachen Ingredientien nicht mehr klar zu erkennen vermögen.

Damit sind wir aber noch nicht am Ende unserer Untersuchung angelangt. Wenn wir den Nachweis erbracht haben, daß unser Sagenmotiv vom Gold im Stock ursprünglich mit der Nikolausgestalt verknüpft war, so ist ja noch keineswegs gesagt, daß wir damit schon die ursprüngliche Form gefunden hätten. Wir sind nur durch den günstigen Umstand, in St. Nikolai in Gardelegen eine spätmittelalterliche Darstellung der Geschichte zu besitzen, einer älteren Fassung auf die Spur gekommen und haben ihre Varianten verfolgt.

Wir hätten nun eigentlich von diesem neuen Ausgangspunkt aus nach neuen Spuren zu fahnden, um möglichst noch weiter zurückzukommen, ja vielleicht sogar die Urform zu finden.

Wir nehmen jedoch davon Abstand und beschränken uns, um den engen Ring unseres Themas nicht zu sprengen, auf eine summarische Zusammenfassung dessen, was sich über unser Motiv noch feststellen läßt, da eine ausführliche Untersuchung uns auf ein Gebiet abführen würde, das mit der eigentlichen heimatkundlichen Forschung in keinem direkten Zusammenhang mehr steht!

Die Motive unserer Nikolauslegende entstammen - wie so viele Erzählungen des Mittelalters - den Schachkammern antiker Erzählungskunst. Der Grammatiker *Konon*, der zur Zeit des Caesar und Augustus lebte und von dessen verloren gegangener Schrift „*Diegeseis*“ (50 Erzählungen meist mythisch-

historischen Inhalts) uns Photius einen Auszug aufbewahrt hat, berichtet als 38. Anekdote eine milesische Philosophen-Fabel, in der wir offenbar die älteste Fassung des Motivs vom Gold im Stock vor uns haben. Ebenso findet sich dasselbe Motiv bei Stobäus in seinem „*Florilegium*“ (28,16) in Form einer profanen Anekdote. Ich vermute, daß die ursprüngliche philosophische Pointe jener Fabel in der geistvoll-raffinierten Art bestand, mit Hilfe einer *reservatio mentalis* einen andern ins Unrecht zu setzen. Erst später entwickelt sich daraus jene zweite moralische Pointe: Die Strafe folgt dennoch auf dem Fuße!

Die Anekdote teilt sich dann in zwei Stränge:

a) Das antike Motiv wird als profane Anekdote übernommen und dichterisch verwertet von Cervantes im *Don Quixotte* und von Hans Sachs. Ebenso finden wir sie als Erzählung im Talmud und in der Form einer mohammedanischen Legende wieder.

b) Das antike Motiv verbindet sich mit der Person des Nikolaus und wird zur christlichen Heiligenlegende. Wir konnten sie in dieser Fassung zunächst in der elsässischen Anekdote der *Legenda aurea* sowie in einer spätmittelalterlichen Darstellung in St. Nikolai in Gardelegen feststellen. Dabei ergab sich eine dritte - sagen wir, *mirakulöse* Pointe: Der ums Leben gekommene Meineidige wird durch den Heiligen wieder vom Tode erweckt.

c) In nachreformatorischer Zeit tritt dann die Person des hl. Nikolaus immer mehr in den Hintergrund und verschwindet schließlich ganz aus der Anekdote, wie die Salzwedler

und Stendaler Fassungen beweisen. Aus dem jüdischen Geldverleiher wird ein Nachbar oder guter Freund. Die Rolle des Heiligen übernimmt Gott: Er bestraft den Meineidigen selber. Mit dieser vierten, spezifisch religiösen Pointe ist die Sage vom Gold im Stock dann schließlich unter der Überschrift: „Ab immer Treu und Redlichkeit“ bzw. „Gott läßt sich nicht spotten“ bis ins Schullesebuch und in den katechetischen Beispielschatz gelangt. -

Ein weiter, seltsam-verschlungener Weg, - von der Philo-
sophengeschichte der Spätantike bis zum Lesebuchstück unserer
Tage! Ein Weg, bei dem fast alle literarische Gattungen -
Fabel, Anekdote, Märchen, Sage, Legende - durchlaufen und
uns immer neue, überraschendere Einblicke in die geheime und
geheimnisvolle Werkstatt der Volks Sage geschenkt wurden!

Ein Weg schließlich, bei dem wir immer wieder und immer
mehr der Wahrheit des schönen Wortes der Brüder Grimm
gewiß wurden, das am Ende ihrer Vorrede zu den deutschen
Sagen steht, daß er nie umsonst beschritten wird und stets die
Mühe des gemeinsamen Wandern lohnt, weil „das Finden an
sich unschuldige Lust der Kindheit erinnert, wenn sie in Moos
und Gebüsch ein brütendes Vöglein auf seinem Nest über-
rascht. Es ist auch hier bei den Sagen ein leises Aufheben
der Blätter und behutsames Wegbiegen der Zweige nötig, um
das Volk nicht zu stören und um verstoßen in die seltsam,
aber bescheiden in sich geschmiegte, nach Laub, Wiesengras und
frischgefallenen Regen riechende Natur blicken zu können.“

Magister Johannes Scharlach, der erste Superintendent zu Gardelegen.

Von Friedrich Franz.

I.

Am 11. November des vergangenen Jahres feierte die
Kirchengemeinde Gardelegen das vierhundertjährige Reforma-
tionsjubiläum. Bartholomäus Rieseberg, ein Bauernsohn, ge-
bürtig aus Mieste und erzogen in Wernitz, der sich erst mit
siebzehn Jahren entschlossen hatte, sich eine gelehrte Bildung
anzueignen, und unter dem Eindruck, den die Persönlichkeit
und die Predigten D. Martin Luthers auf ihn gemacht hatten,
Pfarrer geworden war, hatte am Martinstage 1539 in der
Marienkirche die erste evangelische Predigt gehalten und damit
den Anstoß zur Einführung der Reformation gegeben.¹ Aber
diesen kraftvollen und zielbewußten Mann und die mit seiner
Person verbundenen Ereignisse ist von Heimatsforschern mehr-

¹ Christophorus Schultze, *Auff- und Abnehmen der Stadt
Gardelegen*, Stendal 1668, S. 72.

fach berichtet worden.² Er wird zwar in der Inschrift unter seinem in dem genannten Gotteshause befindlichen Portrait als Superintendent bezeichnet,³ und es unterliegt keinem Zweifel, daß er auf Grund seiner Wirksamkeit als „Gardelegens erster Prediger des Evangeliums“, d. h. als Reformator der Stadt, gegenüber den übrigen Geistlichen und innerhalb seines Heimatkreises eine Stellung einnahm, die der eines Superintendenten mindestens gleichkam, es ist jedoch unwahrscheinlich, daß er diese Amtsbezeichnung geführt hat. Die genannte Unterschrift ist in der Fassung, wie wir sie heute vor uns haben, erst in späterer Zeit anlässlich einer Renovation unter das Bild gesetzt worden. Sie war vermutlich ursprünglich deutsch. Die Neuordnung der jungen evangelischen Kirche befand sich noch im Fluß, die amtlichen Verhältnisse nahmen erst mit der Zeit festere Formen an. Rieseberg verdankte seinen Rang nicht der Verleihung eines Titels, sondern der Autorität, die ihm sein einmaliges geschichtliches Verdienst innerhalb seiner engeren Heimat und seine Persönlichkeit sicherten. So bezeichnet ihn auch sein Grabstein vor dem Hochaltar in der Marienkirche nur als Pastor, der als erster die Lehre des Lichtes des Evangeliums bereinigte.⁴

² Parisius, Einführung der Reformation in Gardelegen, Altm. Gesch.-Ver., 20. Jahrb., 2. Heft. — Pflanz, Die Superintendenten in Gardelegen, 1. Bartholomäus Rieseberg, Altm. Sonntagsblatt 1933, No. 34 u. 35.

³ Die Inschrift lautet: Bartholomaeus Rieseberg. Gardelegiae primus evangelii praeco et superintendens.

⁴ Die Inschrift lautet: DN. Bartholomaeus Rieseberg. Senior primus Pastor Lucis Evangelii Repurgavit Doctr. (-inam) 1539. 11. Novembr. Obiit 1566. 10. Sextil. AEtatis suae 74.

Der Pfarrer, der als erster ordnungsgemäß ernannter Superintendent anzusprechen ist, ist der Magister Johannes Scharlach. Aber seine Jugendzeit und sein Elternhaus ist uns nichts bekannt. Wir wissen nur, daß er 1540 in Magdeburg geboren worden ist und unter Philipp Melancthon in Wittenberg studiert und die Magisterwürde erworben hat.⁵ Schon 1562, also mit zweiundzwanzig Jahren, erscheint er in Gardelegen als Konrektor der Lateinschule.⁶ Der damalige Rektor der Anstalt war der erst zwanzigjährige, für die Gardeleger Geschichte und Geschichtsschreibung bedeutende Magister und spätere Bürgermeister Arnold Bierstedt.⁷ In der letzten Zeit seines Konrektorats erlebte Scharlach die furchtbare Pest von 1566. Bierstedt hat sie in seinem Antipestilentialia eingehend geschildert.⁸ Darin wird uns berichtet, daß binnen weniger Tage 2000 Menschen, darunter 64 Schüler, die meistens aus der 2. Klasse stammten, von der Seuche dahingerafft wurden.⁹ Die Lehrerschaft war insofern der Ansteckungs-

⁵ Chr. Schultze, a. a. O. S. 78. — Zum äußeren Verlauf seines Lebens vgl. Pflanz, die Superintendenten in Gardelegen, 2. Johann Scharlach, Altm. Sonntagsbl. 1933, No. 36 u. 37.

⁶ Bierstedt, Autobiographie ad annum 1562: domino autem conrectore Johanne Scarlacio nunc nostro pastore vigilantissimo; vgl. Chr. Schultze, a. a. O. S. 48.

⁷ Franz, Friedr., Magister Arnold Bierstedt, ein theologischer Schriftsteller aus der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, Stendal 1939.

⁸ Die Schilderung der Ereignisse von 1566 sind aus dem Lateinischen ins Deutsche übertragen in: Franz, Friedr., Die Pestzeiten, die im 16. Jahrhundert über Gardelegen hereingebrochen sind, Altm. Gesch.-Ver., 52. Jahrb., S. 29ff.

⁹ Franz, Friedr., a. a. O. S. 31.

gefahr besonders ausgesetzt, als sie an der Spitze der gesamten Schule die Leichen zu den Begräbnisstätten begleiten mußte. Unter den Opfern des schwarzen Todes befanden sich neben drei Bürgermeistern, drei Ratsherren und dem zweiten Konrektor auch drei Pfarrer, nämlich der erwähnte Bartholomäus Rieseberg und sein gleichnamiger Sohn, der das Amt eines Archidiaconus bekleidete, und der Diakonus Magister Andreas Dhumaeus.¹⁰

Scharlach rückte zunächst in eine der freigewordenen Diakonatsstellen und vermutlich zwei Jahre später zum Pfarrer auf. Superintendent oder, wie man damals sagte, Inspektor des geistlichen Ministeriums wurde er im Jahre 1579.¹¹ Wie bereits angedeutet, sah sich die auf die Reformation folgende Generation vor die Aufgabe gestellt, die von Luther ausgegangene Lehre in ein in sich geschlossenes Lehrsystem umzugestalten und der evangelischen Kirche eine festgefügte organisierte Form zu geben. Die zuerst genannte Arbeit, vor der selbst ein Lessing seinen Respekt bekundet hat, ist in der Hauptsache von den Professoren der Universitäten und von den füh-

¹⁰ Ebenda.

¹¹ Chr. Schultze, a. a. O. S. 78 ist gesagt, daß Scharlach 1607 nach 42 Jahren seines Pfarramtes, in der Umschrift seines Bildnisses in der Marienkirche dagegen, daß er nach 40jähriger Tätigkeit als Superintendent gestorben sei. Diese Aussage ist insofern nicht ganz richtig, als es in der Altmark Superintendenten bzw. Inspektoren des geistlichen Ministeriums offiziell erst 1579 gibt; vgl. Müller-Parisius, Die Generalkirchenvisitationsabschiede von 1540—1542 mit Berücksichtigung der in den Jahren 1551, 1579 und 1600 gehaltenen Visitationen, Magdeburg 1898—1912.

renden Köpfen des Pfarrerstandes von der Mitte des Reformationsjahrhunderts bis zur Vollendung der Konkordienformel im Jahre 1577 geleistet worden. Es ist die geistig und besonders theologisch so reich bewegte und darum so interessante Zeit der Ausgestaltung des evangelischen Lehrbegriffs. Der Lösung der zweiten, mehr praktischen Aufgabe sollten die von den Landesherren im Einvernehmen mit den landeskirchlichen Häuptern veranstalteten Generalkirchenvisitationen dienen. Johann Scharlach hat während seiner langen Amtszeit deren zwei erlebt, die von 1579 und 1600. Derartige Visitationen brachten naturgemäß viel Aufregungen in den Kirchenkreis und auch in die Pfarrhäuser. Es kamen hohe Gäste, die Vertreter des Landesherren und der Kirchenbehörde, an deren Spitze der Generalsuperintendent der Kurmark, der etwas eigenwillige D. Andreas Musculus. Die Vorbereitungen hatte in dem jeweils inspizierten Kirchenkreise der Superintendent zu treffen. Scharlach selbst wird nur in den Visitationsabschieden von 1600 erwähnt. Dasselbst werden seine Einkünfte aufgezählt.¹² Danach setzten sich seine Einkünfte zusammen aus: „Einhundertzwanzig Floren, 3 Wispel Roggen, 8 Gulden von einer Wiese von zehn Fuder Heues, danach es geräth, 8 Gulden Holzgeld vom Rate, 4 Gulden von einem Garten, davon er selbst den Hopfen gewinnet. Neben den anderen accidentis von Leichenpredigten und zufolge thut seine jährliche gewisse Besoldung zusammen 200 Gulden.“ An Abgaben an den Gotteskasten leistete er jährlich 5 Gulden Zinsen von 100 Gulden Kapital

¹² Müller-Parisius, a. a. O., II., 2., S. 207.

an das kleine Hospital St. Spiritus.¹³ Scharlach war damals bereits ein Mann von sechzig Jahren. Sein vorgerücktes Alter machte sich offenbar in seiner Amtsführung bemerkbar. Vielleicht war seine Gesundheit nicht die beste. Jedenfalls ist er bei den Visitatoren vorstellig geworden, sie möchten ihn legendwie entlasten. Diesem Wunsche ist auch entsprochen worden; wie aus der Notiz in den Visitationsabschieden hervorgeht: „Alß haben die ihigen visitatores es dahin gerichtet, daß die Catechismus Predigten unter ihm und dreien Caplänen sollen geteilet werden, also daß ein jeder einer umb den andern alle Vierteljahr den ganzen Catechismus könne mit Nut und Frucht der Zuhörer absolvieren.“¹⁴ Hinsichtlich der Predigten wurden in damaliger Zeit große Anforderungen an den Pfarrer gestellt. Nicht nur an Sonntagen, sondern auch in der Woche fanden Vormittags- und Nachmittagsgottesdienste statt. Der Katechismus Luthers mußte in jedem Jahre mehrmals durchgepredigt werden.

Die Nachrichten, die wir über Scharlachs häusliche und private Verhältnisse haben, sind sehr spärlich. Er scheint nicht ganz ohne Vermögen gewesen zu sein; denn schon 1567, fünf Jahre nach seiner Ankunft in Gardelegen, ist er Besitzer eines kleinen Hauses im Stendaler Viertel der Stadt und eines Hopfengartens.¹⁵ Das Grundstück ist jedoch während der

¹³ Müller-Parisius, a. a. O. II., 2., S. 252.

¹⁴ Derselbe, a. a. O. II., 2., S. 210.

¹⁵ Laut Schoß-Taxa der Stadt Gardelegen aus dem Jahre 1567. Das Haus hatte einen Wert von 93 Schock Groschen, der Hopfengarten einen solchen von 55 Schock Groschen.

Wirren des Dreißigjährigen Krieges in andere Hände übergegangen.¹⁶ Da die Gardeleger Kirchenbücher erst mit dem Jahre 1616 beginnen und andere Quellen darüber keine Auskunft geben, ist nicht bekannt, wann und wen er geheiratet hat. Er hat offenbar drei Söhne gehabt. Ein Christophorus Scharlach aus Gardelegen ist am 4. Mai 1594 in Helmstedt als stud. iur. immatrikuliert. Von ihm fehlt jede weitere Spur. Zwei Brüder Johannes und Samuel, bezeugt als die Söhne unseres Magisters und Superintendenten, lassen sich 1599 in Frankfurt an der Oder inskribieren. Beide hatten jedoch zu diesem Zeitpunkt bereits eine lange akademische Ausbildung hinter sich. Samuel, geboren am 17. September 1569, erscheint schon am 30. Mai 1588 in der Matrikel zu Helmstedt als stud. med. und wurde am 29. Oktober 1590 zum Magister promoviert. Johannes wird am 25. Juni 1591 erstmalig als stud. theol. genannt. Er ist 1604 Konrektor und Magister in Gardelegen und 1606 Pfarrer in Salzwedel. Der bedeutendste unter den Söhnen ist zweifellos Samuel gewesen. Ehe er in einen festen Beruf überging, war er Präzeptor der pommerischen Junker von Blücher und von Renim. Er wurde später Professor der Medizin und Physik in Frankfurt a. d. O., war seit 1609 mehrfach Rektor der Universität und wird auch als poeta laureatus bezeichnet.¹⁷ Das Leben seines Vaters soll er

¹⁶ Laut Schoß-Taxa hatte es 1634 ein Caspar Helwigk.

¹⁷ Daß sich Samuel Scharlach schon als Einundzwanzigjähriger als Dichter in lateinischen Versen bewährt hat, geht daraus hervor, daß er anlässlich der Vermählung des Ludolph v. Alvensleben auf Zichtau und Calbe mit Elisabeth von der Schulenburg am 2. März 1590 ein Gedicht verfaßt hat mit dem

1626 in einem Buche beschrieben haben. Er ist am 8. September 1639 gestorben. Der Superintendent Scharlach hat also, wie aus den wenigen erhaltenen Nachrichten ersichtlich ist, seinen Söhnen eine gediegene wissenschaftliche Ausbildung zuteil werden lassen. Angesichts der ihm zur Verfügung stehenden relativ geringen Einkünfte hat er damit eine große Leistung vollbracht. Eine gewiß willkommene finanzielle Erleichterung wird es für ihn gewesen sein, daß ihm der Rat im Jahre 1600 für seinen wahrscheinlich jüngsten in Wittenberg studierenden Sohn einen Teil des von dem Bürgermeister Paul Belling gestifteten Stipendiums bewilligte¹⁹.

Mit dem Jahre 1607 hielt die Pest wiederum ihren Einzug in Gardelegen. Scharlach, nun wohl ein gesundheitlich anfälliger, alter Mann, ahnte, daß er diesmal die Epidemie nicht überstehen werde. Er stellte sich, wie der Chronist erzählt, „das prognosticon“, d. h. die Voraussage: „Während einer Pest bin ich hierher gekommen, die Pest habe ich kennen gelernt, die letzte wird mich mit dem Himmel verbinden, weit fort von hier, verpesteter Erdkreis, bin ich dann gegangen.“

Titel: Epithalamium / Nuptiis Nobilis / simi viri, eruditione et / virtute praestantissimi / Dn. Ludolphi ab Al- / venschleben et / Nobilissimae ac Pudicis. / virginis Elisabethae a Schulen- / burg, Dni Werneri / a Schulenburg, capitanei Veteris / Marchiae quondam celeberrimi / filiae Dicitum a / Samuele Scharlachio / Gardelegiense.

Helmstädt / Excudebat Jacobus Lucius Anno / M D XC, vgl. v. Mülverstedt, Codex Diplomaticus Alvenslebenianus, Berlin 1848, III. Bd., pag. 378. — Zum Ganzen vgl. Chr. Schultze a. a. O. S. 78 u. 79.

¹⁹ Müller-Parisius, a. a. O. II., 2., S. 224 u. 225.

Im Himmel ist keine Pest und kein zu fürchtendes Verderben, sondern daselbst werde ich den Anblick und die Freude Gottes genießen²⁰. Seine Vorahnung hat ihn nicht getäuscht. Er hat die Seuche ein zweites Mal nicht überlebt. Nach einem arbeitsreichen Leben segnete er das Zeitliche. Sein Bild hängt in der Marienkirche neben dem seines Vorgängers Rieseberg und zeigt einen hageren Mann mit rotem Bart- und Haupthaar. Die Um- und Unterschrift des lebensgroßen Gemäldes, wahrscheinlich von einem seiner Söhne abgefaßt, lautet „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben. Offb. Joh. 2. Bildnis des ehrwürdigen Herrn Magisters Johann Scharlach, der 40 ganze Jahre lang Superintendent dieses Ortes gewesen und durch die Pest im Jahre 1607 ausgelöscht worden ist im Alter von 67 Jahren.“

Die Zeit war elend, in der ich im heiligen Amte gelebt,
So hatte die traurige Zwietracht die Herde Gottes verwirrt.
Die aus der Quelle der Heiligen Schrift geschöpfte Lehre
Luthers

Ist, so lange ich gelehrt habe, der Rechtsweg meiner Rede
gewesen.

Nun ist mir die Ruhe beschieden; die Erde gibt eine sanfte
Ruhestätte

²⁰ Chr. Schultze, a. a. O. S. 78. Das Prognosticon in Form eines Distichons lautet:

In peste huc veni, pestem sensi, ultima coelis
Me junget, procul hinc, pestifer orbis, abi.
In coelis nullae pestes labesque timendae;
Sed fruar aspectu laetitiaque Dei.

Dem müden Lelbe; die Seele sollst du, Christus, lieber
Heiland, haben.

Bald wird jener Tag kommen, an dem ich im hellen Licht
erwachen werde

Und im eigenen Leib Gott von Angesicht zu Angesicht sehen
werde.²⁰

²⁰ Die lateinische Originalfassung der Inschrift heißt:
Esto fidelis usque in mortem et dabo tibi coronam vitae.
Apc. 2.

Reverendi Dni M. Johannes Scharlachii, Superintendentis hujus
loci integros 40 annos vigilantissimi, peste extincti Anno 1607.
aetatis suae 67.

Tempus erat miserum, quo sacro in munere vixi
Sic turbarat Eris tristis ovile Dei:
Hausta Catechesis scripturae ex fonte Lutheri
Dum docui nostrae semita vocis erat.
Nunc mihi parta quies, tellus dat molle cubile
Exuviis, animam, Christe Redemptor, habes.
Mox erit illa dies, qua clara in luce resurgam;
Et coram in propria carne video DEUM.

Die Übersetzung der letzten Verse sind entnommen aus:
Pflanz, Die Superintendenten in Gardelegen, 2. Johann Schar-
lach, Altm. Sonntagsbl. 1933, Nr. 38. — Der lat. Text ist abge-
druckt bei Chr. Schultze, a. a. O. S. 14 u. 15. — Der Voll-
ständigkeit halber sei auch die Grabinschrift, die Samuel Schar-
lach seinem Vater gesetzt hat, wiedergegeben:

Hic sum post vitam miseramque brevemque repostus
Pastor Johannes Scharlachius, hic habito, alma
Parthenope genuit, docuit Witeberga Philippi
Discipulum gratum, et dum praemia spero laborum,
Quadragesima annos Christum ore manuque professus
Urbe in Gardelegia, vix istum possideo, atra
Peste jacens, tumulum, nec debuit orbis:
Cui Christus merces ampla est satis, omnia Christus.

Chr. Schultze, a. a. O. S. 78 u. 79.

II.

Wenn die Inschrift unter dem Bilde behauptet, daß die
Zeit, in der Magister Johannes Scharlach seines Amtes als
Pfarrer und Superintendent gewaltet hat, elend gewesen sei,
weil die Zwietracht die Herde Gottes verwirret habe, dann hat
der Verfasser dieser Verse nicht an die Gardeleger Gemeinde,
sondern an die Gesamtlage der Kirche gedacht. Er hatte die
unerquicklichen Streitereien im Auge, die als die Begleiter-
scheinung der dogmatischen Kämpfe seiner Zeit die Gemüter
auf das heftigste erregten und vielfach mit Gehässigkeit, oft
mit ungerechter Beurteilung des Gegners geführt wurden. Als
Luther gestorben war, drohte der Protestantismus in viele
Parteien zu zerfallen, die sich mit großer Leidenschaftlichkeit
befehdeten. Melancthon, dieser von Natur friedliebende Mann,
der nun der vornehmste Vertreter der evangelischen Sache und
Kirche und selbst zum Gegenstand unausgesetzter Anfeindungen
geworden war, hatte oftmals nur den einen Wunsch, von der
rabies theologorum, d. h. von der Tollwut der Theologen, be-
freit zu werden. Diese Kämpfe hatten ihre Wurzeln in den
verschiedenartigen, oft einander entgegengesetzten Auffassungen
der theologischen Begriffe wie Rechtfertigung, Gnade, Not-
wendigkeit der guten Werke u. a. m., die durch die Lehre
Luthers in den Vordergrund des religiösen Interesses gerückt
waren, wie auch darin, daß die Gelehrten je nach Veranlagung
mehr vom logischen Denken oder vom frommen Gemüt aus

die neuen Lehren beurtheilten und in ein Lehrsystem zu bringen suchten. Es wäre jedoch ungerecht, wenn wir heutzutage lediglich Zank- und Streitsucht und Wortklauberei als das Motiv der Männer bezeichneten, die sich mit einem ungeheuren Aufwand an Gelehrsamkeit begegneten; ein jeder unter ihnen trat mit seiner ganzen Person und mitunter auch mit seiner ganzen Existenz für ein Anliegen ein, das er aus Verantwortung gegenüber Gott und seiner Kirche für unaufgebbar hielt, wie überhaupt die damalige Zeit alle Fragen, um die es in der Kirche ging, sehr ernst nahm. Der einzige, der in Gardelegen zu diesem Ringen der Geister hin und wieder in kleinen Abhandlungen das Wort ergriffen hat, ist der Magister Arnold Bierstedt gewesen. Sonst ist die Gemeinde Gardelegen von diesen Auseinandersetzungen direkt nicht in Mitleidenschaft gezogen worden.

Im Gegentheil, gerade im Hinblick auf das geistige und religiöse Leben des ihm anvertrauten Pfarrbezirkes hatte der Magister Johann Scharlach keine Veranlassung, sich zu beklagen. Er hatte das Glück, zu einem Kreise geistesverwandter Männer zu gehören, die in Kirche, Schule und Rat auf Grund einer gediegenen Gelehrsamkeit führend waren. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß die Stadt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ihre kulturelle Blüte einer für die engen Verhältnisse stattlichen Schar feingebildeter und frommer Leute verdankte, deren Mittelpunkt das Triumvirat war, das aus Magister Arnold Bierstedt, dem Ratsheeren Nikolaus Gruphenius und unserm Scharlach bestand.

Bekanntlich fehlte es der evangelischen Kirche ganz im

Anfang an wissenschaftlich gut vorgebildeten Geistlichen. So konnte es geschehen, daß der Gardeleger Kleinschmied Gregor Leberkoch, der sich auf das Studium der Bibel gelegt und Predigten auswendig gelernt hatte, vom Generalsuperintendenten der Altmark, D. Johannes Ludewig, trotz ungenügenden theologischen Kenntnissen und gänzlicher Unkenntnis der lateinischen Sprache nur in Anerkennung seines Katechismuswissens ordiniert und 1553 als Pfarrer von Woldenhagen eingeführt wurde. Er hat daselbst sein Amt viele Jahre treulich geführt.²¹ Dieser Fall war durchaus nicht vereinzelt. Bartholomäus Rieseberg hat zwar die Lateinschule einige Zeit besucht und in Wittenberg studiert, man wird jedoch daran zweifeln müssen, ob er die wissenschaftliche Einsicht besaß, durch die sich das auf ihn folgende Pfarrergeschlecht, das zu Füßen des Magisters Philippus, des großen Präzeptors Deutschlands, gesessen hatte, auszeichnete. Scharlach und seine Freunde waren gut durchgebildete Humanisten, sprachen und schrieben fließend Latein, lasen ohne Schwierigkeiten griechische Schriftsteller und dichteten sogar in beiden klassischen Sprachen. Die geistige Welt der neuen Gelehrten-Generation, als deren Hauptvertreter in Gardelegen die drei Genannten anzusehen sind, hatte eine ganz andere Weite als diejenige Riesebergs, dessen Interessen lediglich praktisch-religiös waren, um den paulinisch-lutherischen Gedanken von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben kreisten und in dieser Ausschließlichkeit ihre Stärke hatten. Scharlach und sein Kreis waren zweifellos gute Theologen,

²¹ Chr. Schultze, a. a. O. S. 190.

die auf demselben Grunde wie die Männer der Reformationszeit standen, aber ihre Gedankenwelt war doch stark von der Philosophie, und zwar von der neuplatonischen, durchsetzt. Sie beschäftigten sich mit allerlei anderen Wissensgebieten wie Astronomie, ja mitunter auch mit der Astrologie, sie waren vertraut mit dem gegenwärtigen Stande der Naturwissenschaft und nahmen regen Anteil an dem Aufschwung der Geschichtswissenschaft des humanistischen Zeitalters. Die im Jahre 1580 von dem Bürgermeister Magister Arnold Bierstedt gegründete Kirchenbibliothek legt noch heute Zeugnis ab von der Vielseitigkeit ihrer Interessen und Bildung. Sie standen mitten drin in dem Kulturprozeß, den wir Renaissance nennen, und pflegten hauptsächlich dessen literarische Seite, den Humanismus.²² Dieser eigentümliche Geist, eine Mischung zwischen gut christlichen Gedanken, Neuplatonismus und renaissancehafter Kulturfeligkeit, begegnet uns besonders in einer Abhandlung, die der Magister Nikolaus Gruphenius, zu deutsch Grube, zum Gedächtnis seines Verwandten und Amtsgenossen Magister Henricus Gruphenius auf die Vorsatzblätter eines der Bibliothek gestifteten Werkes geschrieben hat²³. Weit ausholend beginnt er: „Nachdem das Menschengeschlecht von Gott, dem Höchsten und Besten, für diese Endlichkeit aus unermesslicher Liebe geschaffen

²² Rudolf Günther, Zur Geistes- und Kunstgeschichte der Renaissance, Theol. Rundschau, 1. Jhrg. 1929, 6. Heft, S. 409.

²³ THEATRUM VITAE HVMANAE A THEODORO ZVINGERO BASILIENSE post primam CONR. LYCOSTHENIS Rubeacensis manum plus myriade EXEMPLORVM auctum, methodice digestum, accurate recognitum, BASILEAE, EX OFFICINA FROBENIANA. MDLXXI.

worden sei, sei es auch aus unendlicher Barmherzigkeit neu geschaffen worden, damit ein sichtbarer und vernunftbegabter Kreis in dieser bewunderungswürdigen Welterschöpfung vorhanden sei, der das geoffenbarte Wesen und den Willen Gottes erkenne, der in dem Worte der Propheten und Apostel überliefert und in Urkunden bezeugt sei, ihn selber in diesem kummervollen Leben anrufe, vertrauensvoll verehere und in alle Ewigkeit mit den himmlischen Heerschaaren feiere.“²⁴ Nachdem der Verfasser weiterhin festgestellt hat, daß die ersten Kirchenväter sich um die genaue Herausarbeitung des Sinnes bemüht haben, den dieses durch Wunder beglaubigte Wort hat, und daß es auf seinem und seiner Zeitgenossen Wege genau so ein Licht sei, wie es für die Väter eine Leuchte des Fußes gewesen,²⁵ geht er dazu über, die einzelnen Wissenschaftsgebiete theologisch zu begründen: „Die christliche Religion erweise sich als die Quelle aller Güter, Mutter ruhbringender Künste,

²⁴ Im „Theatrum vitae humanae“, 1. Vorsatzblatt: „Cum genus humanum a DEO optimo maximo in hunc finem ex immensa charitate factum et ex infinita misericordia sit refectum quo coetus visibilis ac rationalis in hoc admirando mundi opificio extet, qui essentiam et voluntatem Dei, ex verbo per prophetas et Apostolos tradito et literis consignato, revelatam agnoscat, ipsum vere invocans et fiducialiter venerans in hac aerumnosa vita ac in omnem aeternitatem cum hierarchia caelesti concelebrans.

²⁵ Ebenda: Uti et in hoc primi patres praecipue omni studio incubuerunt, quo verbum illud patefactum, foedere consignatum, miraculis corboratum, lucerna sit pedibus nostris et lumen semitis nostris, quia hoc salutari verae vitae fonte neglecto in hac vita nihil faustum, foelix, utile ac salutare esse potest.

Uebeerin süßer Lehren, Leiterin öffentlicher Versammlungen und Lenkerin heilsamer Handlungen."²⁶ Man spürt, wie sich Gruephenius in einer Ausdrucksweise bewegt, die einen starken neuplatonischen Einschlag hat, ohne daß er sich dessen bewußt ist. Sein Gottesbegriff trägt viele Züge, die an das Uerwesen Plotins, des größten Neuplatonikers, erinnern. Diese Uergottheit ist das Unendliche, Absolute, aus dem alles Geschaffene herausfließt, die Quelle alles Guten und aller Güter. Sie wird fast regelmäßig als „der Höchste und Beste“ bezeichnet.²⁷ Die Welt zeichnet sich bei ihm aus durch Schönheit und Harmonie. In diesen Anschauungen lebt der spekulative Geist wieder auf, dessen Wurzeln in der griechischen Philosophie und namentlich bei Plato liegen. Auch der Versuch, bis zum wahren „Sein“, dem wahren „Wesen“ (essentia) Gottes unter Außerachtlassung der uralten religiösen Erkenntnis, daß Gottes Gedanken nicht der Menschen Gedanken und umgekehrt auch nicht der Menschen Gedanken Gottes Gedanken sind, mit den Mitteln des Denkens vorzudringen, stammt aus dieser Quelle. Diese Vermischung zwischen christlichen und griechisch-philosophischen, besonders neuplatonischen Gedanken geht in der Hauptsache auf den Kirchenvater Augustin zurück, der die gesamte geistige Entwicklung des Abendlandes,

²⁶ Religio nostra Christiana πηγὴ τῶν καλῶν, artium utilium nutrix, praeceptorum dulcium auctrix, consiliorum publicorum moderatrix ac salubrium actionum gubernatrix existit.

²⁷ Wagemann, Neuplatonismus, Hauck, Real-Encyclopädie, 2. Aufl., Bd. X, S. 521 f.

vor allem der Theologie, und auch das Denken der Humanisten stark beeinflusst hat.

Nun endlich kommt die Rede auf die Heilkunde, die Astronomie u. a. m. zu sprechen. Der Zweck der Ausführungen ist darzulegen, wie der Verstorbene auf allen diesen Gebieten bewandert gewesen sei und die kostbaren Gaben des menschlichen und göttlichen Wissens an die Jugend weitergegeben habe. Bedeutsam an der Abhandlung ist aber nicht nur das, was darin gesagt wird, sondern auch, wie es gesagt wird. Der Magister stellt nicht etwa nüchtern fest, daß z. B. die Heil- und Himmelskunde seit den Tagen der Kirchenväter bis in die Gegenwart, also auch von seinem lieben Haus- und ehemaligen Amtsgenossen gepflegt worden sei, sondern er beleihtigt sich, weiter in einem Tone zu reden, den ihm die Würde der Wissenschaft, die Ehrfurcht vor dem Tode und seine eigene Trauer gebieten: „Alsdann haben sich die Gelehrten gemäß jenem „Erkenne dich selbst“ nicht ohne Trauer und Tränen bemüht, der Hinfälligkeit, Kürze, Jämmerlichkeit der Werkstatt des menschlichen Körpers durch die Heilkunst einigen Beistand zu leisten, nachdem sie die angeborene, eingepflanzte und anerschaffene Unbotmäßigkeit aus der Quelle des Lebens erkannt hatten.“²⁸ Und dann heißt es im Hinblick auf die Astronomie: „Seitdem haben die eben Genannten auch nicht die oberen

²⁸ Im „Theatrum vitae humanae“, 1. Vorsatzblatt: Deinde iuxta illud γινώθι σεαυτόν isti doctores, postquam innatam, insitam ac ingeneratam ἀταξίαν ex fonte vitae didicerunt, in hoc non sine gemitu et lachrymis occupati, quo fragilitati, brevitati, aerumnositati fabricae humani corporis medica arte aliquas suppetias ferrent.

Räume vernachlässigt, indem sie des öfteren über die Bewegungen, Wirkungen und Gesetze der Himmelskörper mit verklärtem Angesicht Sermonen austauschten."²⁰

Diese Beispiele veranschaulichen, in welcher geistigen Welt diese Männer lebten und mit welcher Gelehrsamkeit sie ihre Reden und Abhandlungen aufbauten. Eine ähnliche Geisteshaltung verraten die Arbeiten aus der Feder des Magisters Arnold Bierstedt, der allen seinen Freunden solche Elaborate gewidmet hat. Wir wissen, daß er dem Superintendenten Scharlach eine Rede über das Wort Bernhards von Clairvaux: „Alles ist mir Christus“²¹ und eine Homilie, d. h. eine Rede in Predigtform, über die Nützlichkeit des Kleinen Katechismus Martin Luthers²² verkehrt hat. Auch die beiden Grubes hat er auf diese Weise bedacht.²³ Bierstedt war aller-

²⁰ Ebenda: Unde simul hi antesignani nec superas neglexere domos, quia facie sublimi saepius de corporum caelestium motibus, effectibus, legibus sermones commutaverunt.

²¹ Bierstedt, Schriftenverzeichnis No. 37. Oratio de dicto Bernhardi: Omnia mihi Christus, ad M. Johannem Scarlakium, 1581.

²² Ebenda No. 63. Homilia de utilitate parvi Catechismi (sic) Martini Lutheri, ad M. Johannem Scarlacium, 1586; außerdem: Gratulatorium euchicon in psalmis, ad M. Johannem Scarlakium, 1586. (No. 66.)

²³ Ebenda No. 22. De Struthocamelo, ad Nicolaum Gruphenium, amicum suum singularem, 1563;

No. 46. Oratio Bierstediana de Struthocamelo secunda vice, ad Nicolaum Gruphenium, 1583;

No. 48. Dominus providebit, ad M. Henricum Gruphenium 1583;

No. 50. Oratio de Phoenice, ad M. Henricum Gru-Phoenium, 1584.

dings gegen einen allzustarken Einfluß der Philosophie durch seine innige Christumystik geschützt, welche die freilich sehr spärlich auf uns gekommenen Arbeiten Scharlachs und Grubes vermissen lassen.

Diese Art der Schriftstellerei hat sicherlich etwas Bestechendes an sich. Sie legt Wert auf eine gepflegte, ja mitunter formvollendete klassische Ausdrucksweise, bedient sich eines überaus reichen Wortschatzes und ist durch ihren Bilderreichtum von großer Anschaulichkeit. Aber in ihr liegt auch eine große Gefahr. Sie ist zu allererst kunstvolle Rhetorik. Die schöne, ja elegante Form wird gegenüber dem Inhalt zu stark betont, nicht selten auf seine Kosten übertrieben. Das tritt besonders in der Dichtung in Erscheinung.

Man hat mitunter über den Humanismus des 16. Jahrhunderts das Urtheil gefällt, er benutze die Sprache, um in prahlerischen Reden und ganz besonders in wenig geschmackvollen Gedichten mit vielen Worten möglichst wenig zu sagen. Das mag übertrieben sein. Es trifft freilich zu, daß diese Art Poesie unserm Geschmack wenig entspricht. Wir besitzen zwei Gedichte von Johann Scharlach. In dem einen versucht er, seinen Freund Nikolaus Grube über den Tod des Heinrich Grube zu trösten. Es läßt sich schwer übersetzen.²⁴ Eigentüm-

²⁴ ORNATISSIMO VIRO, ERVDITIONE, fide et virtute excellenti Dn: Nicolao Gruphenio, Senatori Reipublicae Gardelegiensis prudentissimo, domino et compatri suo colendo Salutem.

Henrici voluit tui melque
Bustum versibus haud satis politis
Exornare parum Thalia nostra,

lich berührt es, wenn ein Pfarrer, der sich anschickt, einen Toten zu beklagen, zunächst einmal die Besorgnis ausspricht, daß seine Verse vor dem gelehrten Freunde bestehen mögen. Daraus spricht wieder der Wunsch, daß der Dichter „in Form“ sei, und unter Form versteht er exakte Anwendung des lateinischen Versmaßes und Wohlklang der Sprache. Da es für einen echten Humanisten selbstverständlich ist, daß er seine Bilder aus der griechischen Mythologie nimmt, klagt er, daß Thalia, d. h. die Muse der Dichtkunst, begehre, das Grab des Dahingeshiedenen zu schmücken. Die Verse sind insofern von echter Lyrik, deren Wesen und Aufgabe es ist, in größtmöglicher Einfachheit der Sprache und Gedanken unmittelbar zum Gemüt zu reden, weit entfernt, als sie zu ihrem Verständnis

Prudentissime Nicolae, qui nunc
 Vel stent iudicio tuo cadantve.
 Nos olim tenerae Scholae Juventae
 Una praefuimus, nec absque fructu,
 Saepe huius memini sodalitatis
 Praedulcis, erat labor Scholaris
 Hinc jucundus et utilis juventae
 Non est suavior hoc in orbe vitae,
 Quam fratres habitare sic in unum,
 Illic nam benedictione praesto est
 Coelorum dominus, beans labores
 Huius consociationis extet
 Nostrae *μνημόσυνον* querela maesta haec
 Nobis nunc quoque Christus adsit, oro,
 Per te publica res ut augeatur,
 Ac Ecclesia me docente verbum
 Accrescat, benedictione patris
 In caelo incolumis diu maneto.

T. D. Deditissimus M. Johannes Scharlach compater.

ein hohes Maß von Wissen und vor allen Dingen klassische Bildung voraussetzen. Wir haben es eben nicht nur hier, sondern bei allen Geistesprodukten dieser Männer mit dem Gedankenaustausch einer Geistesaristokratie zu tun, die sich ohne Zweifel für das Volk verantwortlich fühlte, ihm gegenüber seine Pflicht tat, indem es über die sittlichen Zustände wachte, die Jugend gewissenhaft, aber auch streng unterrichtete, das Wort Gottes verkündigte, im Räte der Stadt zum Wohle des Gemeinwesens arbeitete und die Verwaltungsgeschäfte führte, andererseits aber ein hohes Maß von Ehrerbietung und Gehorsam erwartete, im übrigen für sich eine feingeistige Insel reservierte, die zu betreten dem Manne und der Frau des einfachen Volkes unmöglich war. Dieses Amts- und Selbstbewußtsein begegnet uns auch, wenn Scharlach in seinem Klageliede feststellt, daß er zusammen mit seinem Kollegen die Schuljugend „nicht ohne Erfolg“ geleitet habe, und abschließend bittet: „Nun stehe uns Christus bei, das bete ich, auf daß sich durch dich - nämlich den Magister und Ratsherrn Nikolaus Grube - das Gemeinwesen hebe und durch meine Wortverkündigung die Gemeinde wachse; durch den Segen des Vaters im Himmel bleibe sie unverfehrt.“

Das zweite Gedicht ist eine Totenelegie, die das ganze Leben des Heinrich Grube schildert.³⁴ Es atmet denselben

³⁴ ELEGIA FVNEBRIS in obitum eruditione et virtute praestantis viri, domini M. Henrici GRVPHENII, Rectoris Scholae Gardelegiensis pro memoria Scripta a M. Johanne Scharlakio. Das Gedicht befindet sich ebenso wie das erste auf den Vorsatzblättern des 2. Bds. des „Theatrum vitae humanae“ und umfaßt zwei eng beschriebene Folioseiten.

Geist und hat einen gewissen Wert für die Geschichte der Stadt und der Lateinschule Gardelegen sowie auch für die Familienforschung. Auch hier wieder stammen die Bilder größtenteils aus der griechischen Mythologie. Daß Heinrich Grube in musischem Drange nach hohen Dingen getrachtet habe, kleidet Scharlach in die Worte, daß er bestrebt gewesen sei, das erhabene Joch der Pieriden auf sich zu nehmen.²⁵ Der Leser muß also wissen, daß diese mythischen Wesen die Töchter des Pieros, nämlich die neun Musen, sind. Einige Zeilen weiter unten erklärt er, daß der Verstorbene, nachdem er nach Wittenberg gezogen sei, die Quellen der Aoniden erforscht und seinen Geist mit der Kenntnis der Sprachen geschmückt habe.²⁶ Die Erwähnung der aonischen Schwestern, die am Helikon wohnten, ist ebenfalls eine dichterische Bezeichnung der Musen.

Der Helikon war ein Gebirge in Böotien, auf dem sich ein Apollotempel und ein Musenhain befanden. Beliebt waren auch geistreiche Spielereien mit Vor- und Familiennamen. So nennt Bierstedt in einer Widmung den ehemaligen Amtsgenossen den Gru-Phoenium²⁷ in Anspielung an den sagenhaften Vogel, der über fünfhundert Jahre lebte und aus dessen Asche ein neuer Vogel, der berühmte Phönix, hervorging. Damit soll angedeutet werden, daß der Verstorbene aus dem Todesstaube zu einem neuen Leben gelangen werde. Hier

²⁵ a. a. O. Pieridum cupidus dum iuga celsa petis.

²⁶ a. a. O. Aonidumque ipsos fontes scrutaris et ornas
Linguarum ingenium cognitione tuum .

²⁷ vgl. Anm. 32.

wird also der christliche Auferstehungsgedanke in Form humanistischer Gelehrsamkeit, und zwar mit einem einzigen Worte, wiedergegeben. Alle Geisteserzeugnisse der Zeit huldigen ferner einem gewissen Moralismus, wie er in der spätrömischen Philosophie zu Hause war. So kann es sich Scharlach nicht versagen zu bemerken, daß sein Freund alle Versuchungen geflohen habe; denn eine verderbliche Sache für die Jugend sei das Wohlleben. Alle Zeit habe er nur den Studien geopfert.²⁸ Man gefällt sich darin, in Buchwidmungen, Gedichten und Reden nicht nur die Gelehrsamkeit und Klugheit, Bildung und Weisheit, sondern auch die Tugendhaftigkeit und Unbefcholtenheit, ja sogar die Frömmigkeit des Angeredeten zu rühmen und zu feiern. Das Bestreben, die eigene Gelehrsamkeit mit dem Nimbus des Geheimnisvollen zu umgeben, zeigt sich in der vielfachen Anwendung des sogenannten Chronogramms. Da bei den alten Völkern die Zahlen durch Buchstaben wiedergegeben wurden, konnte man in einen Satz durch Ueberhöhung einiger Buchstaben eine Zahl hineingeheimnissen. Diese „Zeitinschriften“ oder Chronogramme treten meist im Versmaß eines Distichons auf. Man nennt sie daher auch Chronodisticha. Sie begegnen in Gardelegen sehr häufig und da, wo irgendwelche Daten der Nachwelt überliefert werden, wie in Mauer- und Hausinschriften, auf Grabsteinen und Gedächtnistafeln.²⁹ Auch Scharlach hatte seinem Freunde ein

²⁸ „Theatrum vitae humanae“: a. a. O.

Illecebras fugiens (res exitiosa Iuventae
Luxuria est) studiis tempora cuncta dabas.

²⁹ a. a. O. — vgl. dazu Dr. Nebel, Arthur, Lateinische Haus- und Mauerinschriften, Heimatbuch, Bd. 3, S. 157 ff.

solches Chronodistichon gewidmet:

„Henrici Groben CapIVat hIC ossa qVIeteM,
LaetICla Christi SplItVs aethere oVat.“

„Hier finden die Gebeine des Heinrich Groben Ruhe,
Der Geist frohlockt im Himmel in der Freude Christi.“

Setzt man die großen Buchstaben, soweit sie Zeichen sind, vom höchsten Zahlenwert angefangen, zusammen, dann ergeben sie das Todesjahr MCCCCLVVVVIII IIII = MDLXXXI = 1581. Solche und ähnliche Buchstaben- und Zahlenmystik ist sehr alt. Sie wurde schon von den alten Hebräern, namentlich von den Kabbalisten, und bei den Griechen von Pythagoras und seiner Schule geübt. Renaissance und Humanismus haben sie aus Begeisterung für alles, was mit dem Altertum zusammenhängt, übernommen. Namentlich in Florenz am Hofe der Medici wurde sie sehr gepflegt.

III.

Der Magister Scharlach war, wie die bisherigen Ausführungen zeigen, hinsichtlich seiner „formalen“ Bildung ganz Kind seiner Zeit. Da er die Stellung eines Superintendenten und Pfarrers in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, also bald nach der Reformation, innehatte, ist es für uns wissenwert, wie er theologisch dachte und in welcher Weise er seine Ämter führte. Leider sagen die vorhandenen Quellen darüber herzlich wenig aus. Sein Denken wird sich in denselben Bahnen bewegt haben wie das der andern Gardeleger gelehrten Leute, die uns ein reichhaltigeres Schrifttum hinterlassen haben, wie z. B. der Bürgermeister Magister Arnold Bier-

stedt⁴⁰ und der oben genannte Ratsherr Nikolaus Grube. Es ist daher nicht möglich, etwas darüber auszusagen, welche Stellung er innerhalb der mannigfaltigen theologischen Strömungen seiner Zeit eingenommen hat. Vermutlich huldigte er Ansichten, die von Melancthon stark beeinflusst waren. Soviel ist sicher, daß seine persönliche Frömmigkeit mehr nach der praktischen Verwirklichung drängte. In der Pest von 1566 hat er in starker Ewigkeitsgewißheit dem Tode ins Auge geschaut, und in der von 1607 ist sie ihm im Sterben ein wirklicher Trost gewesen.

Über seine Stellung und Befugnisse als Superintendent und die Verhältnisse innerhalb der ihm unterstellten Geistlichkeit gibt uns ein ebenso interessantes wie eigentümliches Aktenstück Auskunft, das in der Gardeleger Kirchenbibliothek aufbewahrt wird. Es sind die Satzungen des geistlichen Inspektors und der Landpfarrer des Kirchenkreises Gardelegen, die zweifellos von Scharlach niedergeschrieben, in 21 Paragraphen oder Abteilungen eingeteilt, von dem Generalsuperintendenten der Mark Brandenburg, D. Andreas Musculus, anlässlich der Kirchenvisitation von 1579 und von dessen Nachfolger 1600 bestätigt worden sind und allerlei amtliche Obliegenheiten wie Konferenzen, Kasualien u. a. m. regeln.⁴¹

⁴⁰ Franz, Fr., Magister Arnold Bierstedt, ein theologischer Schriftsteller aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Stendal 199, S. 1—.

⁴¹ Constitutiones Inspectoris Ministrorum et Pastorum villanorum in sede Garrleviana (!) (confirmatae sunt hae leges per Generaliss. Marchiae Superintendent. D. D. Andream Musculum in prima visitatione Anno Dn. 1579 die 15. Augusti,

Danach gehörten zu Scharlachs Aufsichtsbezirk die Pfarreien: 1. Neuendorf, Lüffingen und Casselck, 2. Estedt, Engersen und Jeggau, 3. Burg, Roszförde und Zichtau, 4. Berkau, Kremkau Lindstedt, 5. Mieste, Solpke und Ipse, 6. Flechtingen, Wegenstedt und Bülstringen und 7. Burgstall, Berge, Staats und Breitenfeld.⁴² Die Pfarreerschaft kam jährlich zweimal zu einem offiziellen Konvent zusammen, und zwar am Dienstag nach Misericordias Domini und am gleichen Tage nach St. Gallus Confessor⁴³. Der Besuch dieser Konferenzen war Pflicht. Sie begann im Sommer um 6, im Winter um 7 Uhr mit einem öffentlichen Gottesdienst in der Nikolaikirche, mit dessen Abhaltung einer der Pfarrer beauftragt und dessen Predigt auf das Thema abgestimmt war, welches im Mittelpunkt der amtlichen Besprechung stand⁴⁴. Der Superintendent und der Konvent hielten auf eine strenge Disziplin. Befremdend sind freilich die Mittel, mit denen sie aufrecht erhalten wurde; denn man ging gegen Säumige mit ziemlich hohen Geldstrafen vor. Wenn jemand ohne triftigen Grund bei der Predigt fehlte, mußte er drei Silbergroschen zahlen. Blieb er von der ganzen Veranstaltung, also auch von dem Konvente fort, hatte er einen Vierteltaler zu geben. Lag ein wirklicher Entschul-

secundo confirmatae in visitatione an. 1600 die Marci 16.) — Musculus ist 1581 gestorben, vgl. Weingarten, Andreas, Musculus, Hauck, Real-Enzyklopädie, Bd. X, 2. Aufl., S. 381.

⁴² Catalogus procuratorum: 1. Niendorp, Luffing, Kassyke, 2. Estede, Engersen, Jeggow, 3. Borg, Rochsförde, Zichtaw, 4. Berkow, Kremkow, Lindstede, 5. Myste, Solbke, Ipze, 6. Flechting, Wegensted, Bulstring, 7. Borgstal, Berge, Staatze, Bredenfeld. Deficiente Bredenfeldense succedat Bergensis.

digungsgrund vor, so mußte er sofort brieflich mitgeteilt werden.⁴⁵ Recht bedenklich ist der Passus, daß derjenige, der einen falschen Grund seines Fortbleibens angab und dessen überführt wurde, das Doppelte, nämlich einen halben Taler entrichten mußte.⁴⁶ Ob nun jemand mit oder ohne Entschuldigung fehlte, von einer Geldstrafe blieb er nicht verschont.⁴⁷ Nahm jemand trotz mehrfacher Vermahnung an den Konventen nicht teil, so wurde er als ein „schismaticus“, d. h. als einer, der sich selbst abgesondert hatte, behandelt und gegebenenfalls bei dem Generalsuperintendenten der Altmark, der seinen Sitz in Stendal hatte, oder gar vor dem Konsistorium zu Berlin

⁴³ 1. Principio pie constitutum atque decretum est, ut quovis anno bis fiat fratrum congressus (conventus) nimirum 1. Die Martis post Misericordias Domini, 2. Die Martis post Galli confessoris.

⁴⁴ 2. Hisce dictis diebus quilibet fratrum satis tempestive circiter horam sextam in aestate, Hyeme vero circiter septimam etiam non vocatus aderit et comparebit Garrleviae in templo D. Nicolai ad faciendas initio preces et audiendam concionem, quam unus fratrum, cui hoc injunctum fuerit, ad populum habebit de illo articulo, de quo praesens iudiciorum collatio est instituta.

⁴⁵ 3. Si quis non intererit concioni (nisi necessarium obstatulum intervenerit) numerabit 3 grossos argenteos. Si vero penitus a conventu emanserit, quartam taleri partem numerabit, nisi forte habuerit justam caussam(!) emanendi, quam certo nuncio et litteris quidem una missis significabit.

⁴⁶ 4. Si quis forte caussam(!) emansionis falsam praetenderit falsitatisque postea convictus fuerit, Duplum numerabit videlicet mediam taleri partem.

⁴⁷ 5. Emanens sive justam caussam(!) habuerit sive praetenderit, mittat tamen una cum litteris excusatoriis vel per alium tres grossos argenteos ad communem conventum et kortlingum in pelvim.

verklagt. Es wird ausdrücklich in diesem Zusammenhang auf andere bestehende Bestimmungen hingewiesen, deren Mißachtung eine Strafe nach sich zog.⁶⁶

Ausschlußreich ist die Art, wie der wissenschaftliche Teil der Konferenz durchgeführt wurde. Ein theologischer Stoff wurde in dialektischer Methode behandelt, wobei die Artikel der Bekenntnisschriften als Richtschnur dienten. Hier spüren wir die ersten Anzeichen der Orthodoxie, die zunächst einmal auf einen systematischen Zusammenhang aller Gedanken, welche die Brüder vorbrachten, besonderen Wert legte und von vornherein die ganze Verhandlung in ein bestimmtes Schema preßte. War sich einer der Teilnehmer über irgendeinen Lehrpunkt dieses in sich geschlossenen, scharf durchdachten Systems nicht ganz klar, dann durfte er seine diesbezüglichen Fragen bzw. Bedenken vorbringen, damit die gemeinsame Besprechung die nötige Klarheit schuf.⁶⁷ Es ist jedoch fraglich, ob auf diese

⁶⁶ 6. Si quis autem post primam, secundam aut ad summam tertiam admonitionem usque emanserit, is quasi schismaticus semetipsum ab hoc conventu separans habebitur: Atque etiam prout Dn. Superintendenti et fratribus visum fuerit, coram Superint. Generali Veteris Marchiae vel consistorio Berlinense accusabitur. Si vero poenitentiam egerit, recipietur: iudicio tamen de irroganda poena Dn. Superintendenti et caeteris fratribus relicto.

Atque hic articulus de aliis quoque contumaciis intelligendus erit.

⁶⁷ 7. Conventu fratrum loco consueto facto pie de rebus piis ac fraterne conferetur et more Dialectico per quaestiones methodi simplicis et conjunctae de certa quadam theologica materia homilia instituetur progrediendo ordine per praecipuos doctrinae christianae articulos: Ac cuilibet liberum relinquetur, placide de illis interrogare, quorum explicationem dilucidiorum

Weise eine fruchtbare Aussprache zustande kam. Die Männer, die sich da versammelten, standen im praktischen Pfarramt, trugen sicherlich manche Nöte mit sich herum, die ihnen die Seelsorge bereitete. Ihre Aufgabe war es auch, die schwierigen Gedanken und Sätze der Bekenntnisschriften in ihren Predigten in einer solchen Form vorzutragen, daß sie auch dem einfältigsten Gemeindegliede verständlich wurden. Ihre Fragestellung kam gleichsam aus dem Leben, diejenige der Konferenzen hingegen ging von den streng formulierten Artikeln oder, wie man damals sagte, von den „Locis“ des evangelischen Lehrsystems aus, welches das Ergebnis der vorhin erwähnten dogmatischen Kämpfe war. Gewiß hatte die Art Orthodoxie, wie sie sich zur Zeit Scharlachs anbahnte, noch nicht solche starre Formen angenommen wie die des folgenden 17. Jahrhunderts, aber dieses Pfarrergeschlecht litt sicherlich schon unter einer Spannung, die dadurch entstand, daß die offizielle Kirchenlehre vorzugsweise durch die Anwendung einer exakten Logik entstanden war, während die Pfarrer täglich vor die Aufgabe gestellt wurden, zunächst einmal das fromme Gemüt zu befriedigen, nicht das Denken, den Verstand der Leute in Anspruch zu nehmen, sondern den Bedürfnissen des Herzens zu ihrem Rechte zu verhelfen und die Lebensführung sittlich zu heben. Orthodoxie im Sinne einer recht verstandenen Rechtgläubigkeit ist eine unaufgebbare Voraussetzung allen

desiderat et quae maxime ad praesentium controversiarum in quolibet . . . (?) dijudicationem pertinere existimabit. Si etiam constat, fratrum quemquam parum dilucide aliud sentire et loqui aut haesitare in aliquibus docendi et sanandi studio, illorum poterit mentio fieri et vera decisio.

gesicherten Kirchentums und echten Gemeindelebens. Die christliche Gemeinde und im weiteren Rahmen die Kirche muß klar herausstellen, was ihr Fundament, der richtige Inhalt des von ihr verkündigten Glaubens ist, sie muß demnach sagen, was die für sie gültige Lehre ist. Scharlach ist im guten Sinne „orthodox“, wenn er im Gedanken an Heinrich Heube erklärt, daß sein Sinn durch die Erkenntnis Gottes für das Wahre begabt gewesen sei und er Christus nicht in einer erdichteten Religion verehrt habe.⁵⁰ Er will damit sagen, daß sein Freund nicht etwa nur „religiös“ gewesen ist, daß er auch nicht einen Glauben hatte, der das Ergebnis eigener, von Christus unabhängiger Gedanken war, sondern daß er auf dem Boden der christlichen Offenbarungsreligion stand und seine Wahrheitskenntnis aus der durch Christus vermittelten Gotteserkenntnis empfing. Scharlach erlebte aber noch die Zeit, in der sich die Schattenseiten, die jede Orthodoxie an sich hat, stärker bemerkbar zu machen begannen. Jede Lehre, also auch die kirchliche, drängt nach Formulierung, sie muß in Sätzen ausgesprochen werden, sie verlangt nach einer Form.

⁵⁰ „Theatrum vitae humanae“, a. a. O.

Cognitione Dei mens culus praedita veri est
Nec ficta Christum religione(!) colit.

Die Übersetzung der letzten Verse sind entnommen aus: Pflanz, Die Superintendenten in Gardelegen, 2. Johann Scharlach, Altm. Sonntagsbl. 1933, No. 38. — Der lat. Text ist abgedruckt bei Chr. Schultze, a. a. O. S. 14. u. 15. — Der Vollständigkeit halber sei auch die Grabinschrift, die Samuel Scharlach seinem Vater gesetzt hat, wiedergegeben:

Hic sum post vitam miseramque brevemque repostus
Pastor Johannes Scharlachius, hic habito, alma

Bald versteht man unter Orthodoxie die Anerkennung dieser bestimmten Form. Das formale Element rückt im kirchlichen Leben in den Vordergrund und droht gegen die wunderbare, sich in ständiger Bewegung und Entfaltung begriffene Mannigfaltigkeit des seelischen, besonders religiösen Lebens blind zu machen. Es schwindet die Ehrfurcht vor dem geheimnisvollen Geisteswehen innerhalb der Geschichte. Die christliche Wahrheit ist in ein Dogma eingefangen, die Dogmatik wird zur Scholastik, deren Wesen es ist, die nunmehr als Autorität fest dastehende Lehre begrifflich nach allen Seiten hin zu bearbeiten, zu beleuchten und vor allen Dingen geltend zu machen. Hinter dieser Entwicklung steht ein Geist, der in jeder Hinsicht auf Ordnung hält, Unterwerfung fordert und zu Unuldksamkeit neigt. Die uns hier beschäftigenden Sagen zeigen, wie man in der Kirche anfing, nicht nur ein diszipliniertes Denken, sondern auch ein diszipliniertes Verhalten zu verlangen.

Daß von den Teilnehmern der Konvente strengstes Stillschweigen über die Verhandlungen erwartet und ihnen ans Herz gelegt wurde, vor allem gegenüber Außenstehenden nicht darüber zu sprechen, wenn einer der Ihren vom Vorgesetzten zur Ordnung gerufen oder gar gemahnt worden war, entspricht ganz unserer Auffassung von Amtageheimnis, Korpsgeist und recht verstandenem Standesbewußtsein. Peinlich wirkt es jedoch, daß derjenige, der dieses einfache Gebot der Amtsbrüderlichkeit verlehrt, sein Verhalten wiederum mit einer Geldstrafe von sieben Silbergroschen büßen mußte.⁵¹ Nach dem Kolloquium versammelten sich die Amtsbrüder zu ge-

meinsamem Beisammensein. Auch hier geht es nicht ohne Androhung von Geldstrafen gegen solche ab, die sich dabei ungebührlich benahmen.⁵² Wenn jemand die Versammlung ohne Gruß und Nennung seines Symbols, d. h. seines Wahlspruches, den die andern mit dem ihrigen beantworteten, oder ohne Erlaubnis wiederholt und widersetzlich verließ, ging er der Vergünstigungen der Bruderschaft verlustig.⁵³ Auch das, was während des geselligen Theiles der Veranstaltung vor sich ging, sollte zwischen „den vier Wänden“ bleiben.⁵⁴ Der Novize, mit andern Worten der Pfarrer, der in den Kreis aufgenommen wurde, mußte laut gemeinsamem Beschluß einen halben Joachimstaler als Aufnahmegebühr zahlen, der dem Superintendenten zukam.⁵⁵ Die Amtsgenossen wurden auch angehalten,

⁵² Constitutiones Inspectoris: 8. Si quis ex fratribus ad extraneos divulgaverit, quae reticere conducibilis fuerit, propter offensionem aliorum, ut quomodo ille vel ille in examine responderit seu scientiam suam prae aliis jactaverit aut si superintendens ex officio aliquem sui muneris fidelitatis aut diligentiae acrius admonuerit, convictus hujus Levitatis et jactantiae in contumeliam fratris septem grossis argenteis multabitur.

⁵³ 9. Finito colloquio omnes fratres modeste se ad convivium conferant. Ubi si quis se morosum aut incivilem gesserit aut blasphemando, maledicendo aut alio quocunque modo cuiquam scandalo fuerit, is pro ratione delicti ex consensu fratrum poena pecuniaria multabitur.

⁵⁴ 10. Si quis ante vel post convivium insalutatis fratribus seu absque venia discesserit, tres grossos argenteos numerabit. Venia impetrata utique symbolum suum ut et reliqui praesentes, dabit. Quod si contumax erit, non fruetur reliquis hujus sodalitatii bonis.

⁵⁵ 11. Quae in convivio facta aut peracta fuerint, intra privatos parietes maneat sub multa trium grossorum argenteorum.

sich gegenseitig auf die Erfüllung ihrer Pflichten aufmerksam zu machen und gegebenenfalls irgendwelche Mißstände vor den Konvent zu bringen. Hatte sich der Ankläger geirrt, so wurde er deswegen zur Rechenschaft gezogen.⁵⁶ Das geschah besonders dann, wenn der Eindruck vorhanden war, daß die Bezeichnung aus Neid, Haß oder Mißgunst erhoben worden war.⁵⁷

Im weiteren Verlauf beschäftigten sich die Satzungen unter Hinweis auf das Visitationsformular (von 1579)⁵⁸ mit der Regelung von Trauungen solcher Paare, für die der betreffende Pfarrer, der die Amtshandlung vollzog, nicht zuständig war,⁵⁹

⁵⁶ 12. Placuit etiam tam Domino Superintendenti quam caeteris fratribus, ut quilibet Novitius pastor pro introitu det dimidium Joachimici qui cedat Domino Inspectori gratitudinis ergo.

⁵⁷ 13. Conducibile quoque et ad aedificationem ut plurimum prodesse posse visum est, ut quilibet frater alterius fratris diligentem rationem habeat, si forte in officio suo Negligens fuerit, nec praestiterit fidem in illes, quae juxta visitationis formulam peragenda sunt, sancte receperit: Aut in vita et moribus inordinato se gesserit; ut videns talia toti coetui significet palam idque absque omni odio et aemulationis studio, saltem ex zelo pietatis ac futurae emendationis. Si quis hac ratione accusatus et Negligentiae aut alicujus delicti sive errati convictus fuerit, is pro arbitrio totius fraternitatis multabitur.

⁵⁸ 14. Contra si quis aliquem falso vel ex invidia. odio seu aemulatione accusaverit et erratum seu commissum non liquidaverit, is eandem poenam, quae pro tali delicto constituenda fuisset aut etiam majorem prout visum fuerit, luet atque dependet.

⁵⁹ 15. Quod ad alia attinet, quae ministerium pastorum in pagis spectant, servantur illa, prout in visitationis formula sunt comprehensa.

mit der Taufe Unehelicher, der pfarramtlichen Behandlung der Mütter solcher Kinder, wie auch mit der Erhebung der Gebühren für diese Kasualien¹⁰ und mit der Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Pfarrern und Patronen oder sonstigen Personen.¹¹ Hinsichtlich der Behandlung emeritierter und alter Pfarrer wie auch vorkommender Sterbefälle wird gleichfalls auf die Vorschriften des Visitationsformulars Bezug genommen.¹² War einer der Amtsbrüder gestorben, dann sollten drei oder vier benachbarte Geistliche auf ein ganzes oder halbes Jahr die Amtsgeschäfte übernehmen und die aus der Pfarce stießenden Einnahmen mit Ausnahme der Akzidentien während des sogenannten Gnadenjahres der Witwe

¹⁰ 16. De copulatione Vagantium ita sancitum est, ut in postorum ea nullo modo fiat absque consensu Dn. Superintendentis aut etiam Generalis consistorii, si quis fratrum hac in re peccaverit, tres Daleros pro mulcta dabit. (pro copulatione autem, si Superint. suffragatus fuerit, detur ½ thaleri.)

¹¹ 17. De Baptismate Nothorum sancitum est, ut baptizentur quidem ii, sed matres dent pro eis dimidiam aut sub poena ad minimum quartam partem Valiensis, quae pecunia cuilibet fratri villicano integra manebit. Scorta autem ipsa minime introducantur ritu ecclesiastico ad offertorium sub poena quartae partis thaleri .

¹² 18. Si quis fratrum vel cum suis Nobilibus vel cum alio quopiam justam causam (!) coram magistratu politico agendam habuerit: aut in officio suo violenter laesus fuerit: tunc tota fraternitas ipsi et consilio et auxilio aderit: ac si res postulaverit, adjungentur ipsi ex numero fratrum duo aut tres, qui tamquam Advocati ipsi praesto erunt et summis ipsum conatibus juvabunt.

¹³ 19. Emeritis, Senibus et vita functis fratribus servetur constitutio in visitationis formula praescripta cum magistratus cujuslibet loci consensu.

zukommen lassen.¹³ Am Schluß befaßten sich die Anordnungen mit der leiblichen Versorgung der Bruderschaft während der Zusammenkünfte. Nach Beendigung der Tagung war es den Teilnehmern freigestellt, noch etwas länger beisammen zu bleiben und miteinander geistliche Lieder zu singen.¹⁴

Wie haben den Magister Johann Scharlach als einen humanistisch gut durchgebildeten, philippistisch stark beeinflussten Mann kennengelernt, der ohne Zweifel die „Lehre“ der Kirche lauter und rein verkündigte, achtete und vertrat, aber noch weit entfernt war von der Orthodoxie, die später zur dogmatischen Verhärtung und damit zu einer Verkümmern der religiös-christlichen Gemütswerte führte. Der geistige Vater der Sahungen¹⁵ war nicht er, sondern offenbar der Kurbran-

¹⁴ Similiter si quis fratrum curriculo suo completo ex mortali vita decesserit, tunc tres aut quator vicini fratres per integrum aut saltem Dimidium annum cuncta in ministerio sedulo peragent nihique proprii commodi (exceptis Accidentibus quae praesentes tollunt) ex . . . (?) pastoralibus ejus loci sperent, sed viduae ac liberis relictis ratione anni gratiae (quam vocant) cedent. Ita tamen ut fratres hac in re viduae servientes honeste tractent prout in visitationis formula.

¹⁵ 21. In singulis congressibus tres Procuratores ex numero fratrum constituentur, qui necessaria ad corporis refectionem finito examine procurabunt ea qua par est frugalitate: et pro consuetudine illa, quae jam tot annos summa aequalitate in sodalitie nostro retenta est. Servabiturque mediocritas talis, ut vitentur sordes et profusio ingluvies et Intemperantia: Nec ultra tonnam cerevisiae unam insumatur: concedaturque cuivis, quando libuerit (peracto prandio numerata prius pecunia a procuratoribus ad precium pro cerevisia solvendum nominata) in pace discedere aut ad vesperam, nisi necessario avocetur, commorari sacrisque hymnis decantandis musicam exercere.

denburgische Generalsuperintendent D. Andreas Musculus, welcher der Orthodoxie des 17. Jahrhunderts schon auf Grund seines eigenwilligen, leidenschaftlichen und zur Heerrschsucht neigenden Charakters und seines starren Luthertums bei weitem näher stand⁶⁶. Wenn auch unsere Sympathien angesichts dieses Befundes mehr auf Seiten Scharlachs stehen, dürfen wir andererseits nicht vergessen, daß diese Orthodoxie während des Dreißigjährigen Krieges, in dem sich alle Bande frommer Scheu lösten, unserm Volke unschätzbare Dienste geleistet hat, indem sie sich als Hort der Zucht, Ordnung und unaufgebbaren, auf Gottes Offenbarung gegründeten Lehre bewährte und somit eine große geschichtliche Aufgabe erfüllte.

In der Katharinenbibliothek zu Salzwedel befinden sich zwei umfangreiche Aktenstücke aus dem Nachlaß des Magisters Johann Scharlach stammender Briefe, die uns einen tiefen Einblick in dessen amtliches Wirken und privates Leben gewähren. Sie bestätigen die enge Freundschaft vor allem mit dem Magister Arnold Bierstedt. Aus dem Material geht hervor, daß Scharlach, als er 1566 zum zweiten Male nach Wittenberg gezogen war, um zum Magister zu promovieren, daselbst Korrektor in der Druckerei des Johannes Svertelius gewesen ist.

⁶⁶ Es mag manches, was in den Satzungen enthalten ist, in unserem Zusammenhange nicht zur Sache gehören. Sie wurden jedoch deswegen so ausführlich behandelt, weil sie ein immerhin seltenes zeit- und kulturgeschichtliches Dokument sind und das Original sich in einem schlechten Erhaltungszustand befindet.

⁶⁷ Weingarten, Andreas Musculus, Hauck, Real-Encyclopädie, 2. Aufl. Bd X, S. 381.

Ein Brief, in dem ihm einer seiner Freunde, Heinrich Vincenberg, zur Hochzeit gratuliert und aus dem hervorgeht, daß seine Frau Anna⁶⁷ hieß, trägt das Datum vom 31. Januar 1567. Das gesamte Material zeigt, daß Johann Scharlach an dem Wohl und Wehe zahlreicher Menschen starken Anteil nahm, selbst große Verehrung und Liebe genoß und sich des Vertrauens und der Freundschaft einflußreicher Männer wie des Magdeburger Schulmannes Siegfried Sack, des Stendaler Generalsuperintendenten D. Simon Sinapius u.a.m. erfreute.

⁶⁷ Sie war die Witwe des 1566 an der Pest verstorbenen Magisters Bartholomäus Rieseberg.

Beiträge zur Geschichte des höheren Schulwesens der Stadt Gardelegen

in den Jahren 1709-1711.

Von Edwin Nitter.

Nicht ortsgeschichtliche Bedeutung allein ist der Anlaß, aus der Geschichte des höheren Schulwesens der Stadt Gardelegen ein Stück herauszugreifen, sondern der Wunsch, der Kulturgeschichte des deutschen Volkes einen weiteren, wenn auch bescheidenen Beitrag zu einem Zeitabschnitt zu liefern, der gerade heute wieder eine aufksamere Beachtung findet. Keineswegs abseits von den Strömungen des deutschen Kulturlebens gelegen, hat auch Gardelegen unter dem Einfluß des besonders für Mitteldeutschland so bedeutungsvollen Zeitalters des Spätbarocks gestanden, von dem uns vier Programme der Großen Stadtschule aus den Jahren 1709-1711 ein getreues Spiegelbild des höheren Schulwesens in unserer Stadt zu enthüllen vermögen.

Wie bereits an anderer Stelle¹ hingewiesen worden ist, ergingen auch hier bei den alljährlichen Schulfeiern, insbesondere bei der Entlassung der zur Universität ziehenden Schüler, an die städtischen Körperschaften und die Gönner der Schule gedruckte Einladungen, mit denen gleichzeitig eine Abhandlung des jeweiligen Rektors verbunden waren. Der Zweck dieser Schulfeiern war, einer breiteren Öffentlichkeit zu zeigen, welche Gewandtheit die Schüler im freien Vortrag erworben hatten, und dazu wurde ein großes Aufgebot von jungen Rednern bestellt, deren Themen ebenfalls abgedruckt waren.

So liegen uns aus den Jahren 1709-1711 vier solcher Einladungen und Abhandlungen des Rektors Heinrich Kirchhoff vor. Für die erste Einladung vom 11. April 1709 ist als Druckort Stendal (Johann am Ende) angegeben, während die vom 24. Mai 1710, 10. September 1710 und 15. April 1711 bei Schlichtiger in Berlin gedruckt sind. Die Ausstattung (Druckverzierungen) und der Umfang dieser Programme (8-22 Folioseiten) lassen auf eine für die damalige Zeit erhebliche Ausgabe schließen. Sämtliche vier Einladungen sind in dem schwülstigen Latein der Barockzeit abgefaßt, und, dem Zuge der Zeit folgend, überbieten sich die Titelblätter in schmeichelhaften Huldigungen gegenüber den Patronatsvertretern und Freunden der Schule. Denn es gehörte einmal auch im kleinstädtischen Leben des Gardeleger Patriziats zum

¹ „Heimatbuch“, Beiträge zur altmärkischen Heimatkunde. Band 2. Dr. Edwin Nitter, Die große Stadtschule. Beiträge zur Geschichte der Großen Stadtschule in Gardelegen unter besonderer Berücksichtigung der Zeit von 1773-1780, S. 59-139. Gardelegen 1938.

guten Ton, an solcher höflichen Liebedienerei Gefallen zu finden. Längst verklungene Tage eines prunkfüchtigen Jahrhunderts steigen mit diesen Betrachtungen vor unsern Augen auf, wenn wir unsere ehrwürdigen Vorfahren in Allongeperücke und im Aberrock versammelt sehen; überträgt sich doch auch die Beschaulichkeit ihres bürgerlichen Daseins auf die Tracht jener Zeit.

Da sich diese Feiern nicht allein auf zwei bis drei Stunden nach 8 Uhr morgens beschränkten, sondern am Nachmittag nach 2 Uhr ihre Fortsetzung fanden, so waren von dem Cantor Scholae, Johann Sonnenberg, für diese Feierstunden eigens Arien gedichtet und komponiert worden, die zur Kurzwelt der für die Dauer der Schülervorträge gelangweilten Zuhörer die musikalische Umrahmung bestritten. Denn es ist wohl anzunehmen, daß nur eine ganz geringe Anzahl der eingeladenen Gäste des städtischen Patriziats, und zwar die rechtsgelehrten Amtspersonen des Senatus Gardelegiensis sowie Geistliche und Lehrer, in der Lage war, diese durch die Qual der Langeweile ohnehin beschwerten Redelübungen der Schüler zu verdauen.

Die vier Abhandlungen des Rektors Heinrich Kirchhoff¹ sind in laufender Folge heimatkundlichen Betrachtungen ge-

¹ Genauere Lebensdaten ließen sich bei Abfassung des Aufsatzes nicht ermitteln. Der Verfasser verdankt Herrn Staatsarchivdirektor Prof. Dr. Möllenberg in Magdeburg folgende Mitteilung aus dem Depositum Gardelegen betr. Besoldung und Besetzung des Rektorats usw. 1610/1739: In einem Schreiben des Konrektors Christianus Pistorius vom 19. August 1707 an die Schulpatrone, also den Rat der Stadt, drückt der Konrektor

widmet. Wie lernen in diesem Schulmann einen begeisterten Altertumschwärmer kennen. Wie J. C. Bekmann in seiner „Historischen Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg“, Berlin 1751 (5. Teil, I. Buch IV. Kap.) berichtet, setzte man auf ihn, der aus Kyritz gekommen war, alle Hoffnung, daß er das Werk unseres Stadtchronisten Christophorus Schulke fortsetzen würde. „Doch diese Hoffnung ist durch den Tod, und eine andere, welche der Hr. Superintendent Nolten, dessen ehemaliger Nachfolger gemacht, durch anderweitige beförderung und geschäfte unterbrochen worden.“

So beschäftigt sich die erste Abhandlung vom 11. April 1709 mit der Geschichte der Stadt Gardelegen und der Burg Jfenschinne seit ihrer Gründung bis zur Zeit Friedrich Adams von Alvensleben (1695-1720), Ausführungen, die wir bereits bei Christophorus Schulke finden und denen wir heute nicht mehr zu folgen vermögen.

Die sich anschließende zweite Abhandlung vom 24. Mai 1710 behandelt die Geschichte der Großen Stadtschule von der Zeit vor der Reformation bis zum damaligen Zeitabschnitt. Eine eingehendere Auswertung dieser Arbeit möge einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben, für heute seien nur einige kurze Hinweise herausgegriffen!

An der Stelle der einstigen Terminei am Nikolaisriedhof,

u. a. seine Freude darüber aus, daß „der novus Scholae nostrae Rector angekommen, introduciret und mir also die sehr schwere gedoppelte Schul-Arbeit, welche nun 5 gantze Viertheil Jahre .. Klasse superiori allein verrichten müssen, in etwas gemindert und abgenommen worden. D(omi)n(us) Henricus Kirchhoff, introductus die Laurentii 1707“ (10. August).

mit der bereits vor der Reformation eine Lateinschule verbunden war, wurde 1544 ein neues Schulgebäude errichtet, das am 23. November 1546 eingeweiht wurde. Im Jahre 1690 wurde der Bau erneuert, und als solcher dient er noch heute der Knaben-Volkschule zu Unterrichtszwecken. Kurfürst Friedrich III. hatte das Material zum Bau geschenkt, Rat und Bürgerschaft hatten sich in freigebiger Weise an den Bauarbeiten beteiligt, und ebenso hatten die Städte Hamburg, Lüneburg, Leipzig, Magdeburg und Halle durch Geldspenden die Ausführung der Bauarbeiten unterstützt. Bedeutende Männer wie Abraham Hinckelmann, Pastor an der Katharinenkirche zu Hamburg, Johann Schulze, Rektor des Hamburger Johanneums, und andere, die einst in Gardelegen segensreich gewirkt hatten, bewiesen ihre Anhänglichkeit ebenfalls durch bedeutende Gaben. Auch des Bauherrn Flügel sei u. a. noch Erwähnung getan!

Besondere Beachtung verdienen noch die zahlreichen Stipendien, die von bedeutenden Bürgern und dem altmärkischen Adel gestiftet waren und armen Schülern den Besuch der Schule ermöglichten. Dazu kam noch die von Rektor Asseburg 1584 eingerichtete Kurrende², der Bürgermeister Arnold Bierstedt seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Ihm, Heinrich Lorenz und anderen um die Schule Gardelegens verdienten Männern zollt Kirchhoff den Dank der Nachwelt, wie

² Ein Einnahmen- und Ausgabenverzeichnis der Kurrende von 1729—1787 befindet sich in der Lehrerbücherei der Städt. Oberschule für Jungen in Gardelegen und ist von aufschlußreicher Bedeutung für Familienforschungen.

dem ersten Rektor des „Gymnasium illustre provinciale“ zum Grauen Kloster in Berlin, Magister Jakob Bergmann, der sich einst an St. Marien als Archidiacon die Anerkennung seiner Mitbürger erworben hatte. So gewährt uns gerade dieser heimatkundliche Beitrag einen vorzüglichen Einblick in das Geistesleben unserer Stadt während des 16. Jahrhunderts.

Aber ebenso aufschlußreich sind Kirchhoffs Bemerkungen über den inneren Schulbetrieb zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Die Methodik des Unterrichts stand ganz unter dem Einfluß A. H. Franckes und der pietistischen Erziehung; Latein war das Hauptfach, und Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch dieser Sprache war das Ziel des Unterrichts. In einem Zeitraum von zwei Jahren wurden die bedeutendsten lateinischen Schriftsteller in Prosa und Poesie gelesen, ohne daß dabei die Grammatik zu kurz kam. Hebräisch und Griechisch dienten daneben zum Verständnis des Alten und Neuen Testaments, während die Grundlage der Rhetorik und Logik zur Verstandeschulung beitrugen. Zu den weiteren disciplinae litterariae gehörten Geographie nach der Methode J. C. Bekmanns, der sich um die Landeskunde der Mark Brandenburg verdient gemacht hat, und Geschichte an der Hand der Tabellen von Cl. Schrader, dem Helmstedter Professor der Eloquenz.

Die dritte Abhandlung vom 10. September 1710 über „die Bürger der Stadt“ hält nicht das, was der vielversprechende Titel andeutet, sondern legt vom echten Geiste Franckes Zeugnis ab. Wert hat nur das, was das Leben mit und in Gott schafft und zu einem Gott wohlgefälligen Leben

fähig. Das ist im großen und ganzen die Tendenz seiner Ausführungen. Ganz unter dem Einfluß Samuel von Pufendorfs, des Staatsrechtslehrers und Hofhistoriographen des Großen Kurfürsten stehend, formuliert er die Forderungen, wie ein Bürger sein muß. Zu solchen bürgerlichen Tugenden zu erziehen, seien die Schule und ihre Lehrer berufen, die er gegen damals erhobene Angriffe mit aller Schärfe verteidigt.

In der vierten Abhandlung vom 15. August 1711, die den Ursprung und das Schicksal der Gardeleger Bibliothek zum Gegenstand der Betrachtungen macht, beschäftigt sich Heinrich Kirchhoff eingehend mit der überragenden Persönlichkeit des Bürgermeisters Magister Arnold Bierstedt, des verdienstvollen Gründers der Kirchenbibliothek. Diesem bedeutendsten Gelehrten und Schriftsteller Gardelegens im Zeitalter des Humanismus hat längst Pfarrer Lic. Franz seine treffschürfende und aufschlußreiche Inaugural-Dissertation „Magister Arnold Bierstedt, ein theologischer Schriftsteller aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts“ gewidmet, sodaß es sich erübrigt, an dieser Stelle auf diese vornehmste Persönlichkeit des damaligen öffentlichen Lebens in Gardelegen noch näher einzugehen. Denn er, der Psallens Arnoldus Bierstedtius, war es wohl wert, daß ihn die Nachwelt der Vergessenheit entriß. Hier sei nur noch kurz auf die Liebhaberei Bierstedts für Reimkünsteleien hingewiesen, für die Kirchhoff einige Beispiele anführt (z. B. auf den Straßburger Humanisten Sturm und den Straßburger Reformator Bucer), die die Vermutung auf-

kommen lassen, daß die Gardeleger lateinischen Hausinschriften späterer Zeit auf seinen Einfluß zurückzuführen sind⁴.

Wenden wir uns nunmehr den Schüler-Vorträgen zu, so müssen wir von vornherein feststellen, daß die Schule der Barockzeit falsche Wege einschlug, wenn sie sich bemühte, „moderne lateinische Redner und Dichter, zweite Cicerone und Horaze heranzuziehen; denn die internationale Sprache der Wissenschaft, der Staatsverwaltung und Diplomatie, die Verkehrssprache der höheren Schichten war damals noch das Lateinische⁵. Wenn diese Zeit den Wert des freien Vortrags solcher Schülerreden in Prosa und Poesie, die vornehmlich von Lehrern bearbeitet worden waren, überschätzte, so kam diese Art des Unterrichts wohl der oratorischen Methode zugute, verführte aber die Schüler zur Überheblichkeit und Eitelkeit, noch dazu vor einem Gremium solcher erlauchter Stadtväter und Amtsträger ihre eingepackte Schulweisheit verzapfen zu können. Obgleich wir die Themen dieser Schülerreden nicht als Curiosa übergehen wollen, so wird der Familienforscher den Namen der jugendlichen Redner weit größere Bedeutung beizulegen vermögen.

Ohne Berücksichtigung der Rangordnung der ersten Klasse, der die jungen Redner angehören, werden im ersten Programm vom 11. April 1709 folgende Schüler-Vorträge auf-

⁴ „Heimatbuch“, Beiträge zur altmärkischen Heimatkunde, Band 3, Dr. Arthur Nebel, Lateinische Haus- und Mauerinschriften Gardelegens, S. 157—164, Gardelegen 1939.

⁵ vgl. Dr. Alwin Schmidt, Wie steht es mit dem Gymnasium? Beilage zum Klosterboten Nr. 2 (13. Jahrgang) vom 15. April 1938, S. 7.

geführt, deren Themen in freier Uebersetzung und verkürzt wiedergegeben seien, während die Namen unverändert blieben:

1. Wilhelm Adam Trukenbrod aus Gardelegen, der nach einleitenden Ausführungen über die Altmark die Vortragsfolge erläutern und die Zuhörer um wohlwollendes Gehör bitten wird. Lat. Verse.
2. Christoph Albert Andrea aus Gardelegen „Über den Ursprung der Gemeinden“. Lat. Rede.
3. Johannes Moritz Jarnack aus Rohrberg in der Mark „Über das Alter Gardelegens“. Lat. Epos.
4. Joachim Goske aus Grabow in Mecklenburg „Über die Beschaffenheit Gardelegens“. Lat. Epos.
5. Jakob Schumacher aus Lenzen in der Mark über das gleiche Thema. Lat. Verse.
6. Dietrich Heinrich Krüger aus Ruppin in der Mark „Über das Gedeihen Gardelegens“. Lat. Rede.
7. Hans Georg Achaz Burchardi aus Apenburg in der Mark über das gleiche Thema. Lat. Verse.
8. Johann Heinrich Passiel aus Gardelegen „Über die Sorge Gottes um die Kirche“. Deutsche Verse.
9. Johann Windelband aus Kyritz in der Mark „Über die Einführung der Reformation in Gardelegen“. Er wird sich verabschieden, um die Friedrichs-Universität in Halle zu beziehen.
10. Johann Jakob Schulke aus Salzwedel wird Wünsche zum Wohl der Stadt und der Kirche vortragen. Lat. Verse.
11. Jonas Müller aus Gardelegen „Über die Geistlichen der Stadt“. Deutsche Verse.

12. Christian Beust aus Lüffingen in der Altmark, der sich gleichfalls verabschiedet, „Über das Schicksal Riesebergs, des ersten Superintendenten Gardelegens“. Lat. Rede.
13. Michael Kirchhoff aus der Prignitz in der Mark „Über die Geschichte der Superintendenten“. Lat. Rede.
14. Johann Jakob Berghauer aus Gardelegen über das gleiche Thema in griech. Versen.
15. Friedrich Wilhelm Stoffregen aus Seggerde im Halberstädtischen wird ebenfalls über die Geistlichen der Stadt in griech. Sprache reden und seinen Dank aussprechen, bevor er die Julius-Universität in Helmstedt bezieht.
16. Gotthilff Friedrich Knackrugge aus Gardelegen wird „Über die gelehrtesten Stadtväter“ in lat. Versen sprechen.
17. Joachim Schönermark aus Havelberg in der Mark wird nach allgemeinen Betrachtungen über den Rat der Stadt zu ihren führenden Männern übergehen.
18. Joachim Westphal aus Gardelegen „Über die widerstreitenden Meinungen der Menschen“. Deutsche Rede.
19. Christian Friedrich Liezmann aus Ruppin in der Mark wird die Vortrefflichkeit des Codex Justinianus in lat. Rede angreifen.
20. Tobias Friedrich Uhle aus Alt-Ruppin in der Mark wird in lat. Rede die Ausführungen seines Vorredners widerlegen.
21. Jordan Duve aus Gardelegen wird in lat. Versen den besten Bürgermeister der Vaterstadt beglückwünschen. Lat. Verse.

22. Georg Friedrich Bindemann aus Cochstedt im Halberstädtischen wird in lat. Versen die Zuhörer verabschieden.

Für den 24. Mai 1710 waren folgende Redner vorgesehen:

1. Michael Kirchhoff aus Wehlau in der Mark „Über den Ueprung der Schulen in Deutschland“. Lat. Rede.
2. Friedrich Tieffenbach aus Kyritz in der Mark „Über das erste Aussehen der Gardeleger Schule“.
3. Dietrich Heinrich Krüger aus Ruppín in der Mark „Über den gegenwärtigen Zustand derselben“. Lat. Rede.
4. Wilhelm Adam Truckenbrod aus Gardelegen „Über die Geschlechter Bartensleben, Alvensleben und Schulenburg sowie über andere verdiente Männer, die der Schule bedeutende Legate vermacht haben“. Lat. Epos. Ausgearbeitet hatte diese metrische Rede Joachim Gosky aus Mecklenburg, der nach Halle im Magdeburgischen gehen wollte, von seinen Angehörigen aber eingehemst worden war. Von ihm wird gleichzeitig berichtet, daß er sich während des Jahres als Unterlehrer bewährt hätte.
5. Conrad Joachim Krause aus Stendal in der Altmark „Über die Geschichte des heutigen Schulgebäudes“. Rede in deutschen Versen.
6. Johann Daniel Stoffregen aus Seggerde im Halberstädtischen „Über die bedeutendsten Männer der Schule und vor allem über die Rektoren“. Lat. Rede.
7. Moritz Baumann aus Gardelegen „Zum Gedächtnis Arnold Bierstedts, des einstigen Rektors der Schule“. Lat. Rede.

8. Gustav Falke aus Gardelegen „Zu Ehren der einstigen Rektoren Abraham Hinkelmann und Johannes Schulz“. Lat. Rede.

9. Tobias Friedrich Uhl aus Alt-Ruppín „Über die Vortrefflichkeit und Gerechtigkeit der Schulgesetze“. Lat. Rede.

10. Jordan Duve aus Gardelegen „Über das Ansehen des Patronats“. Lat. Rede.

11. Balthasar Ludwig Trenckner aus Salzwedel „Über das Ansehen der Lehrer“. Lat. Rede.

12. Conrad Joachim Krause aus Stendal in der Altmark „Über das Ansehen der Schüler“.

13. Christian Ludwig von Stillen, Junker aus der Prignitz, der den Mitschülern Gehorsam empfehlen wird, und zwar in deutschen Versen.

14. Hans Christoph von Borstel, Junker aus der Altmark, der ihnen in deutschen Versen das Streben nach Frömmigkeit ans Herz legen wird.

15. Christian Ludwig Heinhelmann aus Gardelegen, der sie zum Fleiß ermahnen wird.

16. Joachim Kugel aus Gardelegen „Über das natürliche Ziel der Schulen“. Griech. Rede.

17. Friedrich Dietrich Klessen aus Tangermünde in der Altmark wird Untersuchungen anstellen, aus welcher einstimmigen Absicht Griechisch und Latein in allen Schulen ganz Europas eingeführt worden sind. Lat. Rede.

18. Christian Friedrich Liehmann aus Ruppín in der Mark „Über die echte Methode in den Schulen“. Lat. Rede.

10. Karl Ludwig von Stillen „Über den Vorzug der öffentlichen Schulen vor den privaten“. Lat. Rede.
11. Gottbill Knackelbige aus Barbelegen und
12. Thomas Müller aus Barbelegen werden über den wahren Grund, durch die Wissenschaften zur Unsterblichkeit zu gelangen, ein Zwiesgespräch in lat. Versen führen.
13. Hans Georg Adalts Burchardi aus Apenburg in der Altmark „Über die Schwierigkeit des Schullebens.“ Lat. Verse.
14. Martin Köllenberger aus Barbelegen wird alle glücklichen Umstände der heimathlichen Schule preisen.
15. Ludwig Christophorus von Stillen, Junker aus der Prignitz „Über die Verdienste des Patronats um das Schulwesen“. Schlussansprache an die Zuhörer. Lat. Rede.

Den vier valedizierenden Schülern, denen Rektor Heinrich Kirchhoff besondere Worte der Anerkennung bei ihrem Weggang zur Universität (ohne nähere Angabe) am 10. September 1710 widmet, sind unter Berücksichtigung der in der 3. Abhandlung besprochenen Aufgabe folgende Themen zum öffentlichen Vortrag gestellt worden, und zwar:

1. Christian Friedrich Liechmann aus Neu-Ruppin in der Mark „Über die Frömmigkeit und das Pflichtgefühl der Barbeleger Bürger“. Lat. Rede.
2. Tobias Friedrich Uhl aus Alt-Ruppin in der Mark „Über ihre Beschäftigung mit den Wissenschaften“. Lat. Vers.
3. Dietrich Heinrich Rüdger aus Wusterhausen in der Mark „Über ihre Bildung“. Lat. Rede.

4. Conrad Joachim Krause aus Stendal in der Altmark „Über ihre Wohltun“. Deutsche Verse.

Bei dieser Gelegenheit wollten auch die beiden uns schon bekannten Junker aus der Prignitz Karl Ludwig von Stillen und Ludwig Christoph von Stillen ihre lateinische Beredsamkeit unter Beweis stellen, und zwar beabsichtigte der erstere, die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf die Scheidenden in lateinischer Rede zu lenken, während der letztere seine Weisheit, wie man sich einen guten Schüler vorzustellen hat, an den Mann bringen wollte.

Von der Feier am 15. April 1711 liegt folgendes Schüler-Verzeichniß vor:

1. Ludwig Christoph von Stillen, Junker aus der Prignitz, „Über die Vortrefflichkeit der Wissenschaft“.
2. Karl Ludwig von Stillen, Junker aus der Mark, „Über einige führende Bibliophilen, durch welche die Wissenschaft gewachsen ist“.
3. Peter Adam Bielang aus Klinkde in der Altmark „Beitrag zu Ehren der Männer, durch welche die Bardeleger Bibliothek gefördert worden ist“.
4. Friedrich Tieffenbach aus Kyritz in der Mark „Über den Ursprung der Bibliotheken“. Dieser wird Theologie in Halle studieren.
5. Hans Christoph von Borstell, Junker aus der Altmark, „Über die Annehmlichkeit der Bibliotheken“.
6. Johannes Daniel Stoffregen aus Seggerde im Halber-

* Nähere Angaben über die Art des Vortrags fehlen hier.

- städtischen „Über die Art, wie man eine Bibliothek ein-
zurichten hat“.
7. Christian Ludwig Heintzelmann aus Gardelegen „Zu Ehren Tilemann Coesters, der die Nikolai-Bibliothek ordnete“.
 8. Georg Zerloff aus Kyritz in der Mark „Über die berühmtesten Bibliotheken unseres Zeitalters“.
 9. Gottlieb Alberti aus Gardelegen „Über die Verschiedenartigkeit der Bibliotheken“.
 10. Balthasar Ludwig Trenckner aus Salzwedel in der Altmark „Über vernichtete berühmtere Bibliotheken“.
 11. Joachim Bertram aus Werben in der Altmark „Über die Einrichtungen der Bibliotheken“.
 12. Moritz Baumann aus Gardelegen „Über die allgemeine Einrichtung von Bibliotheksausstattungen“.
 13. Gotthilf Friedrich Knackrügge aus Gardelegen „Über einige bedeutendere Schriftsteller von besonderen Fähigkeiten.“
 14. Joachim Kugel aus Gardelegen „Über den Nutzen der Bibliotheken“.
 15. Johannes Martinus Köllenberger aus Gardelegen „Betrachtungen über die Bibliothek der Vaterstadt“.
 16. Jordan Duve aus Gardelegen „Über Handschriften und andere Seltenheiten in den Bibliotheken“.
 17. Jonas Jakob Müller aus Gardelegen „Über die von Bierstedt, dem ersten Gründer der Bibliothek, geschenkten Handschriften“.

18. Christoph Albert Andra aus Gardelegen „Über die Geschichte der wissenschaftlichen Tagebücher“.
19. Michael Kirchhoff aus Kyritz in der Mark will Klage über die Gardeleger Bibliothek führen und die Hilfe der Bürgerschaft erbitten. Auch er wird sich zum Studium nach Halle begeben.
20. Christian Ludwig von Stillen wird zum Schluß über den Nutzen der Wissenschaften im Staate sprechen und den Zuhörern für die geschenkte Aufmerksamkeit danken.

Das Zeitalter des Spätbarocks wirkt sich auch im Musikleben der Schule aus. Der Chorus Symphonicus muß auf einer sehr hohen Stufe gestanden haben, wie die nachstehend abgedruckten musikalischen Vortragsfolgen zeigen. In ihnen wirkt sich der Einfluß der Stadt Halle aus, von der aus ein Georg Friedrich Händel und ein Johann Sebastian Bach auch zur Entwicklung der Schulmusik an der Großen Stadtschule beigetragen hatten. Vielleicht ist die Annahme berechtigt, daß Bande verwandtschaftlicher Art den Rektor Heinrich Kirchhoff mit dem berühmten Organisten Gottfried Kirchhoff verknüpften, der von Quedlinburg am 30. Juni 1714 an St. Marien in Halle berufen worden war. So wird es verständlich, daß dem Choro Symphonicus der Großen Stadtschule bei diesen Feierlichkeiten Aufgaben zuwies, die hohe Anforderungen an den Schulmusikunterricht stellten. Dieser Aufgabe unterzog sich mit besonderer Hingabe der Cantor Scholae, Johann Sonnenberg, der auf Empfehlung der Universität Helmstedt 1701 nach Gardelegen gekommen war, als Dichter und Komponist der folgenden Arien:

11. April 1709:

Folgende Arien, so Herr Johann Sonnenberg
Cantor Scholae in angenehme Harmonie gebracht,
werden zwischen denen Redenden abgefungen.

PRIMA ARIA. C. A. T. B. 2. Violin. sive Hautbois. Bracie.

ERhebt das frohe Angesicht,
Ihr, die ihr diese Stadt beschauet,
Nehmt dieses Tages Anmuths-Licht
In steten Augenschein, und bauet
Euch ein Gedächtniß grauer Zeiten
Die euch zur süßen Freude leiten!
Kommt laßt uns dabey Dankens voll
Dem hErrn ein Demuths-Opffer bringen,
Und wegen unseres Ortes Wohl
Aus Lust mit voller Stimme singen:
Nach vielen Sturm und Trübsals-Regen
Steht Gardelegen doch im Segen.

SECUNDA ARIA ALTO & TENORE 2. Viold'gamb.

Großer Vater, deine Liebe
Ist es, die dein Zion baut,
Deines Geistes starke Triebe
Machen, daß nach JEsu schaut,
Und nach seinen Anmuths Weiden,
Auch die Schaar der wild'sten Heyden.

Wenn du kommst, so wird gepfropffet
Kedars Stock in Isa Reiß,
Und der Laster Quell verstopffet,
Den bringt Ammon selber Preiß,
Moab, welchen man sah' toben,
Hört man iht den hErrn loben.

Eben dis dein Vater-Lieben
Bracht auch Gardelegen Heil,
Als hier Babel ward vertrieben,
Und wir wurden Zions Theil,
Da uns deine Lieb' anblickte,
Und uns aus dem Finstern rückte.

So betrübt es war und herbe,
Da man muß im Vorhoff steh'n,
So erfreut war drauff dein Erbe,
Weil es kont' ins innere geh'n,
Da du es mit vollen Massen,
Wolltest überschütten lassen.

TERTIA ARIA Basso solo 2. Flauto.

Daß du auch, mein Hort, den deinen
Treue Diener zugesandt,
Die dein Zion herzlich meinen,
Dieß wird auch von uns erkant.
Stetes Lob und frohes Singen
Wollen wir dir davor bringen.

Du wiest auch die Augen lencken
Ferner über uns, daß nicht
Hirten fehlen, derer Denken
Sey zu unserm Heil gericht,
Die ins Heiligste gegangen
Und die Salbung da empfangen.

Darum gib, hErr deinen Knechten
Des Elsa Geist und Muth,
Die für deine Ehre sechten
Selbsten wider Baals Wuth,
Die des höll'schen Ahabs Schnauben
Sich dich, hErr, nicht lassen rauben.

ARIA QUARTA C. C. A. T. B. z. Clarino

Ihr Väter blühet noch,
Wie ehren euch ihr wider,
Ihr sehr geehrten Glieder
Wie jauchzen daß kein Sterben,
Kein Schmerzliches Verderben
Den Orden hat verlehret,
Noch in Gefahr gesetzt;
Ihr Väter blühet noch!

Nun wol euch, ihr Musen, ihr sehet mit Freuden,
Was euer Vergnügen bekräftigen sol,
Denn wisset ihr nichts vom Kummer und Leiden,
Wenn eure Berichter trifft freudiges Wohl.

Drum kommet im Reigen,
Ihr Musen zu zeigen,

Daß nichts, als Liebe, die Geister erregt,
Wenn solches der Wille zum Wünschen hinträgt.

Ihr Väter sorgt für uns
Durch euer muntres Wachen,
Daß unsre Herzen lachen,
Wenn ihr in schweren Zeiten,
Uns Freude wollt bereiten,
Wenn eure klugen Sorgen
Sich mehren alle Morgen,
Soorget ihr für uns.

Drum wohl euch, ihr Musen, daß solche Patronen
Der Höchste aus Gnaden euch ferner erweckt,
Die Ihrer um euer Vergnügen nicht schonen,
Und wenn sie gleich Mühe und Kummer bedeckt.

Drum kommet etc.

Euch sei der Himmel hold!
Er segne alle Thaten,

Und lasse das gerahten,
Was eure kluge Sinnen
Zu seinem Ruhm beginnen.
Der Himmel überschütte
Mit Segen eure Tritte!
Euch sey der Himmel hold!

Diß wünschet, ihr Musen, mit fröhlichem Singen,
Bringt Geigen, Trompeten und Pauken hervor,
Ihr müßet in Demuth die Opfer darbringen,
Und heben zum Wünschen die Stimmen empor.
Drum kommet etc.

24. Mai 1710:

ARIA I

Canto Solo. 2. Flauto & Fagotto Solo.

ALLES was wir vor uns sehen,
Muß im Staube untergehen,
Aber wahre Weißheit nicht;
Wann Ihr Glanz schon lang verborgen,
Zeiget doch ein heller Morgen,
Daß nicht allzeit trübe Zeiten
Mit der wahren Weißheit streiten,
Noch auch mit derselben Licht.

ARIA II

Canto solo 2. Violin. & Bracie.

1.

WIE nach Regen, Bliß und Winden
Sich die Sonne pflegt zu finden,
Und zu machen alles neu:
Also muß nach finstern Tagen
Uns der Weißheit Licht ansagen,
Daß es wieder helle sey.

2.

Die der Einfalt Nacht bedeckte
Und mit grober Blindheit schreckte,
Sehen ist der Weißheit Schein,
Grobe Thorheit ist verschwunden,
Sollten das nicht süße Stunden
Und ein froher Wechsel seyn.

ARIA III

Basso solo con Violino in uni sono.

Wann der höchste Zion bauet,
Und mit Gnaden Augen schauet
Auf desselben Wohl und Wesen,
Kan es nimmer untergehen,
Wesse Männer, so es heget,
Und in seinem Schoosse träget,
Hat der Himmel ausersehen,
Daß es soll durch Sie bestehen.

ARIA IV

Alto & Tenore 2. Hautb.

1.

Kluger Männer holde Gunst
Ist der Weißheit wahrer Zunder,
Welche Sie gleich einem Wunder
Bringet zur vollkommenen Brunst;
Wo sich selbe läßt schauen,
Kann man ohne Zweifel trauen,
Daß die Weißheit und die Kunst
Folgen auf der Klugen Gunst.

2.

Du o GOTT seyst stets gepriesen,
Daß Du unserm Schulen-Hauß

So viel Gnad und Huld erwiesen,
Und darauf gegossen aus:
Laß es blühen bey vollem Segen!
Häuffe doch desselben Glück,
Treib der Neider Wuth zurück,
Die sich Ihm entgegen legen!

ARIA V

Canto & Alto. Violino solo & Bracie.

1.

Da kömmt der Seelen Leben
Und bleibet allezeit,
Wo Geistliches Verlangen
Die Wahrheit will umfangen,
Und zeigt sich bereit. da capo.

2.

Denn sind wir wohl gelehret,
Denn lebet man beglückt,
Wenn man die Bosheit hasset
Und nichts von dem ümbfasset,
Was junge Jahr berückt. da capo.

3.

Der wird den Zweck erreichen,
Den wahrer Tugend Fleiß
In zarter Tugend leitet
Und allezeit begleitet
Bis hin zur Ehr und Preis.

15. April 1711:

Folgende Arien werden zwischen den Redenden abgesungen.

ARIA I

Canto solo con 2. Hautb.:

1.

Wo die keusche Klugheit sthet,

Und in ihrem Purpur blüht:
Sieht man lauter Rosen grünen,
Die für ihre Kinder dienen.

2.

Scheinet nur der Weisheits-Sonn
Auf dem schönen Helicon:
Müssen unsre Musen weichen,
Muß der Weisheit Glantz erbleichen.

3.

Fließ der Weisheits-Quell bey dir,
Ey was ist doch das vor Zier?
Wo der Tugend Ströme fließen,
Pfllegt sich Weisheit zu ergießen.

A R I A II

Alto & Tenore con Hautb: & Violin:

1.

Wer an der Welt noch klebet,
Zeigt wenig GOTTes Bild.
Wer sich zu GOTT erhebet,
Sucht was ins Leben quillt.
Die sind der Weisheit eigen,
So deren Strahlen zeigen.

2.

Die Klugheit hat zwar Gaben,
So vor sich trefflich seyn,
Doch wird sie oft vergraben,
Und kömmt um ihren Schein.
Wer seinen GOTT erwählet,
Hat nimmermehr gefehlet.

3.

Gewiß die besten Schätze
Hat schnelle Flucht verzehret.

Der Weisheits-Anmuhts-Plähe
Sind durch die Gluht verheeret.
Vor böser Kriege treiben
Mag keine Kunst nicht bleiben.

A R I A III

Basso solo con 2. Flauto

1.

Der Himmel selbst ist aller Weisheit Quelle,
Ihm danken wir für diesen Lebens-Fluß,
Für den der Geist sich gerne opffern muß,
In GOTTES Licht wird unser Elend helle!

2.

Er rüstet aus, die uns zur Wahrheit leiten,
Er gibt Verstand, sein rechtes Eigenthum,
Wodurch der Mensch zu seines GOTTES Ruhm
Viel Wunder muß in kluger Schrift ausbreiten.

3.

Was die Natur begreiffet auf der Erden,
Und was die Lehr der Tugend in sich hält,
Was die Geschicht uns Menschen vorgestellt,
Läßt GOTTES Geist uns auffgezeichnet werden.

A R I A IV

Tenore sol: con Violino in unisono.

1.

Ich bin frei von meinen Banden,
Und mein Kummer geht und fliehet,
Weil man wieder auf mich steht,
Da ich lange bloß gestanden,
Das, womit ich sonst gekämpffet,
Wird zu meiner Freud gedämpffet.

2.

Meine Fessel sind gebrochen,
Womit ich gefesselt war

Diese neu und neunzig Jahr,
Nun sind meine Freuden-Wochen,
Meine Blöße wil vergehen,
Drinn ich habe müssen stehen.

3.

Seyd gesegnet, lebt in Freuden,
Die ihr meine Noht anseht,
Wenn euch künsttig Creutz anweht,
Und betreffen viele Leiden,
Müssen eure Jammer-Zehren
Sich in Freuden-Wein verkehren.

Zu welcher musikalischen Glanzentfaltung im Musikleben der Stadt Gardelgen sich diese Feiern gestalten mußten, dafür liefern diese Arien ein wertvolles Zeugnis.

Wenn aus dem Rahmen der Geschichte des höheren Schulwesens der Stadt Gardelgen ein Abschnitt herausgegriffen ist, der in der Geschichte unserer engeren Heimat bisher kaum Beachtung gefunden hat, so spiegelt dieser kurze Beitrag nur das Schicksal einer Zeit wieder, die auf die deutsche Kultur und Bildung einen tiefgehenden Einfluß ausgeübt hat. Obgleich wir dieser Zeit, die mit ihrem lächerlichen Schwulst, ihrer religiösen Tendenz und ihrer völligen Verlateinerung keine deutsche Volksgemeinschaft zu bringen vermochte, nicht unsern Zoll versagen, so wollen wir Nachfahren stolz sein, einer Zeit anzugehören, in der die Schranken zwischen Gelehrt und Ungelehrt, hoch und niedrig gefallen sind, und in der die deutsche Muttersprache wieder zu Ehren gekommen ist.

Der Windmühlberg bei Hödingen ein Königsgrab?

Von Hans Dettmer.

Nahе dem Dorfe Hödingen im Kreise Gardelgen, unmittelbar östlich des Kleinbahnhofes, erhebt sich auf halber Höhe des „Hünenberges“, weithin sichtbar, ein mächtiger Hügel, von dessen Kuppe eine Windmühle zu uns herabschaut. Dieser Hügel ist eine künstliche Aufschüttung, und als solche ist er auch auf der geologischen Karte Mtbl. 1982 verzeichnet. Von Menschenhand muß er einst errichtet worden sein. Seine Ausmaße betragen 42 m im Durchmesser und etwa 6,50 m in der Höhe. 23 m im Durchmesser mißt die kreisrunde Fläche, auf der die Mühle sich dreht, und von der aus im Osten und Norden der Hügel steil und im Westen und Süden flacher abfällt. Dabei ist die am ansteigenden Hünenberg gelegene Nordseite von geringerer Höhe. Die Grundfläche schwankt zwischen Kreis und Viereck.

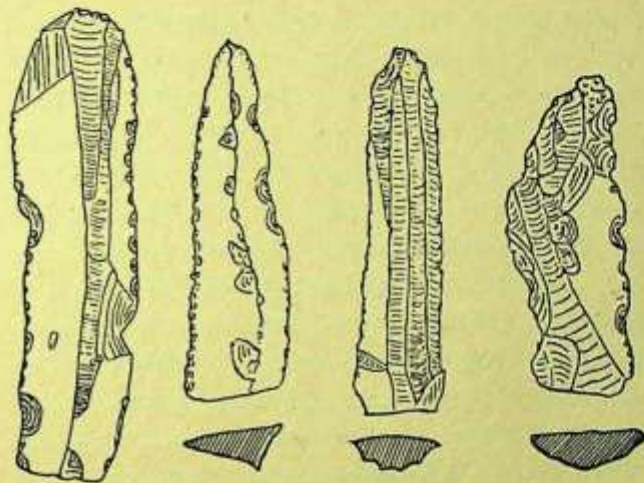
Um das Jahr 1813 ließ die Gemeinde Hödingen auf diesem Hügel, der bis dahin den Namen Ringelsberg führte,

eine Windmühle errichten. Um die schon oben beschriebene Drehsfläche für die Mühle zu bekommen, mußte damals die Kuppe des Berges abgetragen werden. Hierbei stieß man auf einen Begräbnisplatz, der eine größere Anzahl Urnen enthielt, jedoch vollständig zerstört wurde. Achlos zerschlug man den größten Teil der Urnen, während andere, zufällig unversehrte, mit nach Hause genommen wurden. Sie dürften aber auch dort bald restlos entzweigegangen sein. Bei dieser Gelegenheit wird aus der abgetragenen Erde der heute vorhandene Ausgang zur Mühle aufgeschüttet worden sein, während andere Erde einfach den Berg hinabgeworfen wurde, und so die am Hang befindlichen Terrassen, wie die Überlieferung besagt, oder einen sich den Berg hinaufwindenden schmalen Weg zuschüttete.

Wir hätten hiermit auch die Erklärung des Namens „Ringelsberg“. Ein Ringel ist etwas kreisförmig Gewundenes. In der Tat können wir am Berg noch einen Teil dieser Ringel erkennen.

Der Windmühlen- oder Ringelsberg ist ohne Zweifel ein vorgeschichtlicher Grabhügel. Das beweisen uns schon die Urnenfunde. Dieselbe Ansicht vertrat auch der Kustos der Landesanstalt für Volksheilkunde in Halle, Herr Dr. Grimm, der nach Vorlegung von Photos erklärte, daß es sich nach diesen bestimmt um einen Grabhügel zu handeln scheint. Weiter können wir aber mit Recht vermuten, daß sich im Innern des Hügels noch eine Grabanlage, und zwar das eigentliche Hauptgrab, befindet. Wie diese beschaffen ist, welcher Art sie angehört, und wann sie entstanden ist, kann nur durch eine

Grabung seitens dazu berufener Sachmänner ermittelt werden. Aber bereits in der jüngeren Steinzeit ist dieser Platz begangen worden, wie vier Messerklingen aus Feuerstein beweisen, die nur wenige Schritte vom Hügel entfernt aufgefunden wurden.



Messerklingen aus Feuerstein

(Fundort: am Ringelsberg bei Höttingen)

Ähnlich mächtige Grabhügel finden sich - abgesehen vom Halmberg bei Eschenrode, mit dessen Erforschung ich noch beschäftigt bin - in der ganzen weiteren Umgebung von Höttingen überhaupt nicht. Jedensfalls sind solche nicht bekannt. Wir müssen schon in die Magdeburger Gegend und weiter südöstlicher gehen, um einige zum Vergleich heranzuziehen.

Großsteingräber selbst finden sich im Kreisse Gardelegen nicht. Die nächstgelegenen Gräber dieser Art sind die Lützensteine bei Helmstedt, die Heidenkrippe im Exleber Forst und das Königsgrab im großen Haldensleber Hünengräbergebiet, die jedoch schon stark verfallen sind und keinen Grabhügel mehr aufweisen. Sollte der Ringelsberg dieser Kultur angehören, so wäre er einer der wenigen Großsteingräber, die noch einen Hügel besitzen und würde etwa dem spitzen Hoeh bei Latdorf (Anhalt) entsprechen. Dem Ringelsberg äußerlich ähnlich sind ferner die mächtigen Grabhügel der Baalberger und Leubinger Kultur. Besonders die Fürstengräber Leubinger Kultur sind es, mit denen er fast übereinstimmt. So betrug die Höhe des Fürstengrabes von Helmsdorf 7 m und der Durchmesser 34 m, während die Höhe des Leubinger Fürstengrabes bei gleichem Durchmesser 8 m betrug. Beide Hügel bargen in ihrem Innern einen hölzernen Grabeinbau und im Erdmantel Nachbestattungen. Nachbestattungen im Ringelsberg sind auch sicher die beim Mühlenbau gefundenen und zerstörten Urnen. Welche, und ob eine von diesen Gräbergruppen hier in Frage kommt, läßt sich, wie schon oben ausgeführt, natürlich noch nicht sagen. Jedoch wird entsprechend ihnen der Ringelsberg, der an Ausmaßen diese sogar übertrefft, wenn wir die Abtragung der Kuppe berücksichtigen, ebenfalls in seinem Innern das Grab eines Mächtigen, eines Fürsten der Vorzeit bergen.

Das Vorhandensein eines solchen fürstlichen Grabes aber wird uns durch eine Sage bestätigt, die man sich noch heute in Hödingen erzählt. Vor langer, langer Zeit, so heißt es, sei im Kreitholz ein König in einem eisernen, silbernen und gol-

denen Sarg begraben worden. Zwölf Männer hätten ihn heimlich und in aller Stille beigeseht und wären dann zurückgekehrt. Dort wären sie nun von den Jhrigen getötet, damit niemand je Kunde von der Grabstätte des Königs geben sollte und niemals Räuber den goldenen Sarg rauben könnten. Woher der König kam, ist nicht genau überliefert. Die einen sagen, er hätte auf dem Grauhof (Gut Graul) gewohnt, während andere wieder behaupten in Hödingen, denn die zwölf später getöteten Männer seien vom Ribbensdorfer Weg herein nach dort zurückgekommen.

In ihrem Kern besagt die Sage, daß in der nördlichen Flur von Hödingen ein König in prächtigster Ausstattung begraben liegt, während die genaue Stelle unbekannt ist.

Zum Schluß sei noch auf folgendes hingewiesen: es ist äußerst merkwürdig und für die Deutung des Ringelsberges bei Hödingen als eines Königsgrabes von größter Bedeutung, daß bei einem der größten Grabhügel Deutschlands, dem Königsgrab von Seddin (Prignitz), fast die gleichen Verhältnisse herrschen. Der Volksmund berichtete, daß dort ein König in einem dreifachen Sarge begraben sei. Tatsächlich bewahrheitete sich diese Sage. In einem riesigen Grabhügel von 10 m Höhe und 85 m Durchmesser entdeckte man eine innen bemalte steinerne Grabkammer, den äußeren Sarg, in dem ein löcheriger Eimer, der mittlere Sarg, stand, der den dritten Sarg, eine bronzene Urne mit dem Leichenbrand eines Mannes, einschloß.

Im Zusammenhang mit der Sage vom goldenen Sarg und der Erkennung des Ringelsberges als eines vorgehichtlichen

Grabhügels können wir nur zu dem einen Ergebnis kommen: Der Ringelsberg ist das Königsgrab. Dort nördlich von Hödingen, wo der Sage nach ein König begraben liegt, befindet er sich, der wahrhaft einem König würdige Grabhügel.

Literatur:

- W. Schulz, Vor- und Frühgeschichte Mitteldeutschlands 1939.
C. Engel u. W. Radig, Einführung in die Vorgeschichte Mitteldeutschlands. 1937.
F. Bohnstedt, Einführung in die Vorgeschichte der Altmark. 1937.
C. Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland. 1939.
W. Radig, Germanischer Lebensraum. 1937.
A. Klekebusch, Deutsche Vor- und Frühgeschichte in Einzelbildern. (U.-B. 7253/54.)

Die Ritter v. Oberg in Oebisfelde

von 1269-1448¹.

Von Ernst Schumann.

Als Nachfolger der Herren v. Ovesvold in Oebisfelde erscheinen die Ritter von Oberg. Sie waren Verwandte der Herren v. Ovesvold und kamen aus dem Braunschweigischen, wo ihnen Oberg und Lutter a. Barenberge gehörten. In alten Urkunden werden sie als Dienstmannen Heinrichs des Löwen aufgeführt. Sie sollten bei ihrem Besitzantritt in Oebisfelde schon Lehnsleute der Erzbischöfe von Magdeburg geworden sein. 1369² übertrugen sie ihr Besitztum dem Erzbischof und nahmen es wieder von ihm zu Lehen. Die Obergs kamen in einer politisch sehr stark bewegten Zeit nach Oebisfelde. Es war die Zeit des Interregnums 1254-1273. Keine Ordnung im Reich! Kampf der Fürsten und Bischöfe gegeneinander! Die Ritter machten es ihren Lehnsheerren nach. Es war die

¹ 1269 ist eine geschätzte Zahl, da genaues Antrittsjahr nicht feststellbar ist. 1267 wird in einer erzbischöflichen Urkunde Herr Hildebrand von Oebisfelde erwähnt.

² s. Vertrag mit dem Erzbischof von Magdeburg im Jahre 1369.

Zeit, in welcher die stärkste Faust recht hatte. Die Städte verbanden sich zum Schutze der Handelsstraßen in der Hanja. Jeder suchte, sich auf Kosten seines Nachbarn zu bereichern.

Zu beiden Seiten der Mittellelbe rangen drei Fürsten um die Vorherrschaft: der Erzbischof von Magdeburg, der Markgraf von Brandenburg und der Herzog von Braunschweig. Schon hundert Jahre vorher hatten die deutschen Fürsten die Macht des mächtigsten Braunschweigers gebrochen und dieses Herzogsgeschlecht auf seine Stammländer Braunschweig-Lüneburg beschränkt. Sie strebten aber trotzdem danach, ihre Kolonialbestimmungen zurückzuerobern. Die Askanier erwarben Mecklenburg und brachten ihren Verwandten auf den erzbischöflichen Stuhl in Magdeburg. Dadurch beherrschten sie Brandenburg und Magdeburg. Die Markgrafen von Meissen waren anfangs auch Askanier. Allmählich ging die Macht der Askanier zurück. Herzöge von Sachsen findet man bald als Markgrafen von Meissen und als Erzbischöfe in Magdeburg. Die askanischen Stammländer wurden Besitz der Erzbischöfe, somit waren sie Lehnsherren des Markgrafen von Brandenburg. Die Erzbischöfe strebten sogar nach der Altmark. Dasselbe Ziel verfolgten auch die Herzöge von Braunschweig. Der Askanier Otto IV. mit dem Pfeil hätte seinen Bruder Erich gern als Erzbischof in Magdeburg gesehen. Dadurch geriet er mit Magdeburg in eine Fehde, sonderbarerweise im Bunde mit den Herzögen von Braunschweig. Oebisfelde wurde im Verlaufe dieser Fehde im Jahre 1278 jedenfalls von Braunschweigern erobert und die Dörfer der Umgegend geplündert, weil es wohl zu Magdeburg hielt.

Die Ritter von Oberg lehnten sich an Magdeburg an, weil sie von zwei mächtigen Fürstengewalten eingeschlossen waren. Die großen Nachbarn waren ihnen nicht günstig gesonnen. Trotzdem verzagten sie nicht; sie waren Männer von festem Mute und großer Verwegenheit, und es war ihnen, wie sich noch zeigen wird, politischer Weitblick eigen. Ihr Tatendrang ließ sie auf ihrer Burg nicht ruhen. Je nach Lage ihrer beiden Nachbarn führten sie, wie andere Ritter ihrer Zeit es auch taten, Raubzüge bis weit ins Braunschweigische, Hannöversche oder Märkische durch. 1298 besetzten sie die Stadt Helmstedt, die in ihrer Bedrängnis den Herzog von Braunschweig zu Hilfe rief. 1301 erschien der Herzog vor Oebisfelde und nahm den Obergs zur Strafe das Dorf Meinkoth fort. Nun richteten sich ihre Züge gegen die Altmark. Es erschien ihnen, vorteilhafter zu sein, denn der Markgraf Waldemar war in der Nähe von Danzig beschäftigt und sein Vetter Hermann der Lange focht in Mecklenburg und Schleswig-Holstein. Da glaubten sie sich vor den Landesherren sicher. Die Askanier aber rächten sich an ihnen, wie es der Herzog von Braunschweig getan hatte. Im Jahre 1308 erschien unvermutet ein brandenburgisches Straßkommando von Calvörde her. Die Dörfer Bekendorf und Eßelhagen wurden zerstört und Oebisfelde zum zweitenmale erobert. Doch der Markgraf begnügte sich mit diesen Maßnahmen nicht, denn er entzog dem Ritter v. Oberg das Zoll- und Seleitsrecht, welches in dieser Gegend recht einträglich gewesen sein mußte. Oberg wurde wirtschaftlich schwer getroffen. Erst zweihundert Jahre später gab es Kurfürst Joachim I. wieder

an die Burg zurück. Damit Oebisfelde von der Altmark her schneller und bequemer zu erreichen war, bauten die Brandenburger den Damm von Miesterhorst nach Bergfriede durch den Drömling. Sonst wurde die Verbindung der beiden Orte durch Kahnverkehr aufrecht erhalten.

Von den Brandenburgern und Braunschweigern hatten die Obergers wenig Gutes zu erwarten; ja, es konnte ihnen noch Ärgeres passieren, wenn sie in Abhängigkeit eines der beiden Nachbarn gerieten. Dies lag aber ganz und gar nicht in Obergers Absichten. Er konnte nur gewinnen, wenn er seine Unabhängigkeit vor beiden bewahrte. Das ganze 14. und teils auch das 15. Jahrhundert zeigen, wie die Obergers Parteigänger wurden und unter allen Verhältnissen sich freie Entschlüsse bewahrten. Sehr zustatten kam ihnen hierbei die Burgstadt. Oebisfelde war ehemals als Sperriegel wichtiger Handelsstraßen angelegt worden. Von allen Sperrern am Drömling ist es die stärkste und bedeutendste gewesen. Alle anderen Burgen dieser Gegend verloren nach der Wendenzeit an Bedeutung. Nur Oebisfelde blieb auch im 13. bis 15. Jahrhundert, als das Faustrecht im Lande blühte und die Fehden der Fürsten und Ritter ausgetragen wurden, ein begehrter Bundesgenosse. Und warum? Nicht allein, weil Oebisfelde ein wichtiger Übergangspunkt in die Altmark war, sondern weil die Ritter v. Oberg ein nicht zu unterschätzendes militärisches Aufgebot stellen konnten, sowohl von ihren in 25 Dörfern sitzenden Bauern und Knechten als auch von Oebisfelder Bürgern, welche den Obergers bereitwilligst halfen. Das militärische Aufgebot mag 300-400 Mann betragen haben.

Für damalige Verhältnisse war das recht ansehnlich, und hieraus erklärt es sich auch, aus welchen Gründen die braunschweigischen und märkischen Fürsten sich gegenseitig überboten, die Oebisfelder Ritter auf ihre Seite zu ziehen. Hier lag der Schwerpunkt, den die Obergers geschickt auswerteten. Selbst die Hansestädte Magdeburg und Lüneburg nahmen die Obergers unter ihren Schutz. Sie mögen hier einen Stapelplatz und einen Gespannwechsel gehabt haben.

Es mögen hier zwei Dienstverträge folgen, welche die Ritter v. Oberg mit den Braunschweiger Herzögen und mit dem Brandenburger Markgrafen abschlossen:

„We, Her Hildemar, Ridder Johann Johannes Sone, geheten von Oberghe, bekennet unde betughe tozambare in dessem Breve, dat we sint ghevaren in der Erfammen Vorsten denest, user Heren Hertoghen Otten unde Hertoghen Wilhemes van Brunswich unde Luneborch unde erer Erven mit usenem Slote Ovesvelde unde schal erre opene Slot wesen to al eren Noden, anne oppe den Bischop van Meghdeborch. Weret dat Schelinghe worde twischen usen Heren van Luneborch unde dem Bischope van Meghdeborch, dar we stille schulle to sitten, unde scullet dat bewaren; dat usen vorbenomden Heren van Luneborg nen Schade ne sche ut usenem Slote, unde scullet us vordeghedinghen lik anderen eren Mannen, anne oppe eren Vedderen Hertoghen Otten van Brunswich. Minne unde Rechtes schullet se veur us wöldich wesen. Weret ok, dat use vorbenomden Heren van deme vorsprokenen Slote orlegghen wölden, so soolden se us vrede Ghut gheven useme Ghöde unde stan

vor use Slot unde vor dem Schaden, den we in ereme Denste nemen de wile da se dar ut orlegheden. Ok scullet se us ghewen alle Jar to Sunt Gallen daghe tegn Markt lodeghes Sulvers ut deme Tollen to Tzelle. Voertmeer weret, dat use Heren van Luneborch uses Denestes nicht en wolden. Das scolden se us vorfegghen eyn Jar. Dat sulven sculle we en wedder don, wanne we in ereme Denste nicht leng wesen ne wolden, unde so dorften se us des Geldes nicht mer ghewen. Weret ok, dat use vorbenomden Heren afghinghen, so scolden ere Erven us edder usen Erven alle disse vorbescrewenenn Deghesinghe holden de wile dat id us vorkundeghet were. Dat sulve scullet use Erven en edder Erven wedder don ist user to fort worde. Alle desse Ding lave we in Truwen in desseme Breve usen vorbenomden Hern Hertoghen Otten unde Hertoghen Wilhelm und eren Erven vast unde truweliken to holdende Tor ener Betughinghe hebbe. we dissen Bref beseghelet laten met usen Ingheseghelen. Dit is geschan na Goddes Bord dusen Jar, dreihundert Jar in dem neghen unde drittegheßen Jare, to Paschen."²

„Wir Ludwig etc. fühlen uns verpflichtet und bewogen, dem tapferen Ritter Hylmer, Johann und Heinrich, seinen Vettern, genannt van Oberghe die Einkünfte von XX Markt jährlicher Zahlung in bestimmten Terminen zuzuweisen zu ruhigem und friedlichem Besitz, bis wir ihnen aus Brandschätzungen, Lösegeldern von Gefangenen oder sonst uns

² Sudendorf, Urkundenbuch zur Geschichte des Herzogs von Braunschweig. I. Band Urkunde 640.

zufallenden Reichtümern für 200 Markt Stendaler Silber Genüge getan haben, gänzlich und vollständig. Sie sind gehalten, solange der Krieg und Streit zwischen uns und den Herzogen von Braunschweig dauert, mit ihren Festen, insbesondere mit ihrem Schloß Ovesveld uns hilfeleistend zur Seite zu stehen mit der weiteren Versicherung, daß ihnen eine weitere Zugabe von X Markt Stendaler Silbers gewährt werden, wenn durch Vermittlung des Hylmer die Stadt Braunschweig mit ihrer Bürgerschaft gegen die genannten Braunschweiger Herzoge für uns einsteht. Doch soll auch die Zahlung X Markt wie die genannten XX Markt auf uns zurückfallen, sobald wir die oben erwähnten 200 Markt aus Brandschätzungen und Lösegeldern ihnen erlegt haben werden. Wir verpflichten uns, dem Hylmer und seinen Getreuen allen Unterhalt zu gewähren und jeden Schaden, der ihm - was Gott verhütet - aus einem etwaigen Verlust des Schlosses erwachsen sollte, nach vorhergegangener Abschätzung durch Sachverständige innerhalb mittlerer Jahresfrist zu ersetzen, ganz und vollständig. Und wenn in unserem Namen neue Strukturen, Vorbauten und sonstige bauliche Veränderungen an dem genannten Schloß vorgenommen werden sollten, so verpflichten wir uns, mit unserem Gegner keinen Frieden und Sühne abzuschließen, ohne daß die Hylmerschen mit inbegriffen werden. Auch sollen alle Vorwerke, wenn solche vorhanden sein sollten, vollständig und gänzlich geschleift werden. Auch übertragen wir ihnen Besitz und Genuß der Schlösser Bardorp mit allem, was dazu gehört, unter der Bedingung, daß sie uns

und unseren Nachkommen in Treue zugetan sind. Für diesen Fall geloben wir, dem Hylmer und seinem Vetter, für alle ihre Rechte mit jeder uns zustehenden Macht und Gewalt allen möglichen Schutz angedeihen zu lassen. Gegeben Schusen im obgenannten Jahre 1343, Tages nach St. Urban (26. Mai).⁴

Auch mit dem Erzbischof Albrecht von Magdeburg wurde 1369 ein Lehnungsvertrag abgeschlossen, der für lange Jahre die Obergs an Magdeburg band.

„Wi, Jan, Hinrik und Ludolf van Oberge, alle wohnende to Ovesvelde, bekennen openbar in dußen breve, allen di an sehn ader hören unde lesen vor Uns und unser Erven, dat wi in versiegelten briven, Ern Hilmers von Oberge, etwan Sangmeister to Hildensem, Hinrik, sines Broders, Gunzels unde Hanses, ören Vetteren, glouwertigen briffen wahrhaftig funden hebben, wo dieselben von Oberge, di to der tid Ovesvelde gehat hebben, sich, vor sich unde vor öre erven mit etwan dem Erwürdigigen in Gott Ern Albrechte, Erzbischof to Magdeburg, unde op sinnen Nachkommen geeinet und verdragen hebben, in aller mate und wise, als hie na von worde to worde gescreven is:

„Ik, Hilmer von Oberge, Sangmeister to Hildensem, und Hinrik, min Broder, Günkel und Hans von Oberge, unsere Vetteren, wi bekennen vor uns, und unsere Erven openbarlich mit dissem brive, dat wi durch beschirmunge, und Fredes willen, unser und unser Armen Lude getedinget hebben mit dem Erw. Vater in Got, unsem liven gnädigen

⁴ Riedel, Codex Diplom. Brandenb. 2. Band. S. 163.

Hern Ern Albrecht, Erzbischof des hl. Gotshuses to Magdeburg, in disser, als hierna gescreven steit, als dat he uns gelegen het 100 M. und 10 Mark brunsw. wichte und witte, to den 100 Mef. Brandenburg. sulvers, Magdeburg. Gewichte, die uns vor gelegen hadte Unser Hr. sin Vorfater, dem Got gnade, Erzbischof Diterich, Vor dissen vorgeannten 100 Mark, und 16 Mark lödigen sülvvers, und vor di genannte 100 Mark Brandenburg. sulvers sullen wi und willen in guden truwen dem vorbenandten unsern Hern Erhb. Albrecht sin Gotshuse und sinen Nachkomen to dienste stiten mit dem Huse und mit der Stadt to Ovesfeldt, di von Im und dem voegnanten sinen Gotshuse mit allen tobehörungen to lehn gahn „und sullen densulven unsern Ern, sines Gotshusen und sinner Nachkommen open Slot sin Hus und sted mit alle unsern Landweren und tobehörungen to allen ören Noden als dicke sie, öre Amtlude und Manne des bedörfen, und sullen und willen ön getruwelichen mit alle unser Macht und live, und mit gude raden behülffen sin op allermentlichen, niemand utgenommen, ane allerleye wederrede und arglist, diwile wi di pennige vogenant under uns hebben, ane op disser unser Fründ, ern Frischen und ern Oherd v. Wederden, Gebruder, wonen to Calkörde, ern Hans v. Honlege, Ludolfe, sine Sone und Ludolfe, ören Vetteren, ern Günkel v. Bertensleve, Wernern v. Bertensleve und Bossen, ern Werners sone von Bertensleve, wohnende to Wulfesburg, Hinrik und Erik, und Hinrik, Eriks sone, ören Vetteren, Schenken to Flechting, und Hildebrand von Ovesfelde, wonend to Bertensleve.

Were dat wi unseer egnnanten Hern to Magdeb. sinen Gotshuß ader Nachkommen, ob he nicht en were, over disse vorgenannten unser Fründ, ob sin mit ðn to frige ader to Scheling kemen nicht rechtlich binnen ver weken als wi des von unseer Hern van Magdeb. ader von sinen Amtluden ermanet wurden helffen kunden, vor unseer Hern van Magdeb. ader von sinen Mannen. So sullen wi und wollen en over disselben Unser Fründ vor Scaden anbehulffen sin, als op ander fremde lude. ane allerley verfoch und wederrede. Were nu, dat unser ergnnte Her Erzbischof Albert sin Gotshus ader Nachkommen, ob he nicht en were, ader ðre Amtlude, von ðren wegen opheschede, und von dem Huse Ovesveld frigen ader orloghen wolden, so scholden di koste op dem Huse ðe wesen, und sullen uns Frede gut geven unseer guden wur sie ader wi dar an der Viende gude erwerben möcht. Of scal or Amptmann, den se dar setten, uns reden und gloven, unser hus uns weder to antwerden wen ous krieges ein ende is, und der Amptmann sal uns und ði unseer vor schaden und vor Unfuge bewaren vor den ðren op dem hus und in der stad an unseer Gude, nun wi dat hebben, Geschege uns Schade ader Unfuge von den ðren, dan scal uns ðre Amptmann weder don binnen ver weken mit Myne ader mit rechte, als twene des vorgnanten Gotshuses Manne, dy unseer vorgnanten Hern von Magdeb. sin Gotshus, ader Nachkommen, ob he nicht en were, darto lesen und twene unseer Fründe redelich redelich dunket. Were of dat dat vorgnantte Huß Ovesveld in unseer von Magdeb. und siner Gotshuses dinstte verfallt

ader verbluwet wurde, so scal he sin Gotshus noch sine Nachkommen, ob unseer vorgnanten Hern von Magdeb. nicht en were, sit nicht freuden noch sonen mit den di dat gedan hedden, si hebben uns den des vorbenanten Hus wedir hulffen, ader sy hedden uns weder schadinge gedan, des Hus als twene des Gotshus Manne, dy uns ergnnte Her von Magdeb. sin Gotshus ader Nachkommen ab he nicht en were, darto lesen und twene unseer Fründe redelich dunket. Of umme alle deve, Rover, mordbrenner, unstedige und schedlike lude, dy unseer Hern von Magdeburg sin Gotshus und die ðren beschedigen, dat sullen wi und willen in guden truwe helpen afwenden und scal geliker wis unseer sulvers Gute, und si of hindern geliker wis, als se uns dat suves gedan hedden, und ðn entsagen und darto folgen, wen unseer ergnante Her von Magdeburg sin Gotshus ader Nachkomme, ab he nicht en were, ader ðre Amtlude dat von uns heischen ane allerley wederrede und argelift. Of scal unseer voren. Her von Magdeb. sin Gotshus und Nachkommen unseer Rechte Macht hebben, und uns des truwelichen vordedingen und uns of getruwelichen raden und behulffe sin mit aller ðe Macht, mit live und mit Gude op aller maleken, war des nodis. Voetmer en schullen unseer ergnanten Hern von Magdeburg sin Gotshus, noch sine Nachkommen, disse vorgeschrevene pennige von uns nicht wedder heischen, dy wile wi ðn mit den ergnannten Hus und Stad to Ovesfelde to dinstte sitten, als vorgeschreven is, sundern wi mögen ðn di vorgenanten Pennige weddergeven, wen wi willen und dat scole wi dem

vorgnanten unsern Hern, sinnen Gotshuse ader sinen Nachkommen vor en half Jar verkündigen und to wesen don, so sulle wi dem ergenanten Hern sinen Gotshuse ader sinen Nachkommen, ab he nicht en were, disse vorbenomden Pennige geven betalen vol und al mit redem gelde in der Stad to Haldesleve ane allerley vertog und argelift. Wann wi ok di vorgenannten Pennige betalt hebben, und ön des ergnanten unsern Hern, und sines Gotshuses breve over disse vorgescrevene Stücke und sie uns ok disse tegenwertige unsere Breve weder geantwordet hebben, so scullen disse orgescrevene dedinge und stücke, unsern vorgnanten Hern, sinen Gotshuse und sinen Nachkommen und uns an allen lehen und an allen stücken weltkóre die sind, aller ding unschädlich sin, an beeden syden, ydermann to sinen Rechten. Alle disse vorgescrevene dedinge und stücke geloven wy vor uns und unser erven, unsern ergnanten Hern von Magdeburg sinen Gotshus und Capitel und sinen Nachkommen, und to iter hand dem Erwürdigen Hern Frederich, bischof to Merseburg und dem Hochwohlgebohrenen Fürsten, ern Rudolfe Hertogen to Sassen, den gestrengen Rittern ern Meineken von Schirstede, ern Ludeken von Griben und ern Rudolfe von Frekeleve, stede und ganß to halden, ane illerley wedderede und argelift und hebben des to orkunde unser Ingesigel hengen laten an dissen breve, nach Gots Gebort 1300 Jahr, darnach in dem 69. Jar an der wesen nach den sondege als man singet: Remeniscere.⁶

Den wirtschaftlichen und politischen Weitblick erweist

⁶ Sam. Walther, Singul. Magdeb. Band 6. Urkunde 27.

dieses Rittergeschlecht in seinem Verhalten gegen die Obisfelder Bürger. Es gewährte ihnen mancherlei Vorrechte wirtschaftlicher und militärischer Art und vermehrte dadurch mittelbar auch seinen Wohlstand. Die Bürgerschaft war den Oberg treu ergeben und stand zu ihnen in guten und schlechten Tagen. Die Oberg waren viel außerhalb ihrer Burg und Stadt. Dies konnten sie sich nur bei einer wachsamten Bürgerschaft gestatten. Stets prägten sie ihnen allergrößte Aufmerksamkeit bei der Bewachung der Tore ein. Sie könnten sehr leicht überrumpelt werden, besonders des Nachts. Ritter Oberg sann über ein treffendes Sinnbild der Wachsamkeit nach. Ihm waren mancherlei passende Symbole bekannt, aber keines eignete sich so vortrefflich wie das Käuzchen. Wie oft war ihm auf seinen nächtlichen Wegen, wenn er sich ganz unbeobachtet glaubte, der Ruf dieses Horchpostens ins Ohr gedungen. Nirgends war er vor diesem nächtlichen Warner sicher. Diesen unermüdlichen Wächter, der jedem Obisfelder mit seinem langgezogenen: „Hau - hu, hu, hu - hu!“ bekannt war, bestimmte er als Stadtwappen. Er wünschte damit der Bürgerschaft die nachthellen Augen, das scharfe Gehör, die nie ermüdende nächtliche Aufmerksamkeit des Käuzchens, damit sie mit offenen Sinnen und in steter Bereitschaft das Wohl der Stadt wahrte. Das Käuzchen trägt auf der Brust einen goldenen Schild mit zwei schwarzen Rauten. Es ist das Wappen der Oberg. Dies Wappen wurde in vergangenen Jahrzehnten viel bespöttelt. Es mag auch zeitweilig Anlaß dazu vorhanden gewesen sein. Den ur-

sprünglichen Sinn des Wappens beachtet man heute mehr denn je.⁹

1318 starb der mächtigste Askanier, Waldemar der Große, und hinterließ seine junge Witwe Agnes. 1320 waren die Askanier in Brandenburg ausgestorben. Ein neues Markgrafengeschlecht mußte ihr Erbe antreten. Im Reiche herrschte Ludwig der Bayer. 1324 belehnte er seinen Sohn Ludwig den Älteren mit der Mark, damit sich der Braunschweiger Herzog Otto der Milde dort nicht festsetzte. Die Braunschweiger hatten ihre Hoffnung auf die Wiedergewinnung ihrer ehemaligen Besitzungen an der Ostsee nicht aufgegeben. Mit dem Aussterben der Askanier bot sich ihnen eine günstige Gelegenheit, zunächst die Altmark als Brücke und dann über diese hinaus Holstein und Mecklenburg wiederzugewinnen. Die Mark fiel ihnen dann schon von selber zu. Also heiratete Otto der Milde im Jahre 1319 die Markgräfin Agnes und erhielt als Witwengabe die Altmark, aber nur auf Lebenszeit der Markgräfin. Nach ihrem Tode fiel die Altmark wieder an Brandenburg zurück. Die Markgräfin starb schon 1328, aber an eine Rückgabe der Altmark an den Markgrafen Ludwig dachte Otto der Milde nicht. Er verweigerte sogar die Herausgabe der Altmark. Der Zweck dieser Weigerung ist sehr durchsichtig. Des Herzogs Ziel blieb unbezweifelbar die Wiedergewinnung der Kolonialgebiete Heinrichs des Löwen. Der Markgraf kann sich nicht anders helfen, als daß er den Erzbischof von Magdeburg mit der Altmark belehnt. Der Herzog von Braunschweig

⁹ Peter Wilhelm Behrends, Geschichte des Amtsbezirks Oebisfelde S. 79.

steht sich zwei mächtigen Partnern gegenüber. Entschlossen sichert er sich den Sperriegel Oebisfelde, indem er 1339 ein Schutz- und Trutzbündnis mit den Obergern abschließt. Der Streit der beiden Parteien drängt immer mehr zum Kriege. Der Herzog gibt an Oberg ein Darlehen von 100 Mark Silber und verpflichtet sich zur Tragung etwaiger Reparaturkosten bei Eroberung der Burg. Vier Jahre später bietet Markgraf Ludwig dem Ritter von Oberg 200 Mark Silber, wenn es diesem gelänge, die Stadt Braunschweig auf des Markgrafen Seite zu ziehen. Zusätzlich bot er ihm das Amt Bahrdorf, südlich Oebisfelde gelegen, an. Hier war für Oberg die Möglichkeit gegeben, seine in früheren Jahren an Braunschweig verlorenen Besitzungen wieder zu erhalten. Der Vorteil des Angebotes ist groß, aber auch das Risiko. Es ist nicht bekannt geworden, ob Oberg den Vertrag unterschrieben hat, denn in demselben Jahre 1343 kam es zum Kampf zwischen Braunschweig und Brandenburg. Markgraf Ludwig wurde bei Gardelegen geschlagen und mußte auf die Altmark verzichten. Der Braunschweiger Herzog besaß jetzt sämtliche Einfallspforten zur Altmark: Haldensleben, Calvörde, Oebisfelde, Vorsfelde, Brome und Klöße. Die Bayern hatten verspielt, und nun versuchte der Erzbischof als Lehnsherr, sich der Altmark zu bemächtigen. Dazu benutzte er 1348 den „falschen Waldemar“. Auch Kaiser Karl IV. unterstützte ihn, um die Bayern wieder loszuwerden, und bestätigte auch dem Erzbischof die Lehnshoheit über die Altmark. Dies hindert aber Karl IV. nicht, sich in Tangermünde einzurichten, um später die Altmark für sich zu gewinnen. Sofort erschienen Ottos und Wilhelms von Braun-

schweig Unterhändler in Oebisfelde⁷. 1349 borgten sie Oberg wieder 100 Mark Silber. Dafür durften „sie Slot un Stedeken Ovesveld“ als Stützpunkt benützen. Bei Zerstörung der Burg ist Schadenersatz zu leisten. Aber die Bayern waren nicht so leicht zu beseitigen. Der neue Markgraf Ludwig der Römer drückte den „falschen Waldemar“, den Erzbischof und den Kaiser beiseite. Oberg wurde wankelmütig. Die Herzöge von Braunschweig verlangten darum 1353 sichere Bürgschaft für ihr Geld⁸. Der „falsche Waldemar“ verschwand 1355, und Ludwig der Römer herrschte unumschränkt. Dem Erzbischof paßte die Oberg'sche Verbindung mit Braunschweig nicht. Er überwarf sich deshalb mit den Herzögen. Die Herzöge von Sachsen vermittelten, und 1358 hob man das Oberg'sche Bündnis mit Braunschweig auf⁹.

Oberg schien, auch beim Erzbischof viel Geld geliehen zu haben. Ansehnliche Summen hatten es sich auch Braunschweig und Brandenburg kosten lassen, um Oebisfelde in ihre Finger zu bekommen. Ihren Zweck hatten sie nicht erreicht. Nun gehen beide mit Druck gegen Oberg vor, um diesen kostspieligen Parteigänger zu beseitigen. Beide Fürsten gebrauchten diesen Platz als Ausfalltor zur Erreichung ihrer Ziele. Der Braunschweiger wollte durch die Altmark nach Mecklenburg und Pommern. Der Markgraf erkannte die Gefahr der Rücken-

⁷ Sudendorf, Geschichte des Herzogs von Braunschweig. Band I, Urkunde 317.

⁸ Sudendorf, Geschichte des Herzogs von Braunschweig. Band II, S. 81.

⁹ Heinemann, Cod. Dipl. Anhalt. IV, Urkunde 201.

und Seitenbedrohung. Er mochte die Altmark als Rücken- deckung der Kurmark nicht verlieren. Seine Absichten gingen auf das Bistum Halberstadt, um seinerseits das Vordringen Braunschweigs in die Altmark zu erschweren und Braunschweig gleichzeitig in der Seite fassen zu können. Mit Halberstadt war auch Magdeburg bedroht. Der Markgraf suchte es wieder unter seinen Einfluß zu bringen, wie es in der Askanierzeit gewesen war. Hier kreuzten sich gleichlaufende Absichten zweier starker Nachbarn. Oebisfelde war für beide Fürsten von gleicher Bedeutung. Oberg sah das Ende seiner Bewegungsfreiheit kommen. Es blieb ihm nur noch ein Weg offen. Dienstmann wurde er nun auf alle Fälle. Wer war nun für ihn der vorteilhafteste Lehnsheer? Der Braunschweiger war nicht so mächtig wie der Brandenburger. Die Bayern konnten die Mark auf die Dauer auch nicht behaupten. Beständig war nach seiner Überzeugung allein der erzbischöfliche Stuhl, der Dom in Magdeburg. An einen hohen Kirchenfürsten trauten sich die weltlichen aus Furcht vor dem Bann nicht so leicht heran. So suchte also v. Oberg Anschluß an den Erzbischof. Der Domherr Hilmar von Oberg, Sangmeister von Hildesheim, wird wohl in diesem Sinne vermittelt haben. Man glaubte in damaligen Zeiten, den besonderen Schutz der Heiligen zu besitzen, wenn man sich durch Stiftungen mit einem großen Gotteshause, am liebsten mit einem Dom, in Verbindung brachte. Also wurde Herr v. Oberg im Jahre 1369 endgültig ein Lehnsmann des Erzbischofs von Magdeburg.

Kaiser Karl IV. wohnte in Tangermünde und versuchte nun zu seiner Hausmacht Böhmen sich auch noch die Kurmark,

einschließlich der Altmark, zuzulegen. Die Besitzverhältnisse über die Altmark waren damals sehr verwickelt. Rechtlich gehörte die Altmark dem Kurfürsten von Brandenburg, tatsächlich besaß sie der Herzog von Braunschweig, mit der Altmark belehnt war der Erzbischof von Magdeburg, und in Wirklichkeit wollte sie Kaiser Karl IV. selbst haben. Mit großer Klugheit schob der Kaiser alle Beteiligten beiseite, und zwar auf folgende Weise: Er verheiratete seine Tochter an den Markgrafen Otto den Faulen und forderte von Braunschweig die Altmark als erledigtes Wittum für Brandenburg zurück. Der Braunschweiger witterte Krieg. Herzog Magnus sicherte sich für 200 Silbermark wieder den Brückenkopf Oebisfelde¹⁰. 1373 zwang Karl IV. seinen Schwiegersohn zur Abdankung und belehnte sich selbst mit der Kurmark. Nun war er der mächtigste Fürst in Deutschland. Der Braunschweiger wich infolgedessen vor dem Kaiser zurück und gab 1375 die Altmark heraus. Der Erzbischof wagte vorläufig nichts gegen den Kaiser. Nun konnten auch die Obergs mit dem Brückenkopf nichts mehr verdienen. Schulden hatten sie bei allen Nachbarkürsten. Das Zoll- und Geleitrecht waren sie los, die westlich der Aller gelegenen Dörfer desgleichen.

Da die Herrschaft Oebisfelde nicht mehr genug einbrachte, legten sie sich auf das damals übliche Handwerk der Ritter, sie lebten von Raub und Plünderung auf Landstraßen und in Dörfern. Sie bildeten mit den Rittern von der Wolfsburg, von Vorsfelde, von Calvörde, von Flechtingen, von Bahrdorf

¹⁰ Sudendorf, Geschichte des Herzogs von Braunschweig. Band III. Urkunde 263 und Band IV. Urkunde 1370.

und von Weseelingen eine Genossenschaft der gegenseitigen Unterstützung zur Wahrung ihrer bedrohten Lebenslage. Ihre Raubzüge richteten die Obergs zunächst gegen Braunschweig¹¹. In den Jahren 1377, 1380, 1381 und 1384 streiften sie zwischen Kneittlingen, Helmstedt, Bornum, Rautheim, Dibbeadoef, Beyenrode und Bishorn umher. Den Bauern raubten sie Pferde und Rüge und schlugen die Besitzer nieder, falls sie sich widersetzen. So hatten die Obergs einen gewissen Dussmann und dessen Sohn auf dem Gewissen. Die Ritter nahmen aus Oebisfelde eine stattliche Anzahl von Helfern mit. Es war also für die betroffenen Dörfer eine Gegenwehr unmöglich. Mit ihren Vorsfelder Freunden zusammen plünderten sie das Waaghans in Bornum, weil sie reichliche Beute vermuteten. Es fielen ihnen auch vier Bündel Wachs in die Hände, die Brandenburger Kaufleuten gehörten. Sie versuchten, den Obergs die Ware für 25 Silbermark wieder abzukaufen. Da tauchte unversehens ein Oebisfelder Händler auf, Godecke Brandt. Dieser bot 35 Silbermark. Die geschädigten Kaufleute sahen ihre Ware nicht wieder. Das geraubte Gut ging zum größten Teil an den Bahrdorfer Gastwirt Solvede, der es dann schleunigst weiter verschob. Einen Teil der Beute nahmen Helfer in Vorsfelde und Oebisfelde ab. Auch die Stadt Helmstedt wurde von den Obergs angegriffen. Sie trieben dem dortigen Kloster die Rüge fort. Auch Gefangene schleppte man

¹¹ Chroniken der deutschen Städte, Band VI: Braunschweig I. 1968. II. Fehdebuch, S. 26²⁸, 34¹⁷, 42², 42²², 50⁷, 99¹⁶, 97, 101, 117.

mit. Die Obergers flüchteten vor den verfolgenden Helmstedtern hinter den Drömling.

Als sich die Beschwerden über die Obergers häuften, ermannen sich die Braunschweiger und lauerten den Obergers auf. Bisher waren diesen verwegenen Rittern alle Unternehmungen restlos geglückt. Aber am 1. 8. 1384 hatten sie gewaltiges Pech. Vielleicht waren sie in einen Hinterhalt oder in ein Handgemenge mit einem stärkeren Gegner geraten. Im Braunschweiger Ratsbericht lesen wir unter obigem Datum folgendes: „Disse entheden umme de van Oberge willen: Ludecke Drömmeling, Hinrik Wiesener, Berteld Daldorpe, Hinrik van der Gartawe, Hans Kemmerere, Hinrik Begger, Fricke Honhorst, Hinrik Zumann, Bernd Gokelbusse und Woltmann. Disse sulven Landsaten hebben us unde de usen schindet, wur se konden: Alse wi bericht si. Also zehn Helfershelfer enzedden umme de van Oberge willen.“ Ergänzen muß man hier, was der Ratsbericht nicht ausspricht: „entsagten dem Leben“. Auf welche Weise diese zehn dem Leben entsagten, wird nicht erzählt. Sie können gefangen und aufgehängt oder auch im Handgemenge erschlagen worden sein. Einige Jahre mieden die Obergers Braunschweigs Nähe. Bald danach hatten die sich wieder an die Stadt Helmstedt herangemacht und sogar Gefangene mitgeschleppt. Diese Fehde wäre für sie verhängnisvoll geworden, wenn es nicht den Obergerschen Freunden gelungen wäre, eine Urfehde zustande zu bringen. Nun wurde das Treiben der Obergers und ihrer Freunde dem Herzog zu bunt. Er erschien mit einer Schar vor Oebisfelde und nahm den Obergers das Dorf

Meintoth weg. Jetzt wandten sich die Obergers gegen die altmärkischen Dörfer.

Nach Kaiser Karl IV. Tode verlotterte die Mark wieder. Die Raubritter wurden wieder kühn. Nun dachte auch der Herzog von Braunschweig daran, die Altmark wieder in seinen Besitz zu bringen. 1395 und 1399 nahm er die Obergers wieder in seine Dienste, trotz seinem dem Erzbischof gegebenen Versprechen. Im Bunde mit dem Erzbischof fiel der Herzog von Braunschweig plündernd in die Altmark ein. Die Obergers machten sich wieder selbständig. 1402 und 1412 streiften sie mit den Schenken von Flechtingen, den Alvensleben von Calvörde und noch einigen andern Rittern durch die Lehlinger Heide nach Lüdertitz und bis vor die Tore von Stendal und holten sich Kühe und Pferde. Friedrich I. von Hohenzollern schloß mit den Nachbarfürsten Bündnisse. Die Obergers wurden von ihm in der Altmark mit Dörfern belehnt. Köcke, Trippigleben und Dannefeld erhielten sie. Außerdem zahlte der Kurfürst Oberg aus der Hofkammer in Tangermünde alle Jahre 12 Schock böhmische Groschen, und dafür mußte er seine Beutezüge einstellen. Das war 1420. Nun hielten sie viele Jahre Ruhe, bis Friedrich der Eiserne die Zahlungen verweigerte. Da nahmen die Obergers ihre Züge wieder auf, bis

¹² Sudendorf, Geschichte des Herzogs von Braunschweig. Band X, Band IX.

Riedel, Cod. Dipl. Band II. S. 334, 36, 343.

Riedel, Serie II. Band 3. S. 373.

Riedel, Churmärkisches Lehnbuch XV. 139.

Riedel, Cod. Dipl. Brand. Serie II, Band 4, S. 189, 190, 231.

der Kurfürst wieder zahlte. Dies war offenbar billiger, als wenn Oberg plünderte¹².

Fast zwei Jahrhunderte saßen die Oberg auf dem Schloß Oebisfelde. Sie hatten sich in den stürmischen Zeiten des Faustrechts als tapfere, unerschrockene Krieger gezeigt. Günter v. Oberg war der Letzte der hiesigen Ritterlinie. Er war unverheiratet. In seinen letzten Lebensjahren wohnten seine Verwandten und Erben v. Steinberg und v. Borsfeldt mit auf der Burg. Günter v. Oberg gedachte gerne der Zeit des unruhigen Kriegslebens. Er gedachte aber auch dankbar der Stadt Oebisfelde, deren Bürger ihm und seinen Vorfahren so manchen unschätzbaren Dienst erwiesen hatten. So manche Gerechtigkeit hatten die Oberg den Oebisfeldern bewilligt, um der Stadt Wohlfahrt zu fördern. Seine Erben würden sich in Oebisfelde nicht lange aufhalten. Es konnte auch ein Rittergeschlecht folgen, das an der Wohlfahrt der Stadt nicht das notwendige Interesse hatte. Dann konnte es leicht um die Vorrechte der Stadt geschehen sein. Also bat Günter v. Oberg den „lieben und getreuen Rat“ mit den Pergamenten zu sich auf das Schloß. Nachdem alle Urkunden verglichen worden waren, schrieb man alles noch einmal nieder und hängte die Siegel der beiden Vertragsschließenden daran. Die Stadt war dadurch schriftsfähig geworden. Um diese Privilegien entspann sich ein jahrhundertelanger Prozeß, den erst Friedrich der Gr. 1750 beendete, indem er die Stadt als schriftsfähig anerkannte. 1448 starb Günter v. Oberg. Der Erzbischof war nun der Herr

¹² Samuel Walther, Sing. Magd. Band VI. 37

Samuel Walther, Sing. Magd. Teil 6, S. 35 u. 40.

der Oebisfelder Burg geworden. Der Rat der Stadt ließ die mit Oberg festgesetzten Privilegien vom Erzbischof noch im selben Jahre bestätigen. Die Urkunde folgt im Wortlaut:¹³

„Wir, Friedrich, von Gottes Gnaden, Erzbischoff zu Magdeburg, bekennen öffentlich in dissen unsern brüve vor uns und unsern Nachkommen, allen, di an sehn hören oder lesen, daß, nachdem Oebfeld burg und stad mit aller seyner zubehörigen, uns in unsern Stifft von Dodes wegen Gunters von Oberge seel loß un dledig worden is, und di vorsichtigen, unsere lieben, getreuen Burgemeister, Radman und Gemeyne unser Sted Oebesfelde uns und unsern Nachkommen und Capittul eine rechte, ewige Erbhuldigung, di zu halden und di uns unsern Nachkommen und Stifft zu bliben gelobt und geschworen haben. Also haben wir durch sunderliche Gunst und guten getruwen und willen, das wir zu ön haben mit wissen, willen und sulbort des egnnanten unsers Capittuls zu Magdeborg? ön sollichen nachgeschreben Gnade, Freiheit und Gerechtigkeit gegeben und zugestattet und geben ön auch di zu krafft disses brives, alse si di von den van Oberge gehatt haben, und hier von worten zu worten nachfolgen:

„Zum erstenmale sal kein Burger hu Ovesfelde, her sin in der nuwen stad oder in der olden stad zu Ovesfelde wohnhaftig en keyn frei gut haben, es sall den ligen in stad wehre, sundern Hermans hoff von Grabow und sinen Kolgaren sollen frei sin wessermehr, sündler widderspreche un allerley Argelst.

Auch sind da lüde, die da schotes und wackendes ledig

gelassen sin, mit der van Oberge und der Burger willen, dieweile wir und die Burger wollen, und wan wir das nicht mehr zustatten wollen, so sollen si tun, alsotan recht as bre neybere, hoven und beneden tun, hat auch disse selben lide, welch wort mehr wenn eynen, der fall er von tun, alse sin Neyber thut, hoven und beneden. Dar fall auch keyn Man frömet Bier lassen kouffen, er tut des denn mit der Radmanne willen, wer davonn das dede der solde des besseer der Stad mit der Stad köre, das weren zehñ Schillinge.

Vortmehe so sollen die Radmanne sehen das stübichen um Belt, als das wert ist und also dicke, alse er auch die rechte Masse nicht angebe, so soll er gewen der Stad köre, zehñ Schilling strafe zahlen.

Welch Man dar auch ist, Bur oder Burger, varet er hñweg, wanne er an die Brugge kummt mit seynen Burrade, so ist sin Burschafft usse, er behalde dan das sunderlichen mit der Radmanne willen.

Die Kinder, die dar auch sind gezogen und geboren, die behalden bre rechte an der Burschafft, und an dem Werke, alse die von Haldensleve, die da gezogen und geböhren sind.

Welcher Man auch der Stadwere ergerde, es were an Planken, an Muren oder der Graben, sündern unsern und der Radmanne willen, der solde haben verloreit lip und gud.

Wer auch der Stadhegge ergerde, breche oder howele, der solde der Stad geben zehñ Schillinge, möchte er auch des geldes nicht geben, er solde des bessern mit den oren.

Welch Man auch versümet syne wache oder syne



Burgruine
in Obisfelde.



Sakramentshäuschen
aus der
St. Katharinenkirche
in Obisfelde.

Besitzt von dem
Ritter v. Oberg.

Dorhude, den solle man pfanden vor 6 Pfennig, unde wer dar verbede, der solde auch 6 Pfennig geben.

Dar sall auch keyn Man dicker browen, wanne um die vserente woche, und sall auch nicht mehr brouwen, wenn alse des Radesgeseke ist, und nicht mehr, es were danne, das er das dede mit unfern und der Radmanne willen.

Dar sall auch keyn Man mehr frömdes bihers haben, hu St. Peters Dage, wann der Mann 1 Fuder bihers oder 1 Dressing, das schege denn mit willen als vorgeschriuen ist.

Wer dan frömmt Bier hat, der sall der Stad sine Kuffen-Pfennig geben, bynnen 8 dage darnach, das er das biher uffthut, dede her das nicht, so solde er das zwifeld geben.

Auch alsofane Gerechtigkeit mit gravende und brügge zu machende, und die der Wechpfenniges frei sin nach ußwifung des alden brives der von Oberge, darby sall das bliben. De Borgheren graven den wech von der Stat wente to der Alrebrücke und de Lantlüde in dem Werder vöret det Holt darup.

De Borghern grawet of den wech van den queze Dore wente to der Blidenborch un de Lantlüde in den Werder, und de Lantlüde dat vre voret dat Holt darup. De Bure von Mentot maket ene Brugge uppe den Damme un jowell Burman vöret twey voder Holtes alle Jare uppe den Damm, darmede sint se waghene tolendes vri.

De Bure van Velbeke maken ene Brücke und jowell Burman bringt twey voder Holtes daruppe, derwege sint se wech tolendes vri.

De Bure van Dandorp, de maken of ene Brügge, und jowell Burmann bringt twey voder Holtes daruppe, darmede sint se wech tolendes vri.

De van Wastede maken ene Brügge und jowell Burman voret twey voder Holtes, darmede sint se wech tolendes vri.

De van Gravhorst, jowell Burman bringhet twey voder Holtes, darmede sint se wech tolendes vri.

De van Grabau, jowell Burman bringhet twey voder Holtes, darmede sint se wech tolendes vri.

De van Bustedede (der Hoff Bysted vor Obsfeld) maken ene Brügge und jowell Burmann bringhet twey voder Holtes, darmede sint se wech tolendes vri.

Voetmehre alsofane Gerechtigkeit und freiheit alse der Rad von Ovesfelde gehebbt hett, von den van Oberge an tobern, Kuffenpfennige, wechpfennige, an steuer, und wo das si, dar si der Stad beste und besserung uffthun, an muren, doren, brüggen, Zünen, Steynwegen, stouwen und Dorwerders darob zu holdende, alse si das in alder Swonheit gehabt hebben, das sollen si vordan in sothaner were und wise behalden ane unfern und unsern Nachkommen hinder und widerspreche.

Auch also die Borghere zu Ovesfelde allejarlikes uns und unsern Nachkommen auf den Sontag nach St. Mertens-tag pflichtig sin zu geben 12 Mark, dakegen mögen si sich wedder bruchen velt und weyde mit ören vich zu hütende, und gebe Got seyne Gnade, das Mast wörde, so mögen se lassen driuen öre swyn, alwur unser oder unser Nachkommen

swyne drüwen, es were danne, das wan mast wurde und wi ader unser Nachkomen eyne Ecke der holze danne hegen wolden, dar solden der Stad swyne uff bliben und das so halden.

Auch sal ten Burger mer swyne in di mast lassen louffen, wanne so vele alse er des hu siner behulff des Jar ader in sinen Huse behoven werd, wer dar endoven welche kouffte uff vorkouff, di er wedder verkouffen wolde, dar solde er uns und unsern Nachkomen von geben glich als was unsere andern Underlassen deden.

Vortmer die Burger in der nuwen and olden stad zu Ovesfelde wonhaftig, mögen öre Kinder vorgeben und bereden, binnen der stad und buten, wur se willen und mögen sich desglich wedderum befründen buten und bynnen, sunder unsern und unsern Nachkommen hinder und widderprake also fürder, daß es geschehe mit unberüchtigten frommen lüden.

Auch der Burgern hu Ovesfelde, di dar Innunghe und werk haben mit Nahmen: Schomachere, Bakere, Knochenhouwere, Wantfchneider, Schredder, Wegener, Weber. Was die den van Oberge und dem Rade alsehelikes nach örer Wohnheit plegen to gewen, das sollen se uns und unsern Nachkomen und dem Rade auch so geben, dar sal dart vort bin bliben.

Besondere de Wegeners hebben de Macht hu kouffende, velge, speeken und naben buten un bynnen ane unsern un unsern Nachkomen hinder und widderprake, also fürder, das die veigen, was wie ader unser Nachkomen dar haben,

auch hu sich nehmen hu bezahlen, um sothan Gelt als redlik ist und der Kouff darvon ist und uns und unser Nachkomen keyn hinder ane thun.

Auch haben die Burger von uns und unsern Nachkomen die freiheit, daß si sich mögen bruchen der holzer hu örer fürungen und hu Ovesfeld sulch fürholz zu führen, daß in heggen und kniggen nicht gehouwen si und besundern an eychen und birkenholz, daranne uns und unsern Nachkomen Schaden schege, sundern die Drömmlinge ist gemeyne eynem jowelken hu holgende, hu aller syner Nutz und behulff allerwege.

Were auch, daß uns ader unser Nachkomen eyn hus in der Stadt von Dodes oder Gerichts wegen ansalle, das salde frei sin stadrechtes so lange, wanne wie ader unsere Nachkomen das vordeden und vorkoufften, di des bruchende, di solde denne darvon thun alse syn Neyber bowen und beneden deden.

Were auch, das der Burger welch brote, wo die broche huqueme di dar selle an uns, unser Nachkomen und an das Gerichte, das wollen wi ader unse Nachkomen nicht anfallen oder beschedigen, sunder mit Gerichte verfolgen. Was danne das Gerichte uns ader unse Nachkomen von sulches brokes hudelet an öm ader synem Guthe, ob er enwech ginge und des rechten nicht usstahn wolde, dar man solchen broche mit de verholen möchte, dar sal das bin bliben. Wor denne das Gerichte hu schwor würde, darenöchte er büßen nach Gnade.

Sundern openbar Doffleger, Kerkenbreker und wißliche

Dise sollen keynen freden haben, di sal en jowel angriffen und uffhalten na all syner Macht wente an di hern.

Were auch, daß eyn Burger ader eyn Neybar mit dem andern twistlich oder uneyns worden und sich undereinander mit worden ubel handelden, was scheldeword da fallen, also benömet, das si sich nich entslügen ader enwundenden, das mag der Rad twischen öne scheyden und si entrichten ane unsern und unsern Nachkomen widdersprache.

Welch Burger auch der Stad was schuldig ader plichtig were, dar er keyn willen umb enhedde van den Radmennen, den mach der Rad mit unsern und unser Nachkomen wissende und willen solange inlegghen, das er der Stad willen treffe.

Welch Burger auch, dem hier nicht bequemlich were hu wonende, der mach sin Gud verkouffen und enwech süren mit rechte und hihen darmidde, wur öm dat ebenst ist. So fürder, das er danne uns und unsern Nachkomen und der Stad gedan habe, was er öm plichtig si. Doch ist eyn jowel Burger mechtig syner Guder hu verkouffen und hu kehrende, also das öm bequemst is, sunder unser und unserer Nachkomen hinder und widdersprache.

Were auch, das der Burghern Welch uff den Abent by sitende hyt nemlichen eyne Stunde ader hwey mit eynen Wagen vor der Stad queme, dat öm sunderlich macht anleghe, den mag me mit unsern, unsern Nachkomen ader unsern Amtluden wissende, und willen inlassen und Thor öffnen, so fürder das Tor bewaret werde.

Des hu bekenntnisse haben wir unser Inghesigel vor uns und unsern Nachkomen wissentlich an dissen brev hengen

lassen. Und wir Arend Treckow, Thumprobst, Gerad Koneken, Techand und Kapittel der vorgnanten Kirchen hu Magdeborgk bekennen auch öffentlich mit dissen brive, das alle und ygliche Stücke und Artikeln disses brives mit unsern wissen, willen und sulboet geschen sin, und heben des hu bekenntnisse unser Inghesigel an dissen brev lassen hengen, der gegeben ist hu Magdeborgk nach Chr. Geb. 14 darnach im 48. Jahre des Sonnabends nach oktavas Corporis Christi."

Wo die Ritter der Oberg ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, ist unbekannt. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß sie im Schiff der St. Katharinenkirche begraben liegen. Sie waren treue Anhänger der damaligen Kirche und haben den Altären der St. Katharinenkirche mancherlei Stiftungen zugewendet. Zu ihrer Zeit erhielt die Stadtkirche den Chor und das Querschiff 1381. Das von ihnen gestiftete Sakramentshäuschen mit dem Obergischen Wappen ist in der Sakristei von St. Katharinen noch zu sehen.



Wappen der Stadt Oebisfelde

Zu den Raubfahrten der Oberge und ihrer Oebisfelder Helfershelfer in den Dörfern der Altmark ist noch Kiedel, Cod. diplom. Brandenburg. II. S. 334/336/343 folgendes zu entnehmen:

„In der Klageschrift und Schadensrechnung des Markgrafen Friedrich I. von Brandenburg gegen den Erzbischof Günther von Magdeburg, wegen der seit dem Jahre 1412 durch den Erzb. v. Magdeb. und dessen Untersassen in der Mark stattgefundenen Landesbeschädigungen, vom 24. Mai 1420 heißt es:

„Vortmer (ebenso) hat Jan von oberge mit synen hulfern vor dem Dorfe Weterisse genamen Kuge und schaff und swyn, daz unsem borghere eggheer hogen und Hinrich Molen gehorte zu vortedingen, den schaden sy werdigen uf 1½ behm. schog grosch. Das ist geschen in Auesfelde.

Vortmer herman kropel und jode syborch mit oren hulfern haben unsem borger heyne Trustede genomen III pferde czu dem slosse Ouesvelde.

Item hans strobeke, heyne borstel, borchhagen, gode syborch und symon haben tideke ludericze vor dem Dorfe ludericz XXI ackerpferde genomen und sint von ofesfelde czu und abe gereten: den schaden er redelichen achtet uff L behm. schog grosch.

Item symon und ippeke brunkow haben tideke ludericze dem unsen genomen eyn reißig pferd, daz sy legin auesfelde brachten, daz er achtet uff X behm. schog grosch.

Item hans von stendel und hinrik haben czu huseliez genomen VII pferde eynem armen manne, dy sy legin auesfelde brachten, dy pferd der arm man achtet uff XXIII schog behm. grosch.“

Zichtau unter den Herren v. Alvensleben

Von Udo A. E. v. Alvensleben-Wittenmoor.

Der Name Zichtau ist wendisch, die Slawen wanderten seit dem 7. Jahrhundert nach Christi Geburt in die Altmark ein, das Dorf mag demnach über tausend Jahre bestehen. Im Mittelalter lag dicht südlich Zichtau ein anderes Wendendorf, Verchen, das im 15. Jahrhundert wüst wurde. Nach dem Aussterben der reichen Gardeleger Bürgergeschlechter der Hoyaen und Schulten, die Zichtau innehatten, fiel deren Besitz an die Alvensleben. Die Bauernhöfe des Dorfes bildeten einst einen geschlossenen Kreis um die Kirche mit einem Ausgang nach Wiepke und Groß Engersen zu, und einem anderen nach Klöhe, der vielleicht dort, wo jetzt die Gutsteiche liegen, durch Wall und Graben befestigt war. Die Alvensleben hatten hier ursprünglich keinen Wohnsitz, nur einen Meierhof, auf dem die Bauern Dienste leisteten und ihre Abgaben entrichteten. Die Kirche wurde einst vom Pfarrer zu Groß Engersen versorgt, ohne Filial zu sein.

Ludolf VI. von Alvensleben auf Calbe, Pfandherr auf

Sardelegen und Lüchow, erwarb Zichtau um 1420 zusammen mit Berge und Groß Engersen. 1466 belehnte Kurfürst Friedrich II. Eifenzahn Busse VII., Brandenburgischer Obermarschall, Hauptmann der Altmark und Ritter des Schwanenordens, der nach 1491 als alleiniger Lehnsträger des „Hofs, Vorwerks und Walles zu Zichtau mit Mühle und Kirchlehen“ erscheint. Das Gut wurde als Zubehör der Burg Calbe betrachtet. Ludolf VII., Brandenburgischer Rat wie sein Vater Busse VII., vermählt mit Anna v. Moltke, folgte im Besitz von Zichtau, Calbe, Bismarck und Plate.

Dessen drei Söhne, von denen zwei, Busse IX., Domherr zu Havelberg, und Erasmus ohne Nachkommen starben, erbten Zichtau. Der älteste, Ludolf XI. (1510-1562) war Brandenburgischer Rat und Inhaber der Burgvogtei Salzwedel. Er zog 1529 vor Wien gegen die Türken, verkaufte Lehningen an die Hohenzollern 1555, hatte seinen Wohnsitz auf den Burgen zu Calbe und Salzwedel und war in erster Ehe mit Södel von Bülow, in zweiter mit Maria von Veltheim vermählt.

Sein einziger Sohn Ludolf XI., geb. 1546 zu Salzwedel, gest. 1589 zu Zichtau, genannt „der Rote“ nach seiner Haarfarbe, auch „der Reiche“ und „der Stolz“, ist uns in seiner äußeren Erscheinung nach der lebensvollen Marmorfigur seines Grabmals zu Calbe überliefert. Mit seiner Gemahlin, Anna von der Schulenburg aus dem Hause Bechendorf, hatte er nur einen Sohn, „Ludolfulus infans“, der jung starb, die kleine Gestalt auf dem Calbensee Epitaph der Eltern. Ludolf der Rote focht 1568 in Frankreich und

1572 unter Wilhelm dem Schweiger von Oranien gegen Philipp II. von Spanien. Er erneuerte die Kirche zu Zichtau und errichtete seiner Gemahlin einen Wtvenstz zu Groß Engersen. Nach seinem Denkmal zu Calbe wurde im 17. Jahrhundert ein Bildnis für die Galerie zu Neugattersleben gemalt, mit roten Haaren, Rüstung und erhobenen Händen, das sich heute auf Schloß Möckmühl in Württemberg befindet.

Zichtau erbten von ihm die Söhne Joachims I. Den „Roten Krug“ an der vorüberführenden Heerstraße erhielt Ludolf XIII. Die Joachimschen Söhne teilten den östlichen Gesamtbesitz 1592. Alleinbesitzer von Hof und Vorwerk Zichtau mit Zubehörungen wurde Busse Claamor, Domherr zu Magdeburg, dem anteilig außerdem die Herrschaft Calbe und das „Mießer Gericht“ am Drömling zufielen. Jedoch nur für drei Jahre. Er starb bereits 1595 zu Genua und hat vorwiegend am erzbischöflichen Hof zu Halle und Magdeburg gelebt, unvermählt und bekannt als Hypochonder. Von dem prachtvollen Grabmal, das ihm seine Brüder an seiner Grabstätte in der Dominikanerkirche zu Genua setzten und das sein Bruder Sebhard Johann I. auf Erleben dort in Augenschein nahm, befand sich 1770 im Archiv zu Zichtau noch ein Riß. Denkmal und Zeichnung sind verschollen, doch ein glücklicheres Geschick bewahrte sein gemaltes Epitaph, das für die Nikolai-Kirche zu Calbe geschaffen, bei deren Erneuerung im 18. Jahrhundert in die Zichtauer Kirche versetzt wurde, von dort weiter in die Kirche zu Eichau und Uhrsleben, bis es 1937 eine Zuflucht im Bildersaal zu Erleben fand, dessen schönste Zierde es bildet.

Von 1595 ab hat es eine „Haus Zichtau“ genannte Einſte gegeben. Ihr Begründer, Ludolf XIII., der älteſte Sohn Joachims I., beerbte 1595 ſeinen jüngereren Bruder Buſſe Clamor. Ludolf der Fromme, wie wir ihn nennen wollen, kam auf merkwürdige Weiſe dazu, in dem entlegenen Zichtau ſeinen Wohnſitz aufzuſchlagen. Als älteſter Sohn und viertes der 19 Kinder Joachims I. wurde er am 11. März 1555 auf Burg Alvensleben geboren. Er unternahm in ſeiner Jugend Reiſen nach Frankreich, Italien und England, ſtudierte und wurde Hofrat des Biſchofs von Halberſtadt. 33 Jahre war er alt, als ihm Erzleben 1589 mit des Vaters Tode zuſiel. 1590 heiratete er die 16jährige Eliſabeth von der Schulenburg aus dem Hauſe Beekendorf, die ihm in zehnjähriger Ehe neun Kinder gebar, von denen fünf jung ſtarben, und der die Geburt des neunten Kindes das Leben koſtete, am 18. Juli 1600.

Dieſen Verluſt hat Ludolf nie verſchmerzt. Er fiel in Schwermut und verließ Erzleben mit dem Entſchluß, nie dorthin zurückzukehren. Nur ſein Leichnam ſollte einſt an der Seite ſeiner Gemahlin in der Schloßkapelle beſeſt werden. Dieſer Wuſch hat ſich jedoch nicht erfüllt. Er verzichtete auf die Erzleber Güter zugunſten ſeines jüngerſten Bruders, übernahm deſſen Anteil an Calbe und zog ſich in die Waldeinſamkeit von Zichtau zurück, das er 1595 von ſeinem jüngereren Bruder Buſſe Clamor geerbt hatte, um hier in frommen Betrachtungen den Reſt ſeiner Tage, zehn ſtille Jahre, zu verbringen, deren Niederschlag ſeine in ihrer Frömmigkeit ſtarke und für die Hymnengeſchichte wichtige Sammlung von Ge-

beten und Kirchenliedern iſt. Dieſes koſtbare Vermächtnis wird in der Zichtauer Pfarre verwahrt, deren Gründer er war.

Die Zichtauer Kirche hat Ludolf 1589 erneuern laſſen, die Pfarregründung fällt in das Jahr 1596, woraus hervorgeht, daß das Eliſabeths Heimat Beekendorf nahegelegene Zichtau ſich ſchon vor dem Tode der Gattin ſeiner beſonderen Fürſorge erfreut hat. Zur Pfarreſtelle erwarb er den Ackerhof Thomas Günthers für 300 Taler, zum Pfarregehalt ſtiftete er 200 Taler, ſeine Gemahlin weitere 200 Taler und deren Mutter Bertha Sophie von der Schulenburg 300 Taler. Joachim Dalaeus hieß der erſte von Ludolf berufene Pfarrer. Das Gebetbuch Ludolfs des Frommen iſt ein Auszug aus dem ſeiner Schweſter Anna Uſula.

Von Zichtau aus verwaltete Ludolf ſeinen Anteil an der Burgward Calbe. Er baute ein Herrenhaus, ſo wird berichtet, vergrößerte aber wahrſcheinlich nur das von Ludolf dem Roten überkommene. Seinen gelehrten Studien verdanken wir eine weſentliche Vermehrung der Erzleber Lehnſbibliothek. Was Ludolf nicht aufgab, war die Jagd. Bekannt iſt von ihm ein Zuſammenstoß mit den Bauern von Breitenfeld, die ihm und ſeinen Jägern im September 1603 mit Spieß und Senſen entgegenrückten, um Schadenersatz für verwüſtete Acker zu fordern.

Als erſter Alvensleben wurde dieſer Ludolf 1610 in der Zichtauer Kirche, und zwar vor dem Altar, beſeſt. Sein ſchöner, ſetzt an der inneren Norwand ſtehender Grabſtein iſt dort ſahrhundertlang durch eine Holzlade beſchützt worden. Auch Ludolfs Degen verblieb der Kirche. Seine Tochter

Anna Elisabeth (1592-1635) heiratete 1614 Leonhard v. Renim auf Bothenburg und Plaue.

Die Charaktere des 16. Jahrhunderts sind fest umrissen und klar überliefert. Aus vorzüglichen Bildnissen kennen wir Gestalten und Gesichtszüge jener Generationen. Weit weniger deutlich sehen wir die folgenden im 17. und 18. Jahrhundert. Im Gegensatz zur Fülle der überlieferten Bildnisse aller Generationen in anderen Geschlechtszweigen tauchen vom Hause Zichtau erst im 18. Jahrhundert wieder einige wenige Porträts auf.

Drei Söhne Ludolfs des Frommen erbten Zichtau gemeinsam. Der älteste und bedeutendste, Joachim Werner I., bewohnte die Burg Calbe. Dessen Sohn, Joachim Werner II., erwarb Klosterode und gründete das „Haus Calbe-Roda“, das 1822 ausstarb. Sein Enkel, der Kondottiere Werner Ordemar, heiratete die Herrschaft Gossek an der Saale mit einer Erbtöchter Poellnitz.

Das Haus Zichtau setzte Bussso XIII. fort (1600-1654). Mit seinem Bruder Levin Ludolf (1598-1626), der an der Pest in Zichtau starb und in der Saldernschen Gruft der Wunderblutkirche zu Wilsnack beigesetzt wurde, studierte Bussso in Halle, Wittenberg, Jena, Köln und Heidelberg, Sedan und Orleans. Mit der Brandenburgischen Gesandtschaft reiste er 1619 zur Kaiserkrönung Ferdinands II. nach Frankfurt. Über die gemeinsamen Reisen der Brüder durch die Schweiz, Piemont, Frankreich, England, Niederlande bis Sizilien und Malta berichten Bussos inhaltsreiche Aufzeichnungen. Es heißt von ihm, daß er voll gelehrter Kenntnisse und als Schrift-

steller erfahren gewesen ist. Seine familiengeschichtlichen Sammlungen bildeten die Grundlagen der Stemmographie Gebhards XXV. v. Alvensleben, Magdeburgischen Geh. Rats, auf Neugatteraleben im 17. Jahrhundert, einer Hauptquelle der Alvenslebischen Genealogie.

Zu Bussos Lebzeiten durchtobte der Dreißigjährige Krieg die Altmark. 1626 wurde Zichtau durch die Pest aller Einwohner beraubt und von den Kaiserlichen verwüstet. Bussso brachte sich und die Seinen hinter den Mauern Stendals in Sicherheit, bewohnte dann das den Brüdern gemeinsam gehörende Vorwerk zu Calbe, setzte Zichtau wieder instand und kehrte schließlich dahin zurück. Im Erbgang erlangte er Rogäh, Uhrsleben und den Asseburgischen Pfandanteil an Calbe. 1642 trat er in den Ausschuß der altmärkischen Ritterschaft. 1643 sehen wir ihn als Gesandten des Großen Kurfürsten zu den Waffenstillstandsverhandlungen mit Axel Oxenstierna in Stettin. Bussso XIII. starb 1654 am Hof zu Berlin. Sein Leichnam wurde „am 9. Dezember mit einer ansehnlichen Begleitung von Berlin ab nach Zichtau geführt und daselbst am 20. Juni beygesetzt.“

Er hinterließ als Witwe Helena v. Veltheim, die er 1641 in Harbke geheiratet hatte und die 1684 in Zichtau starb und beigesetzt wurde. Drei Töchter starben alt und unvermählt in Zichtau. Eine vierte, Anna Katharina, heiratete Kurt Christian v. Hanstein, lebte und starb als Witwe in Jemmeritz, die fünfte, Agnes, vermählte sich mit Thomas v. Jagow auf Krüden und Scharpenhufe.

Unter den Söhnen Bussos XIII. wurde Zichtau 1681

geteilt. Es entstanden zwei Rittergüter, die „Alte“ und die „Neue Seite“, die erst 1860 wieder vereinigt wurden. Ein schnurgerader Trennungstreich teilte Acker und Gärten; Wiesen, Wald, Mühlen, Krug, Schäferei, Jagd, Gericht, Fischerei, Untertanen, Patronat und Vorwerk Neuhoß blieben gemeinsam. Levin Ludolf II. erhielt das alte von Ludolf dem Roten und Ludolf dem Frommen stammende Herrenhaus, - wahrscheinlich, da es wohl aus Backsteinen war - das „Rote Haus“ genannt. Sein Anteil hieß fortan „Zichtau Alte Seite“. Die „Neue Seite“ nahm Joachim Friedrich I., Bussos jüngerer Sohn. Dieser baute sich ein neues Wohnhaus, das erst 1699 vollendet war und heute noch steht. Hier teilt sich 1681 Zichtaus Geschichte, die wie in den beiden Häusern fortan getrennt zu verfolgen haben. Ein dritter Sohn Bussos XIII. gründete das Haus Berge.

Zichtau „Alte Seite“

Levin Ludolf II. (1654-1702), später Landesdirektor, Kreis- und Kriegskommissar der Altmark, studierte auf der Ritterschule zu Lüneburg, in Wittenberg und am Fürstencollegium zu Tübingen. Er bereiste 1668-1671 die Spanischen Niederlande, ging nach London, Paris, Blois, nahm dort längeren Aufenthalt, zog von dort nach Lyon, Turin, durch Italien bis Neapel, bestieg den Vesuv und reiste über Venedig, Wien, Prag zurück. 1674 brach er wieder nach Italien auf und verbrachte ein Jahr in Genf. Zwischen diesen Reisen war er 1672-1674 Hofmeister des nachmaligen Herzogs August Wilhelm am Hofe Anton Ulrichs zu Braunschweig-Wolfen-

büttel. Levin Ludolf hatte „eine ansehnliche Größe und einen sehr wohl gebildeten Körper“. Außer Zichtau besaß er Schenkenhorst und ein Calbesches Vorwerk.

1683 heiratete er zu Apenburg Anna Lucia v. Alvensleben, Tochter Georg Friedrichs auf Henschknibbe und der Anna Katharina von der Schulenburg-Beehendorf. Seine Tochter Helena Katharina vermählte sich 1712 mit Georg Dietrich I. von Alvensleben auf Berge.

Zu Levin Ludolfs Andenken wurde in der Zichtauer Kirche eine Fahne „von schwarzem Jacquard“ aufgehängt mit dem Wappen und der Devise: „Dieu l'ordonnera“ (Zarnack IV, 348). Auf der Rückseite eine Inschrift, die sich auf den Toten bezog.

Von den Söhnen erbte der älteste, Busse Dietrich I., Calbe und Schenkenhorst. Ein jüngerer, Friedrich Levin, fiel 1709 im Spanischen Erbfolgekrieg.

Zichtau erhielt der dritte, Valentin Joachim III. (1689-1732). Er studierte in Helmstedt und diente 1710-14 als Kornett im Preussischen Kürassierregiment v. Katte. 1720 vermählte er sich zu Schorfow am Malchiner See mit Augusta v. Moltke (1697-1759), die in Zichtau gestorben und beigesetzt ist. Seine einzige Tochter Anna Hedwig (1721-1779) heiratete Levin Ludolf IV. v. Alvensleben (1715-1750), ihren rechten Vetter und Lehnachfolger ihres Vaters. Auch sie starb in Zichtau und wurde dort begraben. Für ihre einzige Tochter Louise Sophia, vermählt mit dem königlich Preussischen General Bernhard

Friedrich v. Eickstedt, erwarb sie Wollenrade im Kreise Osterburg.

Von Levin Ludolf IV ist wenig bekannt. Geboren und gestorben ist er in Schenkenhorst. Studiert hat er in Halle. Bildungsdrang und Kavaliereisen nahmen allmählich ein Ende. Levin Ludolf und Anna Hedwig setzten 1738 das schöne noch erhaltene Parktor aus Sandstein mit bekrönenden Vasen und schmückten es mit ihren Wappen und Initialen. Der ältere Sohn, Carl Ludolf (1746-1813), Konsistorialpräsident, Domdechant und Dompropst zu Merseburg, trat Zichtau seinem Bruder Johann Friedrich VII. ab. Er war vermählt mit Henriette Sophia Frein v. Brandenstein, wurde im Kreuzgang des Merseburger Doms beigeseht und später in eine Gruft der Altenburger Kirche zu Merseburg überführt, an deren Außenwand eine Tafel mit Inschrift angebracht wurde.

Johann Friedrich VII. (1747-1829) war seit 1778 Landrat des Kreises Salzwedel und als solcher maßgebend an der Urbarmachung des Drömlings unter Friedrich dem Großen beteiligt. Er lebte 1770-1787 in Schenkenhorst und erwarb 1792 Groß Engersen durch Tausch von seinen Schwägern zu Neugattersleben. 1787 machte er Zichtau zum Wohnsitz, ließ das alt-ehrwürdige Herrenhaus abbrechen und richtete das bisherige Mühlengebäude zur Wohnung her.

Als Mitbegründer des Elbhufaren-Regiments, des nachmaligen Magdeburger Hufaren-Regiments Nr. 10, besoldete er die von ihm aufgestellten Freischaren selbst und kleidete sie auf eigene Kosten ein. So geriet er in Schulden, die ihn

zwangen, seine einstigen Lehngüter Zichtau „Alte Seite“, Groß Engersen und Schenkenhorst, die von der westfälischen Regierung allodifiziert worden waren, zu verkaufen. Desgleichen erlebte er die Zwangsversteigerungen von Zichtau „Neue Seite“ mit Jemmeritz 1811 und von Berge 1813 unter seinem Schwiegersohn Georg Dietrich III. Mit einem Schlage ging dieser gesamte Besitz verloren.

Johann Friedrichs Gemahlin war Louise Eleonore v. Alvensleben, Tochter Gebhard Augusts II. auf Neugattersleben und der Agnes Friederike Dorothea v. Hardenberg-Oberwiederstedt, eine Schwester des Ministers Grafen Philipp Carl und Base des Dichters Novalis (Friedrich von Hardenberg).

Seine Tochter Charlotte heiratete zuerst Karl Ludwig v. Alvensleben auf Zichtau „Neue Seite“, Jemmeritz und Berge, der beim Schillschen Aufstand in Stralsund fiel, und in zweiter Ehe dessen legitimierten Halbbruder Georg Friedrich III., der diese drei Güter verkaufen mußte.

Charlottens Schwester, die schöne Adelheid Gebhardine, war vermählt mit David v. Katte-Zolchow, der sich als Freiheitskämpfer einen Namen machte und mit den Alvenslebens und den Brüdern Hirschfeld den Aufstand gegen die Fremdherrschaft organisierte. Der Zichtauer Familienkreis bildete eine der aktivsten Zellen in der Vorbereitung der Befreiungskämpfe im Zeitraum 1807-1813.

Johann Friedrich Carl (1783-1853), der Sohn Johann Friedrichs VII, heiratete 1814 Caroline v. Rohr aus dem Hause Sanher (1786-1843). Diese hervorragende

Frau erwarb 1815, drei Jahre nach dem Verkauf, Zichtau „Alte Seite“ und Schenkenhorst, ohne Groß Engersen als Allod wieder zurück. Johann Friedrich und Caroline wurden im äußeren Park zu Zichtau auf einem Hügel beigelegt, nicht weit davon auch das „Leibbroß“ unter einer Steinpyramide.

Doch die Kraft, den alten Besitz, den die Mutter gerettet hatte, zu erhalten, war nicht mehr da. Vier Jahre nach der Mutter Tode, 1847, verkauften die Söhne Zichtau endgültig. Der jüngste Richard (1828-1870), kinderlos vermählt mit Anna Freisin v. Schmising-Korff aus dem Hause Laukitten, Offizier der Gardedukorps, fiel 1870 bei Chatillon-sur-Seine. Richards ältester Bruder, Hugo Divigens, erwarb 1855 Generalka bei Prag, verlor sein Vermögen und fand, im Begriff nach Australien auszuwandern, auf hoher See den Tod. Die anderen Mitglieder dieser Linie in den letzteren Generationen sind ohne Bedeutung.

Zichtau „Neue Seite“

Mit der Historie der „Neuen Seite“ kehren wir noch einmal in die Blütezeit zurück. Bei der Teilung 1681 fiel, wie wir sahen, Zichtau „Neue Seite“ an Johann Friedrich I. (1647-1703). Er studierte in Wittenberg und zwei Jahre in Frankreich, zu Paris und Saumur. Von ihm stammt das 1699 vollendete Wohnhaus dieser Linie. In erster Ehe heiratete er Elisabeth Sophia v. Bülow aus dem Hause Bartow (1652-1698), geboren zu Klein Schwichten, gestorben zu Zichtau. Sie war vorher mit Friedrich Wilhelm v. Redern-Obelsdorf vermählt und brachte Johann Friedrich

1680 aus dieser ersten Ehe die Güter Wolterslage und Königsmark (Kreis Osterburg) mit, die ihr von den Redern verpfändet waren und 1712 wieder eingelöst wurden. Zweite Gemahlin Johann Friedrich I. wurde 1698 Lucia Katharina v. d. Schulenburg, Witwe Valentin Joachims v. Alvensleben auf Henschsnibbe, die auf der Propstei Salzwedel, zum zweitenmal verwitwet, gelebt hat und gestorben ist.

Der älteste Sohn Busse, ein erstaunlich begabter Junge, starb 1693 und wurde in Zichtau beigelegt. Johann Friedrichs Tochter Helena Dorothea (1689-1711) erbte die Redernschen Güter und heiratete 1706 Johann August v. Alvensleben, königlichen Preussischen Kammerherrn auf Exleben, wo ein Denkmal in der Schloßkapelle an sie erinnert.

Ein schwarzweißes Marmor-Epitaph von Michael Helwig in der Kirche zu Zichtau hält das Gedächtnis Johann Friedrichs I. und seiner Gemahlinnen wach.

Friedrich Wilhelm II. (1683-1752) kam als einziger Sohn Johann Friedrichs I in Wolterslage zur Welt, wo seine Eltern also zeitweilig gelebt haben. 1712 lösten die Redern Wolterslage und Königsmark wieder ein. Außer Zichtau besaß Friedrich Wilhelm Anteile an Colbe und Rogätz. Vom Oberhofmeister Friedrich August I. auf Exleben und Henschsnibbe erwarb er Jemmeritz hinzu. Mit seiner Gemahlin Henriette Sophia v. d. Werder aus dem Hause Werdershausen-Gröbzig (1636-1750) ließ er sich in Zichtau besetzen. Seine drei Söhne Johann Friedrich, Ahas Heinrich und Leberecht Emanuel blieben unvermählt. Seine Tochter Katharina Helena (1723-99) heiratete Christoph Werner v. d. Asseburg

auf Günsleben, Amtshauptmann zu Beeskow-Storkow, Domdechanten zu Havelberg, und in zweiter Ehe Adolf Friedrich v. Ditsfurth auf Wegeleben.

Johann Friedrich VIII. (1712-1783), der älteste der tüchtigen, wenn auch unvermählten Söhne, wurde Regierungs- und Konsistorialpräsident zu Magdeburg, auch Domherr zu Merseburg. Friedrich der Große, der ihn schätzte, stand mit ihm in ständigem amtlichen Briefwechsel und ließ durch ihn bedeutende Reformen vollziehen. 1752-1777 besaß Johann Friedrich die „Neue Seite“ mit seinen Brüdern gemeinsam, nach des Generals Achaz Heinrichs Tode 1777 allein. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in Zichtau, starb dort 1783 und wurde in der Kirche beigesetzt.

Achaz Heinrich (1716 - 1777), seit 1766 Königlich Preussischer Generalmajor, Amtshauptmann von Calbe a. d. S. und Gottesgnade, nahm an den Kriegen Friedrich des Großen teil, dessen Gunst er wie sein Bruder sich erfreuten. Nach der ersten Teilung Polens leitete er die Besetzung Westpreußens. 1774-1777 besaß er die „Neue Seite“ und Jemmeritz allein. Sein von „Anna Dorothea Therbusch née de Lisiewska, peintre du roi“ gemaltes und als Stich verbreitetes Bildnis befindet sich in Wittenmoor. Nachdenkliche blaue Augen blicken aus einem von Wein und Wetter geröteten Gesicht mit zahnlosem Mund unter gestutzter Perücke. Die schwerfällige Gestalt im blauen Generalsrock mit roten Aufschlägen, silbernen Treppen, nachlässig geknöpfter Weste aus gelbem Sammet und schwarzer Halsbinde, ist virtuos gemalt.

Als Chef eines Regiments starb General Achaz Heinrich

1777 in Friedeberg (Neumark), wo er das spätere Rathaus bewohnte. Dort ruht er in der Stadtkirche, „in der die Offiziere, deren Liebe und Achtung er in vorzüglichem Grade genoß, ihm ein Denkmal stifteten“, und zwar ein großes allegorisches Gemälde von Bernhard Rohde, das sich jetzt auf Schloß Erxleben II befindet, mit der Inschrift: „Praefecto equitum, forti, pio, commilitones, amici“.

Haus Zichtau („Neue Seite“) - Berge

1783 starb mit dem Regierungspräsidenten Johann Friedrich VIII. der Stamm Johann Friedrichs I. aus. Die Erbfolge in Zichtau trat das Haus Berge an, der Stamm Achaz' IV., des jüngsten Sohnes Busses XIII.

Hier beginnt der Verfall. Zwei Brüder waren die Erben, Levin Ludolf III. (1718-1792), der mit der Tochter des Predigers Schröder zu Berge kinderlos verheiratet in Berge lebte, und Georg Dietrich III. (1727 bis 1810), Preussischer Kürassier-Rittmeister, geboren und gestorben zu Berge. Aus seiner später getrennten Ehe mit der Tochter des Kaufmanns Hansen in Leipzig wurden zwei Kinder geboren, darunter der Schillkämpfer Karl Ludwig. Aus seiner illegitimen Verbindung mit Klara Wilhelmine Bodenburg in Gardelegen gingen im Zeitraum von zwölf Jahren, 1780-1792, drei Söhne hervor, die in Klöche, Weserlingen und Zichtau zur Welt kamen. Wegen ihres guten Aussehens und ihrer erfreulichen Eigenschaften wurden diese Söhne auf Befehl König Friedrich Wilhelms III. später legitimiert.

Schon vor dem Erbanfall von Zichtau 1783 hatte Georg

Dietrich II. Berge seinem Bruder Levin Ludolf II. verkauft, der in Berge blieb, während er selbst in Zichtau Wohnsitz nahm. 1792 bereits fiel ihm Berge durch den Tod seines Bruders wieder zu. In einer Epoche sinkenden Traditionsgefühls und der Auflösung aller älteren Grundlagen hat Georg Dietrich II. diesen gesamten Besitz zugrunde gehen lassen. Er erlebte den Zusammenbruch nicht mehr. Kriegszeit und Maßnahmen der westfälischen Regierung gaben den Todesstoß.

Sein ehelicher Sohn Karl Ludwig, geboren 1767 in Berge, vermählt 1792 mit Charlotte v. Alvensleben aus dem Hause Zichtau „Alte Seite“, Tochter des Landrats Johann Friedrich VII. und der Eleonore Louise v. Alvensleben aus dem Hause Neugatterleben, fand 1809 beim Schill'schen Zuge in Stralsund den Heldentod.

Die Güter fielen daher 1810 beim Tode des Vaters an Georg Dietrich III. (1780-1825), den ältesten der legitimierten Söhne, der wiederum 1811 die Witwe des gefallenen Karl Ludwig, Charlotte, geborene v. Alvensleben (1775 bis 1845) heiratete, die ihrem ersten Gemahl neun, dem zweiten drei Kinder gebar. Unter Georg Dietrich III. trat die Katastrophe ein. Nach fast 400jährigem Besitz der Güter kamen Zichtau „Neue Seite“ und Jemmeritz 1811 zum Verkauf, Berge 1813 zur Versteigerung. Vielleicht, und man möchte es zum Trost annehmen, waren auch hier dem Befreiungswerk zu große Opfer gebracht worden. Georg Dietrich III. und Charlotte „wandten sich nach Schlessen und starben fern ihrer Heimat“.

Buffo (1792-1879), der in Zichtau geborene jüngste von den legitimierten Söhnen Georg Dietrichs II., endete nach abenteuerreicher Laufbahn als Preussischer General, Oberstallmeister und Generaladjutant Herzog Ernsts von Sachsen-Koburg-Gotha, der der ältere Bruder des Prinzgemahls Albert von England war. Er nahm auch am Schill'schen Zuge teil, geriet beim Tode seines Bruders Karl Ludwig zu Stralsund in Gefangenschaft und wurde beim Kriegesgericht in Wesel von den Franzosen zum Tode verurteilt. Ein französischer Unteroffizier, „durch die Anmut seines Wesens und Aussehens betroffen“, verhalf ihm zur Flucht. Als koburgischer Offizier geriet er 1811 beim russischen Feldzug in russische Gefangenschaft und nahm, erneut befreit, an den Freiheitskriegen teil. 1818-1820 in Jena studierend, kam er mit Goethe in Berührung und gewann den Dichter Rückert sowohl wie Christian Friedrich Stöckmar, den späteren Ratgeber Königin Victorias, zu Freunden. Als Flügeladjutant am koburgischen Hof seit 1830, wurde Buffo zu fürstlichen Brautwerbungen und anderen diplomatischen Missionen u. a. nach Petersburg und Berlin entsandt. Er stellte die Prinzen Ernst und Albert an verschiedenen Höfen vor, begleitete den späteren König Leopold I. von Belgien, der als Kandidat für den griechischen Thron auftrat, als Adjutant und leitete Verhandlungen, die zur Vermählung Prinz Alberts und der Königin Victoria führten, deren beider Vertrauen er besaß. Die Königin ließ von einem nach Koburg entsandten Künstler Buffos Bildnis malen und erklärte: „Ein solches Leben sollte

nicht spurlos vorübergehen, solche Denkmäler der Vergangenheit sollten aufbewahrt werden".

Von den übrigen Gliedern dieses Zweiges ist wenig zu sagen. Viele heirateten unter dem Stande, viele starben unvermählt, einer in Ostindien, der andere in Chile, ein dritter als Plantagendirektor auf Java. Die meisten wurden Offiziere, zwei auch im Ruhestande Steuerkontrolleure. Das 19. Jahrhundert brachte kurz vor dem Erlöschen eine ziemliche Personenzahl. Viele der weiblichen Glieder blieben ehelos, aber wo sie heirateten, zeigten sie sich mehr als die Männer bestrebt, es in ihrem Stande zu tun.

Das Haus Zichtau-Berge ist im Mannesstamm erloschen. Bertha, die Enkelin des Schillkämpfers Karl Ludwig, ruht als Letzte ihrer Linie auf dem Erbbegräbnis zu Wittenmoor.

Das Gut Zichtau „Neue Seite" wurde 1811 vom Kreisamtmann Sölbrieg erworben, dem vormaligen Pächter von Berge, der die Umgebung von Zichtau durch Parkanlagen verschönerte, die jedoch längst wieder verschwunden sind. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden beide Güter wieder zu einem vereinigt durch die Familie v. Sößler, die Zichtau heute noch besitzt. Aus diesem Hause stammt Christa v. Sößler, Gemahlin Ludolfs v. Alvensleben, Königlich Preussischen Regierungsrats, Dr. jur., auf Calbe I. Beim Verkauf von Zichtau „Alte Seite" waren, wie in den Sutsalten zu lesen, 8000 Schafe vorhanden. Der Prediger Sülmann zu Mehrin berichtete 1935 dem Verfasser, sein Bruder Freyh hätte sich noch erinnert, daß das Zichtauer Archiv das wichtigste Dokument enthielt und das Wohlbrück noch benutzt

hat, nach dem Verkauf in den 1850er Jahren in mehreren Fuhren auf den Acker gefahren und verbrannt wurde.

Indessen haben einige Teile der Besitztümer von Zichtau ihren Weg in das Alvenslebensche Geschlecht zurückgefunden. Das Epitaph Busse Clamors wurde schon erwähnt. 1937 kaufte Joachim v. Alvensleben auf Sülldorf die Försterei Neuhof, das einstige Vorwerk, mit 2 500 Morgen Wald zurück. Das Revier liegt an den Zichtauer Bergen und blickt über den Drömling hin gegen Lappwald und Harz. Nach Wittenmoor gelangten einige Ahnenbilder, sowohl der „Alten" wie der „Neuen Seite", Möbel des 18. Jahrhunderts aus dem zerstörten „Roten Hause" auf der Schloßinsel und eine alte Uhr (vom Hause Zichtau-Berge), deren Zifferblatt statt der Zahlen die Buchstaben des Namens Alvensleben trägt und die in der Todesstunde jedes Familienmitgliedes ein Schnurren hören läßt und stehen bleibt. Um ihr diesen Ruhm zu lassen, wird sie seit langem nicht mehr aufgezogen.

Kirche.

Die älteste Zichtauer Kirche, sicher wie alle altmärkischen im 12. Jahrhundert aus Feldsteinen erbaut, hier ein rechteckiger, flachgedeckter Raum mit offenem Glockenstuhl auf dem Westgiebel, wurde im 16. Jahrhundert durch Ludolf den Roten erneuert. Ludolf XIII., der Fromme, der die Pfarre stiftete, wird auch zur Ausstattung der Kirche beigetragen haben, worauf die bevorzugte Lage seines Grabes vor dem Altar schließen läßt. Bezeugt ist es nur vom Altarbild des heiligen Abendmahls

Nach der Teilung von 1861 erweiterte man die Kirche querschiffartig in Höhe des Chores. In diesen Anbauten wurden über neuen Gräbern die Herrschaftsstühle der Häuser „Alte“ und „Neue Seite“, einander gegenüber angelegt, mit Stukkatur, Kaminen und Wappen. Die ältere Gruft zieht sich unter der ganzen Kirche hin und steht voller Särge, über die das Kirchenbuch nicht vollständig Auskunft gibt. Während in der neuen Gruft an der Südseite nur zwei Särge stehen, einer davon reich verziert mit Wappen, einem Kreuzifix und früher sogar noch einer darauf liegenden Lanze, deren man sich noch erinnert, ist die an der Nordseite mit Särgen vollkommen gefüllt. Am Südportal steht in spät-barocker Umrahmung die Inschrift:

„J o h a n n F r i e d r i c h (VIII., Herr der „Neuen Seite“, Präsident der Regierung zu Magdeburg) und C a r l L u d o l p h (Herr der „Alten Seite“, Domdechant und Konsistorialpräsident zu Merseburg) Gevattern von Alvensleben, haben Anno 1779 diese Kirche verbessern und den Thurm errichten lassen.“ Darunter das Wappen und Ordenskreuz. Auch die längere der beiden Glocken wurde damals gestiftet.

Demnach verdankt die Zichtauer Kirche ihr heutiges Aussehen diesen beiden verdienstvollen Männern. In dieser einfachen Gestalt, die Feldsteine verputzt, die neueren Teile und der dem Westgiebel aufgesetzte, mit einer „Haube“ bedeckte Turm in Fachwerk, steht das kleine Gotteshaus, von einer Feldsteinmauer umgeben, unter alten Linden friedlich auf dem Dorfplatz. Einfach und altertümlich, frei von späteren Zutaten, zeigt sich das I n n e r e. Der Barock-Altar trägt die Inschrift:



Barock-Epitaph in der Zichtauer Kirche.

„Ise, Helena, Dorothea, Elisabeth, Sophia, Geschwister v. Alvensleben haben Gott zu Ehren und der Kirchen zum Zierrath diesen Altar machen lassen, Anno 1696.“ Dazu den Spruch Matthäus 26, Vers 26.

Die Töchter des Landesdirektors Levin Ludolfs II. („Alte Seite“) und der Anna Lucia v. Alvensleben aus dem Hause Jfenschnibbe sind die genannten Stifterinnen. Auf dem unteren Gemälde ist das Abendmahl, auf dem oberen die Auferstehung Christi dargestellt. Der brokatene Altarbehang aus dem 18. Jahrhundert ist mit dem gestickten Wappen Alvensleben und Werder geschmückt, dabei die Initialen H. S. v. A. geb. v. d. W. Darunter J. S. v. A. 1781. Da Henriette Sophia von dem Werder bereits 1750 gestorben ist und ihr Gemahl Friedrich Wilhelm hieß, muß ihr Sohn, Johann Friedrich VIII., der Präsident der Magdeburgischen Regierung, den wahrscheinlich von seiner Mutter gearbeiteten und wohl nicht mehr vollendeten Altarbehang ihr zu Ehren 1781 gestiftet haben.

Das Taufbecken trägt die Initialen Levin Ludolfs II. und der Anna Lucia mit dem Alvenslebischen Doppelwappen unter Krone und Palmzweigen. Darüber schwebt ein hölzerner Taufengel.

Die geschnitzte Kanzel zeigt am Kanzelkorb die vier Evangelisten, an der Treppe die Verkündigung Mariä und die Austreibung aus dem Paradiese. Am Schalldeckel erkennt man wieder Doppelwappen und Initialen von Levin Ludolf II. und der Anna Lucia, denen die Kirche also ihre ganze barocke Ausstattung verdankt.

An der nördlichen Prieche sind die gemalten Doppelwappen Alvensleben-Veltheim und Alvensleben-Bülow zu sehen. Sie beziehen sich auf Busse XIII. und Helena v. Veltheim-Harbte sowie Johann Friedrich I. und Elisabeth Sophia v. Bülow, verwitwete v. Redern, darunter die Sprüche Joh. 3 und 1, Thimotheus 4.

Aber einem Grufteingang liest man die Inschrift: „Gehe ein zu Deines Herren Freude.“

Auch zwei Monumente besitzt die Kirche noch, die deren sicher einst mehr hatte, was schon aus der Entfernung vom Denkmal des Domherren Busse Clamor hervorgeht. Das wichtigste ist der wohlerhaltene Grabstein Ludolfs III. des Frommen von 1610, in vollem Krieges Schmuck, sichtbar porträtähnlich, eine vorzügliche Arbeit. An den Ecken vier Ahnenwappen. Das andere, ein reiches Barock-Epitaph aus Marmor, errichteten die Kinder Johann Friedrichs I., der das noch stehende Herrenhaus der „Neuen Seite“ erbaute, ihrem Vater und dessen zwei Gemahlinnen, Elisabeth Sophia v. Bülow, verw. v. Redern, und Lucia Katharina v. d. Schulenburg, verw. v. Alvensleben-Jfenschnibbe. Das schöne Denkmal, ein Werk Michael Helwigs aus Helmstedt, der viele Epitaphe für die Alvensleben geschaffen hat, zeigt nur die Wappen der Verstorbenen nicht ihre Bildnisse.

Die Inschriften lauten:

„Dem hoch wohlgebornen Herrn Herrn Johann Friedrich von Alvensleben auf Calbe, Zichtau, Schenkenhorst, Wolterslage und Königsmark, seines geschlechts seniori, welcher adelich geboren den 9. octobr. MDCXLVII, zweimal sich glücklich

vermählet mit denen wolgeborenen Frauen

1. Frau Elisabeth geboren von Bülau, vormalis verwittibten von Redern, den 21. Nov. MDCLXXX, und mit dieser erzeugt Bussen, so im 12. Jahr die Welt gesegnet, Friedrich Wilhelmen und Helene Dorotheen von Alvensleben nebst einer todtgebohrnen Tochter, worüber die Frau mütter den geist aufgegeben den 1. martij. MDCXCVIII und

2. Frau Lucien Catharinen, geboren von der Schulenburg, ehmalis und nun anderweit verwittibten von Alvensleben, und mit derselben erzeugt Amalie Dorotheen von Alvensleben, rühmlich gelebet LVI jahr 2 Tage, Seelig gestorben den 11. octobr. MDCCIII, haben dieses Denkmal setzen lassen dessen hochbetrübtteste Kinder.“

Landtschaft und Bauten.

Die Landtschaft von Zichtau ist eine der schönsten der Altmark. Das Tal, in dem es liegt, ist die engste Stelle der Hellberge und wahrscheinlich eine uralte Durchgangsstraße durch das sonst unwegsame Hügelland. Im Mittelalter war Zichtau brandenburgischer Grenzoert gegen das Lüneburgische Amt Klöße. Die Gegend wurde von Wegelagereen unsicher gemacht. „Aber Wartberg und Tempelberg geht südwärts von Zichtau ein Waldspad zum Stufenberg. Die Aussicht von hier ist die schönste und umfassendste im Lande. Man sieht fast alle Städte der Altmark, und im Südwesten wird der Blick durch den Brocken begrenzt. Nur die herrlichen alten Eichen, die einst hier standen, sind gefallen, und der „Platz zu den elf Quellen“, von dem einst die Rede war, ist spurlos verschwunden. Das Land war vor der Drömlingsentwässerung und der Regulierung der benachbarten Flüsse wasserreicher. Kiefern-

wald bedeckt heute Höhen und Täler der Hellberge, mit Birken und Eichen durchsetzt, im Spätsommer von blühendem Heidekraut rot umsäumt, und weithin ist der blaue Höhenzug über die altmärkische Niederungen hin sichtbar.“

Heerstraße und Handelsweg von Hamburg und Lübeck über Salzwedel nach Magdeburg und Obersachsen zogen dicht an Zichtau vorüber, der zum Gute gehörende „Rote Krug“, dessen stattlicher, von Linden beschatteter Fachwerkbau noch steht, war Poststation. Auch der Verkehrsweg von Berlin nach Hannover, der einst das Sumpfsgebiet des Drömlings zu umgehen gezwungen war, berührte Zichtau im Abschnitt Gardelegen - Klöße - Oshorn. Hohenzollern und Welfen sind hier vorübergezogen.

Die Herrenhäuser:

Alte Seite. Das alte, von Ludolf dem Roten erbaute und von Ludolf dem Frommen erneuerte oder erweiterte Schloß, das seit 1689 der „Alten Seite“ den Namen gab, wurde bald nach 1787 durch den Landrat Johann Friedrich VII. abgebrochen. Es war ein Steinhaus, vermutlich aus unversputtem Backstein, daher das „rote“ genannt, von Wassergräben umzogen, deren Reste wir in den Teichen erkennen. Der Bauzeit nach war es in Renaissanceformen errichtet, und, da die beiden Bauherren reich und kultiviert, dazu in den damals prächtigen Schlössern Calbe und Exleben beheimatet waren, wird man sich den Bau und seine Einrichtung dementsprechend vorzustellen haben, wenn auch nicht allzu groß,

denn Zichtau war nur ein besestigter Sitz in unsicherer Gegend, keine Burg.

Schon sechzehn Jahre nach Ludolfs des Frommen Tod scheint dies Gebäude 1626 bei der Verwüstung Zichtaus zum Opfer gefallen zu sein. Die Wiederherstellung durch den gelehrten Busse XIII., noch während des Dreißigjährigen Krieges, mag wenig von den älteren Kunstformen übrig gelassen haben. Ob später noch andere Umbauten erfolgt sind, weiß man nicht. Im Innern jedenfalls ist es, nach den erhaltenen Möbeln und Bildern zu urteilen, im 18. Jahrhundert mit feiner Kultur eingerichtet gewesen. Abbildungen gibt es nicht mehr. Die Schloßinsel war von Steinmauern eingefast. Der mit einer Kastanien-Allee bestandene Damm ist noch da, der zwischen den Teichen vom Gartentor an der Landstraße auf die Mitte der Südfront des Hauses zuführte, vor der noch eine Brücke zu passieren war. Südwärts, in Verlängerung dieser Achse, führte ein zweiter mit Hainbuchen bepflanzt Damm zwischen weiteren Stauteichen zum Walde, der ringsherum greift. Der Mühlbach, der die Schloßgräben speiste, fließt noch an alter Stelle überdeckt vor der Westseite der Mühle entlang, die unter Johann Friedrich VII., zum Gutshaus „Alte Seite“ ausgebaut wurde, mit Kokoletüren aus dem abgebrochenen älteren Hause darin. Dies einstige Mühlengebäude wird noch von den Gutsherren bewohnt. Die Mühle, früher einstöckig, im 19. Jahrhundert zwiefach aufgestockt, stand im rechten Winkel flankierend zum verschwundenen alten Hause, dessen genaue Lage, Front nach Süden, sich noch aus der Umgebung ergibt. Es hatte viel unbewohnt gestanden, da Schenkenhorst

seit 1702 zumeist als Wohnsitz bevorzugt wurde. Dadurch war es in Verfall geraten und zum Rattenest geworden. Kokoletüren, von denen leider eine Anzahl beim Ausarbeiten in Gardelegen verbrannt ist, befinden sich vom alten Bestande noch im heutigen Hause.

Neue Seite. Das 1691 erbaute Gutshaus „Neue Seite“, ein zweistöckiger Fachwerkbau von sieben Achsen mit Walm und zwei Flügeltüren in der seitlichen Verlängerung, liegt am heutigen Wirtschaftshof, dessen Gebäude, Stallungen, Scheunen und Brennerei im wesentlichen noch die alten sind. Ein Graben trennte früher beide Güter. Über der Haustür stehen die Wappen Alvensleben-Bülow, also die des Erbauers Johann Friedrich I. und seiner ersten Gemahlin Elisabeth Sophia, Herrin von Wolterslage und Königsmark. Durch eine Halle betritt man das auf der Nordseite vorgebaute dreistöckige Treppenhaus, in dem eine herrschaftlich breite Eichtreppe rings herum bis ins Dachgeschoß hinaufführt. Unten ein Portal mit Glasür. In den Wohnräumen des oberen Stocks lebt gegenwärtig (1939) Frau v. Gofler, geb. v. Pappenheim. Das einzig Merkwürdige ist sonst die Decke eines Erdgeschoßraumes mit dem großen Alvensleben-Wappen in Stück daran.

Gärten.

Ursprünglich bestanden wahrscheinlich nur kleine geometrisch angelegte Ruhgärten mit Hecken und Laubengängen. Indessen haben sich Spuren kunstvollerer Anlagen aus dem 18. Jahrhundert erhalten. Westwärts, in der Querachse des zerstörten Herrenhauses „Alte Seite“, bestand ein rechteckiges,

von Alleen flankiertes Gartenparterre, das in den Grundlinien noch erkennbar ist, östlich davon in der Mitte ein rundes Wasserbecken. An der Westseite stehen zwei Sandsteinfiguren, Ceres und Venus mit Delphin, im nahen Boskett eine dritte, Herkules, am Sockel datiert 1709, alle zu einem Zyklus gehörend, ferner ein Putto, sämtlich gute Arbeiten, von denen es jedoch heißt, daß sie aus einer anderen Anlage stammen.

Die nördlichste dieser Alleen, ursprünglich scheinbar vierreihig, ist noch in drei mächtigen Buchenreihen erhalten und verläuft über das Parterre hinaus bis zum Jemmeritzer Weg. Nördlich des zerstörten Herrenhauses erkennt man ein regelmäßig bepflanztes Boskett, aus dem ein alter Hainbuchengang, nicht ganz gerade und wegen des Sumpfes daneben nicht ganz in der Mitte, nordwärts führt, wo Hopfendämme und Sumpfland die Gärten einst begrenzten. Der heute bewaldete Hügel nordwestwärts trug einst eine Kirschplantage.

Vor der Nordseite des Hauses „Neue Seite“ von 1691 lag ebenfalls eine regelmäßige Anlage, deren Mittelachse auf das Treppenhaus orientiert war. Diese schnitt zwei „Ronds-points“ von sehr ausgewachsenen Hainbuchen, die einst kurz gehaltene Hecken waren. Den Resten nach war dieser Garten auch seitlich von Buchenhecken begrenzt. Beide Gärten sind zusammengezogen und, als Landschaftspark behandelt, reizvoll durch alte Koniferen, Rhododendren, das Rauschen der Bäche, kleiner Wasserfälle und zweier Springbrunnen. Teiche, Quellen, von starken Eichen umrahmte Wiesen, Alleen und bewaldete Hügel bilden den Hintergrund.

Am Mühlengerinne, das eine Kaskade bildet, befindet sich

eine Steintafel mit der Inschrift „Johann Friedrich, Carl Ludolph, Gevettern von Alvensleben 1738.“ Der Torpfeiler am Nordgiebel des einstigen Mühlen-, jetzigen Gutshauses trägt eine von der abgebrochenen Ziegelei Jemmeritz stammende Wappentafel mit Inschrift: „Valentin Joachim (III.) v. Alvensleben, 1682“.

Die alte Schäferei lag am Westausgang von Zichtau, eine zweite auf dem Vorwerk Neuhof, eine dritte am Wege nach Jemmeritz.

Malerisch ducken sich die runden alten, von den Bewohnern gemeinsam gebrauchten Dorfbäcköfen abseits von den Wohnhäusern unter den hohen Bäumen des Waldes, der das Dorf umschließt. Aus Feld- und Ziegelsteinen mit Lehm erbaut, haben sie das Wüstwerden der Döfer im Mittelalter überdauert und sind oft ein sicherer Hinweis dafür, wo solch Dorf gestanden hat. Noch heute findet man im Zichtauer Walde auf der Wüstung *D r e w e s t* Überreste alter Bäcköfen, Lehmhaufen, von geschwärzten Steinen durchsetzt, von Wildschweinen durchwühlt und mit Gras bewachsen.

Die gefühlvolle Schilderung eines Unbekannten vom 16. November 1809 führt uns zur Franzosenzeit von Wieple aus in den Zichtauer Wald: „..... vor meinen Augen die hohen, braunen (mit Heide bewachsenen) Berge. Aber mehrere, mit Holz bestandene Hügel gelangt man zu der sogenannten Hölle, in eine tiefe, von drei Anhöhen gebildete, mit dickem Gestrüpp bewachsene Schlucht. Wenn man in diese dunkle Wildnis hinabschaut, wird einem schaurig, ich fühlte mich glücklich in melancholischem Hinbrüten über wehmütigen Empfindungen.“

Heer v. Alvensleben (Johann Friedrich VII.) war mein Führer durch diese reizende Gegend. Unser Lustgang führte den „Bohlweg“ entlang durch ein von Buchen, Haseln und Eichen verschlungenes Hölzchen, neben dem „Verchel“ vorbei nach dem „Ochsenkeller“, eine Schlucht ähnlich der „Hölle“, nicht so wild, aber wie jene ausgezeichnet durch einen Bach, der sich mühsam durch dies Thal den Weg bahnt.

Die Rückkehr leitete uns durch malerisch schöne Naturparthien. Unter der Anhöhe entsprang der romantische Bach in mehreren Quellen, hinter uns der „Lange Berg“, der Heros unter den altmärkischen Bergen, aber was ist er gegen den Montblanc und dieser gegen den Chimborasso!

Der Wald wird erst seit 1850 planmäßig bewirtschaftet. Früher waren die Hügel mit Heide, Birken und alten Eichen bedeckt und dem Vieheintrieb überlassen. Der Amtmann Solbrig ging soweit, zur Pückerzeit die Zichtauer Berge großzügig als Park zu behandeln. „Birkenpflanzungen und Nadelhölzer“, so heißt es bei Parisius, „zierten bisher kahle, sandige mit Heidekraut bewachsene Hügel. Überall gab es mit Bäumen eingefasste Parkwege, an Aussichtspunkten Ruhebänke, an Steigungen Treppen mit Geländer, auf Höhen Birkenhäuschen und hölzerne Tempel. Aber die Hügelkette südlich des Dorfes, über den Wartberg, den Tempelberg, den großen und kleinen Stufenberg, zieht sich ein prächtiger Waldpfad zum Stakenberg, dessen Aussicht die schönste und weit umfassendste der Altmark ist.“

Literatur:

Entscheidende Anregungen für die vorliegende Arbeit dankt der Verf. Gesprächen mit Herrn Pfarrer Paul Pflanz, Kloster Neuendorf, und zahlreichen seiner Aufsätze in „Lieb Heimatland“, Monatsbeilage des „Gardeleger Kreis-Anzeigers“ 1925—1938.

Ferner:

v. Mülverstedt, Codex diplomaticus Alvenslebenianus, 4 Bde, 1879—1900.

S. W. Wohlbrück, Geschichtliche Nachrichten von dem Geschlechte v. Alvensleben und dessen Gütern. 3 Bde, Berlin 1819—1829.

Kretzschmar, Geschichtliche Nachrichten von dem Geschlechte von Alvensleben seit 1800. (Ergänzungsband zu Wohlbrück). 1930.

G. L. Zarnack, Die Geschichte des hochadeligen Geschlechts derer v. Alvensleben, 4 Bde Manuskript, 1775—1776 (v. Alvenslebenschsche Lehnbibl. Erxleben).

Parisius-Brinkmann, Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Gardelegen. Halle a. d. S. 1897.

H. Dietrichs und L. Parisius, Bilder aus der Altmark, Hamburg 1883.

Hildebrandt, Die Grabsteine und Epitaphien adeliger Personen in und bei den Kirchen der Altmark. Gardelegen 1868.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Zum Geleit	3
Dr. Hermann Schröder, Jena: Der geologische Aufbau der Umgebung von Gardelegen	5
Pfarrer Paul Pflanz, Kloster Neuendorf: Flintdolche aus dem Kreise Gardelegen	67
Studienrat Dr. Eduard Schulze, Elsterwerda: Der mythologische Gehalt der altmärktischen Sage	80
Pfarrer Otto Reichmann, Winterfeld: „Das Gold im Stod“	101
Pfarrer Lic. theol. Friedrich Franz, Gardelegen: Magister Johannes Scharlach, der erste Superintendent zu Gardelegen	119
Oberstudiendirektor Dr. Edwin Ritter, Gardelegen: Beiträge zur Geschichte des höheren Schulwesens der Stadt Gardelegen in den Jahren 1709-1711	156
Hans Dettmer, Höddingen: Der Windmühlenberg bei Höddingen ein Königgrab?	181
Lehrer Ernst Schumann, Obisfelde: Die Ritter v. Oberg in Obisfelde von 1269-1448	187
Dr. Udo A. E. v. Alvensleben, Wittenmoor: Zichtau unter den Herren v. Alvensleben	219

Im Verlag Grimm-Sohn erschien im Jahre 1937 Band 1 vom

Heimatbuch

Beiträge
zur altmärkischen Heimatkunde

Herausgegeben zum 10 jährigen Bestehen des Vereins
für Heimatkunde im Kreise Gardelegen

Das große Interesse, welches Band 1 in weiten Kreisen gefunden hat, legt es nahe, daß mancher, der zuerst Band 2, 3 oder 4 in die Hände bekommt, auch Band 1 gern besitzen möchte

Wir geben nachstehend einen Auszug aus dem Inhalt:

- Dr. E. Ritter: Zum 10 jährigen Bestehen des Vereins für Heimatkunde im Kreise Gardelegen e. V.
- P. Schumacher: Zehn Jahre Vorgeschichtsforschung im Kreise Gardelegen.
- P. Pflanz: Heimat Gardelegen.
- P. Schumacher: Mittelalterliche Keramik in der Töpferabfallgrube auf der Wüstung Gropendorf bei Gardelegen.
- Dr. E. Ritter: Einige Beiträge aus der Urkundensammlung unseres Heimatmuseums zur Rechtsgeschichte und Rechtsprache des Mittelalters.
- O. Reichmann: Der Schnitzaltar im hohen Chor von St. Marien zu Gardelegen.
- Dr. E. Kästner: Zur Musikgeschichte der Stadt Gardelegen im Zeitalter der Reformation.
- A. Klatt: Zur Geschichte der Justizorganisation in Gardelegen.
- P. Schumacher: Der „Hhmeier“.
- St. Franz: Beiträge zur Erforschung alter Gardeleger Familien.
- Dr. Rudolph: Heimatmuseum in Wefelingen.

Zu beziehen durch

jede Buchhandlung und den Verlag Grimm-Sohn, Gardelegen

Preis: Kartoniert RM 2.-

In Leinen geb. RM 3.-

Weiter weisen wir empfehlend auf den 1938 erschienenen
Band 2 vom

Heimatbuch

Beiträge
zur altmärkischen Heimatkunde

hin, der in vielen anerkennenden und empfehlenden Besprechungen „als eine Fundgrube heimatkundlichen und familiengeschichtlichen Materials“ bezeichnet wird.

Er enthält folgende Abhandlungen:

- P. Pflanz: Zur Geschichtsschreibung der Stadt Gardelegen.
- A. Klatt: Das Lehnaufgebot in Gardelegen im Jahre 1610.
- W. Dietlein: Christoph August Tiedge.
- Dr. E. Nitter: Die große Stadtschule (1773-1780).
- von Iken: Wald und Jagd in der Lehlinger Heide.
- P. Sumacher: Das Notfeuer
- O. Reichmann: Das älteste altmärkische Kirchenbuch.
- Dr. Schulze: Der altmärkische Bauernhof in Diesdorf.
- Dr. K. Piehler: Die Entwicklung der heimischen Industrie.

Auch dieser Band kann durch jede Buchhandlung und vom
Verlag Grimm-Sohn, Gardelegen, bezogen werden.

Preise: Kartoniert RM 2.50 In Leinen gebunden RM 4.50

„Daß der Verein für Heimatkunde Gardelegen auch in diesem Kriegsjahre uns ein stattliches und gehaltvolles Heimatbuch bescheert, ist ein rühmlicher Beweis für die Rührigkeit und Ergiebigkeit der dortigen Heimatforschung.“ „Magdeburger Montagobl.“ 29. 7. 1940.

So erschien Ende 1939 als laufendes Jahrbuch Band 3 vom

Heimatbuch

Beiträge
zur altmärkischen Heimatkunde

Es enthält folgende Abhandlungen:

- r.: Die weißen Moenoleben als Burgherren von Gardelegen
- O. Reichmann: Pietà.
- Dr. A. Nebel: Lateinische Haus- und Mauerinschriften Gardelegens.
- Dr. E. Nitter: Ein Schülerverzeichnis der Großen Stadtschule Gardelegens aus den Jahren 1608-1609.
- Dr. E. Schulze: Wilhelm Bornemanns plattdeutsche Gedichte.
- P. Pflanz: Das Salzwedeler Tor der Stadt Gardelegen vor 100 Jahren.
- P. Schumacher: „Büchern“, ein Spiel für geschickte und schnelle Kinderhände.
- P. Schumacher: Die Juden in Gardelegen.
- W. Rogosky: Rundgang um Gardelegen unter besonderer Würdigung seiner Flurnamen.
- A. Göttliche: Der Drömling.
- A. Thie: Aus Klöthes Geschichte.

Auch dieser Band kann durch jede Buchhandlung und vom
Verlag Grimm-Sohn, Gardelegen, bezogen werden.

Preise: Broschüriert RM 4.50 In Leinen gebunden RM 6.-.

